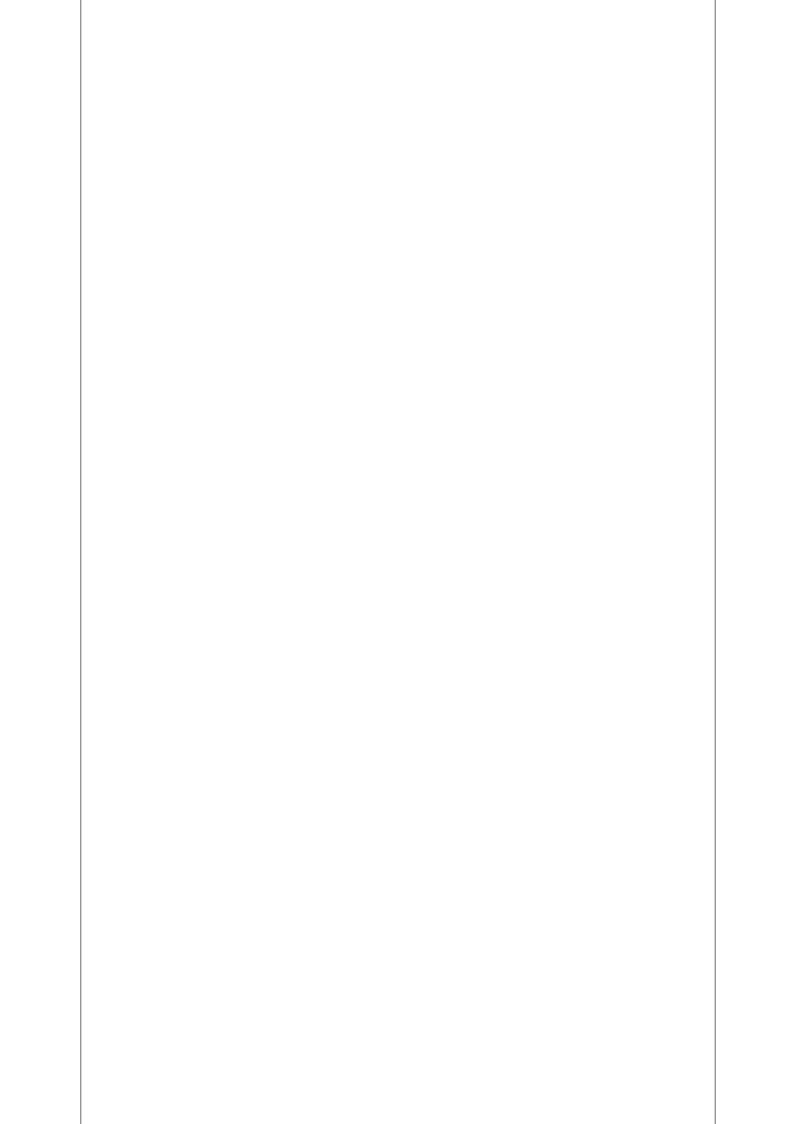
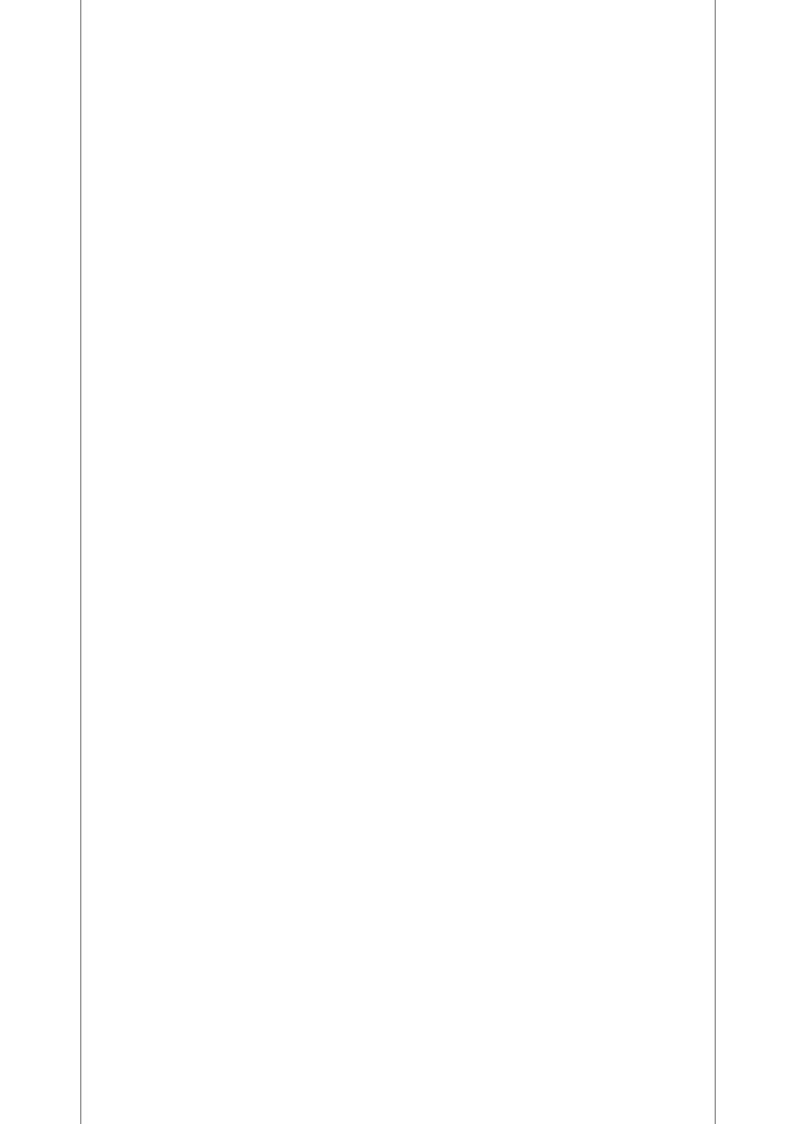
Kans S.A. Günther

Sommen and Urgeschickte der Utge

3. S. Lehmanns Verlag-München-Berlin



hans S. K. Günther Sormen und Urgeschichte der Ehe



Sormen und Urgeschichte der Ehe

Die Sormen der Phe,
Samilie und Verwandtschaft und die Fragen
einer Urgeschichte der Phe

Don

Sans S. R. Günther

Professor für Rassenkunde, Völkerbiologie und Ländliche Soziologie an der Universität Freiburg i. Br.



I. S. Lehmanns Verlag / Munchen=Berlin

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in andere Sprachen, behalten sich Urheber und Verleger vor.

Copyright 1940 / J. S. Cehmanns Verlag, München.



Druck von Dr. S. P. Datterer & Cie., Sreising-München. Printed in Germany.

Vorwort.

Dieses Buch ist aus dem einleitenden Abschnitt einer Dorlesung über "Geschlechtliche Lebensführung, Gattenwahl, Che und Samilie vom Standpunkte der Erbgesundheitslehre (Eugenik)" hervorgegangen, die ich im zeitlichen Abstand mehrerer Semester seit manchen Jahren wiederholt habe. Ein völkerkundlicher Überblick über die Sormen der Ehe und Samilie und eine Erörterung der Fragen nach dem Ursprung der Ehe schien mir zur Vertiefung einer Erkenntnis vom Wesen und von der Bedeutung der Ehe und Samilie notwendig. Mit den Jahren, als zum Ganzen der genannten Dorlesung sich immer mehr Stoff herandrängte und als auch die völkerkund= liche Einleitung sich erweiterte, ergab sich die Notwendigkeit, die Einleitung abzutrennen und deren Stoff für sich zu ge= stalten, diesen Stoff den Hörern aber in einer selbständigen Dorlesung zu bieten. Die Ausführungen dieser selbständigen Dorlesung sind aber, wie früher die als Einleitung gedachten Darlegungen, mit solcher Aufmerksamkeit entgegengenommen worden, daß ich mich entschloß, den Stoff weiter auszuarbeiten und als Buch vorzulegen. Diesen Entschluß hat bei mir die Einsicht verstärft, daß in Deutschland die Sormen der Che, Samilie und Derwandtschaft und noch mehr die Fragen nach Ursprung und Urformen der menschlichen Ebe außerhalb eines Kreises völkerkundlicher und gesellschaftswissenschaftlicher Sachleute seit Jahrzehnten nicht mehr erörtert worden sind und daß man daher in der Regel entweder gar keine Dorstellungen über diese Sormen menschlicher Gesellung findet oder aber immer noch die unhaltbaren Dorstellungen, die sich aus ver= schiedenen liberalen und marxistischen Auslegungen gewisser "evolutionistischer" Cehren des 19. Jahrhunderts ergeben haben. Wo überhaupt Dorstellungen über die Ursprünge menschlichen Geschlechts-, Che- und Samilienlebens bestehen, sind solche Vorstellungen meistens immer noch von der Bachofen=Morganschen Entwicklungslehre abgeleitet, die als widerlegt gelten muß. Eine einführende Darlegung erschien mir daher als eine Aufgabe, der ich mich auch deshalb zu widmen haben würde, weil eine Besinnung auf das Wesen der Che und die eigentlich wirksamen Kräfte des menschlichen Familienlebens heute mehr als je zuvor ein Erfordernis völztischen Denkens darstellt. Alles gesunde Volksleben beruht auf der Familie, und einen anderen Lebensgrund für ein Volkgibt es nicht. Die Gesundung eines erkrankten Volkslebens ist nur durch Gesundung der Familie möglich. Solche Einsichten vermag auch die Betrachtung der Eheformen und Familienzormen außereuropäischer Völker zu vermitteln.

Ich habe zu den Darlegungen dieses Buches nur wenig eigene Gedanken beizutragen, schulde vielmehr nahezu alles, was ich vorzutragen habe, der völkerkundlichen Sorschung, auf die ich Schritt für Schritt verweisen werde. Eine weitere Absicht des Buches ist eben die, auf die Sorschungen und Sorscher hinzuweisen, die sich um Erhellung der hier darzustellenden Zusammenhänge bemüht haben, und zwar wiederum aus der Erfahrung, daß diese Sorschungen und Sorscher außershalb der Sachwissenschaft heute gerade in Deutschland kaum bekannt sind. Sie verdienen aber, bekannter zu werden.

Sür das Mitlesen der Verbesserungen bin ich meiner Schwester Margarete Günther in Emmendingen (Baden) und herrn Dr. Günter Schulz in Berlin W. 30 zu großem Dank verpflichtet. herr Dr. Schulz hat sich außerdem der Mühe unterzogen, einen Seitenweiser für dieses Buch auszuarbeiten, wofür ihm Verlag und Verfasser auch hier danken wollen.

Berlin=Dahlem, harnachaus, Ostern 1940.

hans S. K. Günther.

Inhaltsverzeichnis.

Dorwort	5eite
I. Einleitung über das Schrifttum und Vorbemerkung über das Wort "Samilie"	9
1. Über das Schrifttum	9
2. Über das Wort "Samilie"	12
II. Die Geschlechterbeziehungen im Tierreiche	17
III. Die Gründe zu Werbung und heirat und die Siebung bei	
der Gattenwahl	26
IV. Heiratsverbote und Heiratsordnungen	35
1. Heiratsverbote	35
2. heiratsordnungen	3 9
a) Die Tauschheirat S. 40. b) Die Dettern=Basen= heirat S. 41. c) Levirat und Sororat S. 44. d) Die Binnenheirat (Endogamie) S. 47. e) Die Außen= heirat (Exogamie) S. 52. f) Der Totemismus S. 62.	
V. Die Formen der Heirat	67
VI. Die Formen der Ehe	7 9
VII. Die Promistuität	86
VIII. Die Verbreitung der Cheformen bei einzelnen Völkergruppen	
und die Gründe zur Entstehung oder Bewahrung dieser Formen	99
1. Die Einehe	99
2. Die Dielweiberei	102 108
3. Die Dielmännerei	110
4. Die Gruppenehe	
IX. Die Einwirkung der Cheformen auf die Auslese	113 114
1. Die Dielmännerei	115
2. Die Dielweiberei	125
X. Die Formen der Samilie	133
1. Großfamilie und Kleinfamilie	133
2. Daterrecht und Mutterrecht	133
a) Daterrecht S. 134. b) Mutterrecht S. 144.	

XI. Die Formen der Verwandtschaft	 				•	171
XII. Die Bachofen=Morgansche Entwicklungslehre legung		•	•	•	•	180
Namenverzeichnis						

Druckfehlerberichtigung.

- 5. 38, Sugnote 1: lies Friederici, anstatt Friderici. 5. 48, 11. Zeile von unten: lies latinischen, anstatt lateinischen. 5. 65, 19. Zeile von oben: lies Cöhr, anstatt Cöher. 5. 121, 23. Zeile von oben: lies Tophoven, anstatt Tephoven.
- 5. 122, 19. Zeile von oben: lies 106 Knaben, anstatt 105.
- 5. 150, Sugnote 1: lies Organisation, anstatt Organizations.
- 5. 163, Sugnote 2: lies Kunike, anstatt Kunike, und in der nächsten Zeile S. 546, anstatt 346.
- 5. 201, Sugnote 2, lette Zeile: füge die Seitenzahl 228 hinzu.
- 5. 203, Seitenüberschrift: gegen die Entwicklungslehren, anstatt gegen Entwicklungslehren.
- 5. 254, Zeile 16 von oben: lies family, anstatt familiy.

I. Linleitung über das Schrifttum und Vorbemerkung über das Wort "Samilie".

1. Über das Schrifttum.

Derwandtschaft und über die Sormen von Che, Samilie und Derwandtschaft und über die Fragen einer Urgeschichte der Che außerhalb der engeren Sachkreise heute nur wenig bestannt ist, möchte ich erst hierüber einige Angaben zusammenstellen.

Junächst verweise ich auf Westermark, The History of Human Marriage, 5. Auflage 1925, ein grundlegendes Werk in drei Bänden. Eduard Westermark (1862—1939), ein sinnländischer Sorscher der Gesellschaftswissenschaft und Dölsterkunde, der seit 1904 an der Universität Condon lehrte, hat The History of Human Marriage in erster Auflage im Jahre 1891 erscheinen lassen. Das Werk ist in der ersten Auflage ins Deutsche übersetzt worden: "Geschichte der menschlichen Che" (1893). Man wird aber die 5. Auflage in englischer Sprache benüten.

Eine kurze Zusammenfassung des dreibändigen englischen Werkes ist Westermark, A Short History of Human Marriage, 1925, ins Schwedische übersett: Äktenskapets Historia, 1927.

Westermarks Werk vermittelt eine Vorstellung von der Überfülle völkerkundlicher Zeugnisse zu den hier betrachteten Sormen menschlichen Lebens. Man wird auf dieses Werk immer wieder mindestens als auf eine reichhaltige Stoffssammlung hinweisen müssen, in der wohl alles zu sinden sein wird, was aus den bezeichneten Gebieten anzusühren ist. Die gedankliche Durchdringung des Stoffes scheint mir jedoch nicht zu genügen, um dem Werke mit allen seinen Auffassungen und Deutungen eine längere Zukunft zu sichern. Westers

mark gehört zum Teil noch der Gedankenwelt des 19. Jahr= hunderts an; er hat dessen Entwicklungsgedanken, dessen "Evolutionslehren", in mehreren seiner Erscheinungsformen wirksam bekämpft, bleibt aber in Einzelheiten doch selbst noch in dieser oder jener Sorm des Entwicklungsgedankens stecken. Auch zeigt sich ein gewisser Widerspruch zwischen der Menge des vorgetragenen Stoffes und dem eigentlichen Ertrag und Gehalt der Westermarchschen Gedanken über den Stoff. h. R. Lowie¹) hat dem Werke Westermarks vorgeworfen: "Die Überfülle der Anführungen Westermarcks aus dem Schrifttum hat einige seiner Beurteiler so geblendet, daß sie den erstaunlich unkritischen Gebrauch solcher Anführungen übersahen". — Ich fürchte, es werden auch andere Sachleute der Dölkerkunde ungefähr so urteilen. Es fehlt an einer scharfen Sichtung des Stoffes und da und dort an dessen geistiger Durch= dringung.

Das dreibändige Werk Westermarcks wird im folgenden jeweils mit der Ziffer (I) angeführt. Die folgenden öfters genannten Werke und Arbeiten werden ebenfalls jeweils mit Ziffern angeführt, die hier angegeben sind:

William H. R. Rivers unter Marriage in der Encyclopaedia Britannica, Bd. VIII, 1915, S. 423 ff. (II)

Robert Harry Lowie, Primitive Society, 1921. (III)

Sritz Graebner, Ethnologie, im Bande "Anthropologie" der Reihe: Kultur der Gegenwart, Teil III, Abteilung V, 1923, S. 435 ff. (IV)

Paul Descamps, La Promiscuité est-elle primitive?, Revue de l'Institut de Sociologie, Bô. V, Nr. 1, 1924. (V)

Richard Thurnwald: Eine Reihe von Beiträgen in verschiesbenen Bänden des Reallexikons der Dorgeschichte, zwischen 1924 und 1929. (VI)

Bronislaw Malinowsti, Sex and Repression in Savage Society, 1927. (VII)

Robert Briffault, The Mothers: A Study of the Origins of Sentiments and Institutions, drei Bände, 1927. (VIII)

¹⁾ The History of Ethnological Theory, Condon 1937, S. 98.

Bronissam Malinowsti unter Marriage in der Encyclopaedia Britannica, Bd. 14, 1929, S. 940 ff. (IX)

Richard Thurnwald, Werden, Wandel und Gestaltung von Samilie, Verwandtschaft und Bünden, 1932. (X)

Robert Harry Lowie unter Marriage in der Encyclopaedia of the Social Sciences, Bd. X, 1933, S. 146 ff. (XI)

Eduard Westermard, The Future of Marriage in Western Civilization, 1936. (XII)

Robert harry Lowie, The History of Ethnological Theory, 1937. (XIII)

Seltener werden die folgenden, nicht minder wichtigen Werke und Arbeiten genannt, die jeweils mit ihrem Titel angeführt werden sollen:

Marriage in Australia, 1906.

James G. Frazer, Totemism and Exogamy, vier Bände, 1910. heinrich Ploß, Das Kind in Brauch und Sitte der Dölker, Bd. I, 1911; Bd. II, 1912.

Bronislam Malinowsti, The Family among the Australian Aborigines, 1913.

William H. R. Rivers, Kinship and Social Organisation, 1914. Derselbe unter Mother-Right in der Encyclopaedia of Religion and Ethics, Bd. VIII, 1915, S. 851 ff.

Wilhelm Koppers, Die Anfänge des menschlichen Gemeinsschaftslebens im Spiegel der neueren Völkerkunde, 1921.

Alexander A. Goldenweiser, Early Civilization, 1922.

Georg Buschan, Illustrierte Völkerkunde, drei Bände, 1922 bis 1926.

William H. R. Rivers, Social Organization, 1924, eine Neusbearbeitung von Kinship and Social Organisation, nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von W. J. Perry.

Ploß=Bartels, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, drei Bände, 1927.

Ernest Crawley, The Mystic Rose: A Study of Primitive Marriage and of Primitive Thought in its Bearing on Marriage, zwei Bände, herausgegeben von Th. Besterman, 1927.

Derselbe, Studies on Savages and Sex, herausgegeben von Th. Besterman, 1929.

Bronislam Malinowsti, The Sexual Life of Savages in North-Western Melanesia, 1929.

hobhouse=Wheeler=Ginsberg, The Material Culture and the Social Institutions of the Simpler Peoples: An Essay in Correlations, 1930.

Robert Harry Lowie, unter Kinship in der Encyclopaedia of the Social Sciences, Bd. VIII, 1932, S. 146ff.

Margaret Mead unter Family in der Encyclopaedia of the Social Sciences, Bd. VII, 1932, S. 65 ff.

Robert R. Marett, Sacraments of Simple Folk, 1933.

Willystine Goodsell, A History of Marriage and the Family, 1934.

Joseph K. Solsom, The Family, 1934.

Richard Thurnwald, Cehrbuch der Völkerkunde, 1939.

Die folgenden Werke und Arbeiten werden im vorliegenden Buche nicht angeführt, sind aber für den betrachteten Gegenstand ebenfalls wichtig, die einen mehr, die anderen weniger:

haveloc Ellis, Little Essays of Love and Virtue, 1922.

Wilhelm Schmidt und Wilhelm Koppers, Völker und Kulsturen in: Der Mensch aller Zeiten, 1924.

William G. Sumner und Albert G. Keller, The Science of Society, Bd. III, 1927.

Robert harry Lowie, Culture and Ethnology, Abschnitt: Terms of Relationship, 1928, S. 98 ff.

haveloc Ellis, More Essays of Love and Virtue, 1931.

Robert Harry Lowie, An Introduction to Cultural Anthropology, Abschnitt: Marriage and the Family, 1934, S. 230 ff.

Margaret Mead, Sex and Temperament in three Primitive Societies, 1935.

Thomas K. Penniman, A Hundred Years of Anthropology, 1935.

William J. Thomas, Primitive Behavior, 1937, Abschnitte: Kinship Behavior, Residence and Lineage, Sexual Behavior.

2. Über das Wort "Samilie".

Dieses Wort ist um 1700 als ein Fremdwort im Deutschen aufgenommen worden. Dorher findet sich dafür das Wort "haus", in Luthers Sprache: "Ich und mein haus wollen dem herrn dienen". Auch im Griechischen bedeutet oikos sowohl "haus" wie "Familie". Die Wörter "hauswesen" und "haus"

stand" deuten noch auf den alten Vorstellungskreis hin, in welchem immer die Samilie im Zusammenhang mit einem Vaterhause, einem angestammten Vaterhause auf einem Erbshofe gesehen wurde; Samilie, haus, hof, Acterland und Vieh als eine Cebenseinheit, Arbeitseinheit und Wirtschaftseinheit: also der Vorstellungskreis eines vaterrechtlichen Bauernkriegerstums der Völker indogermanischer Sprache.

Das lateinische familia weist auf den gleichen Vorstellungs= treis zurück. Cautgesetzliche Entsprechungen des Wortes familia sind auch im Ostischen und Umbrischen bezeugt, also in italischen Mundarten, die dem Cateinischen nächst verwandt sind. Familia gehört zusammen mit famulus "Diener" wie 3. B. der Name der Insel Sicilia mit Siculus "Sikuler". Das lateinische familia wird auch oft im Sinne von "Gesinde" gebraucht; dem römischen hausvater, dem pater familias, unterstanden ja die Samilienangehörigen ebenso wie die Knechte der Samilie. Das Wort familia gehört seinem Wortstamme nach wahrscheinlich zusammen mit dem altindischen dhāman, einer Ableitung von der indogermanischen Wurzel dhē "setzen, gründen, machen", die auch im deutschen "tun" fortlebt. Dem altindischen dh entspricht regelmäßig ein griechisches th, so 3. B. in Thesis "Sat, These", und ein italisches f, so 3. B. in lateinisch facio "ich tue", sowie ein germanisches d, so 3. B. in englisch do, und ein hochdeutsches t wie in "tun". Das altindische dhaman zeigt nun eine Bedeutungsentwicklung von "Setzung" zu "Siedlung, Wohnstätte" und hat daneben auch noch Bedeutungen wie "Macht= bereich, Wirkungskreis, Art, Geschlecht". So läßt dieses mit familia verwandte Wort die Beziehungen erkennen zwischen "dauernder Siedlung" und "Samilie" und zwischen der Dauer= siedlung einer Samilie und dem Machtbereich des hausherrn. So ist also famulus der zum Machtbereiche des Hausherrn gehörige Knecht oder der zum hause Gehörige und familia das haus oder die Gemeinschaft der zum hause Gehörigen1).

¹⁾ Dgl. H. Reichelt, Studien zur lateinischen Caut= und Wort= geschichte, Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Bd. 46, 1914, S. 344ff.

Dieses haus der Indogermanen ist ein gezimmertes haus, ein holzhaus, ein domus (lateinisch) oder domos (griechisch): beide Wörter sind von einer Wurzel dem "bauen, zimmern" abgeleitet und weisen auf die Siedlungen eines Ackerbauernstums hin, nicht auf die Zelte eines Wanderhirtentums. Don der Wurzel dem ist auch das Wort despótes abgeleitet, das auf ein älteres dem-s-pótes zurückgeht und soviel wie "haussherr" bedeutet. Der zweite Bestandteil des Wortes entspricht einem indogermanischen potis "ich kann", das im lateinischen possum (aus pot - sum) "ich kann" und possessio (aus pot - sessio) "Besitz" erhalten ist. Per despótes ist also der hausherr einer kamilie auf einem Erbhose im ans gestammten hause.

Der angelsächsische Kirchengeschichtsschreiber Beda (672 bis 735), auch Beda venerabilis genannt, gebraucht für das Wort "Hufe", für ein sonst übliches aratrum, das bezeichnenderweise auch im Cateinischen wieder von arare "pflügen" abgeleitet ist, also für ein slächenmaß bäuerlichen Besitzes, des Besitzes eines Bauerngeschlechts, das lateinische Wort familia¹). So ist also "Sippe" soviel wie "Siedlungsgenossenschaft" oder "Ansiedlerverband", Verband der Siedler auf einer Erbhufe. Bei den Indogermanen sind immer Sippe, Erbhof und Erbshaus eine unauflösliche Vorstellung²).

Diese Erbhaus auf dem Erbhose als dem Wohnsitz einer Großfamilie mit Agnaten, ist auch die Urzelle der Wirtschaft bei den Indogermanen: vom griechischen oikos "das haus" ist das Wort oikonomía abgeleitet, das also ursprünglich "hauswirtschaft" bedeutet und erst später "Wirtschaft" übershaupt³). Das griechische oikos, das auf eine ältere Wortsorm woikos zurückgeht, ist wiederum mit lateinisch vīcus verwandt, und vīcus "Weiler" war vermutlich die Bezeichnung für die

¹⁾ Venerabilis Bædæ Opera Historica, herausgegeben von Plumsmer, Bd. II, 1896, S. 40/41.

²⁾ Dgl. H. S. K. Günther, Sühreradel durch Sippenpflege, 1936, 5. 71.

³⁾ Dgl. Schmoller, Grundriß der allgemeinen Wirtschaftslehre, Bd. I, 1900. S. 243.

Sippensiedlungen der latinischen Italiker, so wie woikos ursprünglich die Bezeichnung für die Sippensiedlungen der hellenen war, die Siedlungen nach Art der indogermanischen Großfamilie1).

In diesem Zusammenhange läßt sich auch die Wurzel anführen, von der das Wort "heirat" abgeleitet ist. "heirat" gehört zu einem Zeitwort, das im Althochdeutschen als hîwôn oder hîôn, im Angelsächsischen als hian erhalten ist und zum gleichen Wortstamme wie althochdeutsch hiwo "Che= mann" und hîwa "Chefrau". Das althochdeutsche hîrât "Der= mählung" bedeutet dem Wortstamme nach eigentlich "haus= besorgung". Die zum gleichen Stamme gehörigen Wörter sind aber urverwandt mit dem lateinischen cīvis "Bürger" 2). Nach indogermanischer Dorstellung ist ein "Bürger", ein Vollbürger, nur der Samilienvater, d. h. der freie Samilienvater und d. h. der freie landbesitzende Samilienvater: er allein hat für seine Samilie Stimme in der Volksversammlung der unter einander gleichberechtigten wehrhaften Freisassen. So gehören also für den Indogermanen unauflöslich zusammen: Erbaut, Erbhaus, Samilie und Vollbürgertum, wobei die Samilie durch den Samilienvater, den pater familias, geführt wird. Dies ist die vaterrechtliche Samilie des indogermanischen Bauernkrieger= tums.

Don Wilh. heinr. Riehl bis zu Grotjahn lassen sich Dorschläge zu einem Mehrstimmenwahlrecht für Samilienväter im Derhältnis zur Kinderzahl verfolgen3). Das sind Nach= wirkungen indogermanischer Vorstellungen. Sicherlich wäre es heute bedenklich, die staatliche Geltung eines Mannes nach dessen Samiliengröße zu bestimmen. Aber nach Durchführung

¹⁾ Dgl. E. Her mann, Die Cheformen der Urindogermanen, Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Phil.= hist. Klasse, n. S., Sachgrup pe III, 1934, S. 43.

²⁾ Kluges Etymologisches Wörterbuch, berausgegeben von A. Göke,

^{1934,} S. 242 unter "Heirat". 3) Ogl. Friedrich Zahn, Die deutsche Samisie und der Wiederaufbau unseres Volkes, Allgemeines Statistisches Archiv, Bd. 16, heft 1, 1926, **S.** 23.

sehr eingreifender staatlicher Maßnahmen zur hemmung der Sortpflanzung erblich=minderwertiger Menschen könnte die Bevorrechtung des Samilienvaters durchaus wieder Sinn und Wert erhalten.

Don allen diesen indogermanischen Vorstellungen, von denen Wörter wie Samilie, haus, heirat und andere zeugen, von diesen Vorstellungen eines vaterrechtlichen Bauernkriegerstums müssen wir gänzlich absehen, wenn wir die Sormen von Ehe, Samilie und Verwandtschaft bei den Völkern der Erde begreifen lernen wollen und wenn wir nach den etwaigen Sormen einer Urehe der Gattung Mensch fragen.

Auch das Wort "Che" muß im Zusammenhang dieser Dorbesmerkung seinem Wortstamm nach erklärt werden. Es lautet im Althochdeutschen, Altfriesischen und Altnordischen swa; im Mittelhochdeutschen ê oder êwe, und bedeutet soviel wie "Geseth". Zum gleichen Wortstamm gehört wohl auch das Wort "ewig". Trifft dies zu, so würde "Che" soviel bedeutet haben wie "ewig geltendes Geseth"). Eine solche Vorstellung vom Wesen der Che entspricht durchaus den Anschauungen vieler Völker in Vergangenheit und Gegenwart, denen die Che ein Bestandteil der ewigen und heiligen Ordnung ist, über welche die Götter wachen. Dieser Vorstellung werden wir öfters begegnen.

¹⁾ M. Lexer, Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch, 1932, S. 52 unter "êwe"; Kluges Etymologisches Wörterbuch, herausgegeben von A. Götze, 1934, S. 121/122 unter "Ehe".

II. Die Geschlechterbeziehungen im Tierreiche.

phe ich auf die Verhältnisse im menschlichen Bereiche einsgehe, wirdes wegen der Frage nach den Ursprüngen und nach der lebensgesehlichen Bedeutung der Ehe und Samilie wichtig sein, einen Blick auf die Geschlechterbeziehungen im Tierreiche zu werfen.

Wenn wir diese Beziehungen in der Stammesgeschichte der Tiere, also nach abstammungskundlichen (phylogenetischen) Gesichtspunkten betrachten, so erfahren wir, daß unterhalb der niederen Klassen der Wirbeltiere, bei den Wirbellosen, den Gliederfüßlern, Weichtieren, Würmern usw. Geschlechterbeziehungen flüchtig sind; eine Pflege der Brut fehlt oder ist nur schwach ausgebildet. Die Regel auf dieser Stufe ist Promistuität, d. h. ungebundene, ungeregelte Geschlechterbeziehungen beliebiger Männchen mit beliebigen Weibchen.

Je höher die tierischen Cebewesen entwickelt sind, desto mehr treten Bindungen zwischen Männchen und Weibchen auf, Bindungen, die schließlich längere Zeit andauern, ja lebens- länglich werden und deren Wesen schließlich mehr aus Seelischem als aus Ceiblichem zu erklären ist. Man kann verschiedene Samilienformen unterscheiden, "je nachdem, ob beide Eltern oder eines derselben bei den Jungen bleiben oder ob diese lettern nur unter einander eine Zeitlang vereinigt sind").

Demnach unterscheidet Alverdes

eine Elternfamilie: gewisse Käfer und Sische, viele Dögel und Säugetiere;

eine Daterfamilie: gewisse Sische und Frösche;

eine Mutterfamilie: einige Insekten und Spinnen, manche Sische, Frösche, Dögel und Säugetiere;

eine Kinderfamilie: gewisse Raupen und Sische1).

¹⁾ Alverdes, Che, Samilie und Gesellschaft bei Tieren und Menschen, Zeitschrift für Sexualwissenschaft, Bd. 13, 1926/27, S. 5.

Weiter zählt Alverdes Fälle der Zuneigung von in Einehe lebenden Paaren nur zueinander auf: so bei gewissen Käfern, bei Dögeln und Säugetieren. Er schließt aus allem dem: "Ehe, Familie und Gesellschaft sind also vormenschliche Institutionen"). Diesem Sate wird man zustimmen müssen, wenn man den Begriff "Gesellschaft" nicht im Sinne einer "Herde" auffaßt und einen vom Tiere auf den Menschen vererbten "Herdensinn" annimmt. Aus den Derhältnissen des Tierreichs wird man nicht schließen dürfen, die Ehe sei erst eine "kulturelle" Erscheinung, erst die Errungenschaft fortgeschrittener Menschengruppen, wie Srh. v. Reitenstein²) annehmen wollte. Die Ehe hat, wie Westermarck immer betont hatte, sch on vormenschliche Wurzeln.

Die hauptwurzel der menschlichen Che, die in das Tierreich zurückführt, ist die Brutpflege, die Sorge um die Aufzucht des Nachwuchses; das werde ich im Abschnitt über den Ur= sprung der menschlichen Ehe eingehender nachweisen müssen. Eine Brutpflege fehlt auf niederen Stufen des Tierreichs oder ist dort nur gering ausgebildet; sie ist auch noch wenig ausge= bildet bei niederen Wirbeltieren, bei Curchen, Kriechtieren und vielen Sischen. hingegen findet sich eine ausgebildete Brut= pflege bei den Dögeln, wenigstens bei vielen Arten der Dögel. Dementsprechend halten Männchen und Weibchen zusammen und zwar nicht nur zur Paarungszeit. Beim Brutgeschäft er= nährt und beschützt das Männchen sein Weibchen. So findet sich, ausgenommen bei den hühnervögeln und einigen an= deren, die in Dielweiberei (Polygynie) leben, hier eine Art Einehe (Monogamie). Diele Dogelehen halten auch im Winter zusammen, also in der Zeit, in welcher der Geschlechtstrieb erloschen ist.

Man kann bei Dögeln und Säugetieren schon von "Ehen" sprechen, dabei von Ehen in der Form der Einehe (Monos gamie) und der Dielweiberei (Polygynie). Diese Ehen der Dögel und Säugetiere können Dauerehen, lebenslang ans

¹⁾ a. a. O., S. 8.

²) Handwörterbuch der Sexualwissenschaften, 1923, unter "Chesschließungs= und Hochzeitsgebräuche", S. 198.

dauernde Chen sein oder sogenannte Saisonehen, d. h. Chen für einen Sortpflanzungszeitabschnitt¹).

Bei den meisten Arten der Säugetiere leben Männchen und Weibchen zur Paarungszeit und für deren Dauer zusammen. Die Muttertiere pflegen die Jungen sorgfältig. Schon das Säugen stellt länger dauernde Beziehungen des Muttertieres zu seinen Jungen her. Eine dauernde Einehe und ein langes Zusammenleben in der Gruppe von Männchen, Weibchen und Jungen, also Verhältnisse ähnlich denen der Menschenfamilie, sindet sich beim Elefanten. Auch bei den Affen, besonders den Menschenaffen, treten wieder Verhältnisse wie die der menschelichen Einehe auf. Die Beziehungen der Geschlechter dauern länger als eine Paarungszeit und Aufzuchtzeit; das Männchen tritt als Beschützer des Weibchens auf. Der Pavian soll in Dauerehe in Sorm der Dielweiberei leben innerhalb einer zusammen bleibenden Horde — einer Horde, die deutlich aus einer größeren Zahl solcher Samilien besteht²).

Das Samilienleben der Menschenaffen ist noch nicht hinreichend erforscht worden; die Verhältnisse, die sich im Tiergarten ergeben, dürfen nicht immer zu Aussagen verswertet werden; es kommt auf das menschenäfsische Samiliensleben in der Sreiheit an. Dom Orang-Utan ist früher berichtet worden, man sehe in der Regel entweder nur Männchen mit Jungen oder Weibchen mit Jungen oder Gruppen älterer Männchen und halbwüchsiger Jungen. Dann aber haben W. Volz³) und W. Munne de⁴) beobachtet, daß die Orang-Utan fast nie in größeren Gruppen leben, fast nie als herde oder Rudel auftreten, sondern fast immer nur in Samiliensgruppen. Auch beim Gorilla hat das Gruppenleben die Gestalt der Samiliengruppe oder die eines kleinen Rudels aus einigen Samiliengruppen. In Kamerun neigt der Gorilla zu größeren

¹⁾ Dgl. Alverdes, a. a. O., S. 3/4.

²⁾ Doflein, Das Tier als Glied des Naturganzen, 1914, S. 692, 694; S. Zuderman, The Social Life of Monkeys and Apes, 1932, S. 147, 212, 213, 314ff.

³⁾ Nordsumatra, Bd. II, 1912, S. 364.

⁴⁾ Mit hagenbeck im Dichungel, 1931, S. 77ff.

Rudeln aus Samiliengruppen, doch keinesfalls zum dauernden Ceben in herden. Wo die Gruppen größer werden, daß man von herden sprechen könnte, zerstreuen sie sich bei der Sutter= suche doch als vereinzelte Samiliengruppen über ein ziemlich weites Gebiet. Die Samiliengruppen des Gorillas sollen aus einem Paar in Dauerehe mit seinen Jungen bestehen. Dieses Paar bleibt auch außerhalb der Brunstzeit zusammen 1). Auch Samiliengruppen eines Männchens mit mehreren Weibchen oder zweier Männchen mit mehreren Weibchen sollen beim Gorilla auftreten, die Männchen immer als Warner, Wächter und Verteidiger ihrer Samiliengruppe. Auch beim Schim= pansen hat das Gruppenleben die Sorm der Samiliengruppe²). Sür eine stammesgeschichtliche Betrachtung wäre eine genauere Kenntnis des schimpansischen Samilienlebens besonders wertvoll, weil Ahnenformen des Schimpansen und des Menschen tertiärzeitlich bis früheiszeitlich einander im Kreise der vormenschlichen und menschenäffischen Sormen nächsten gestanden haben. Der Schimpanse scheint geselliger zu sein als der Gorilla; er soll gerne in Horden aus Samilien= gruppen durch den Urwald ziehen. Der männliche Schimpanse baut ein Nest in einem Baum für das Weibchen und die Jungen; er selbst ruht meistens weiter unten, im Geäst sigend.

Mancherlei Gründe fördern bei den Menschenaffen das Samilienleben: Die Äffin gebiert in der Regel nur ein Junges; die Dermehrung ist also nicht stark, verglichen mit der Dersmehrung bei den mehrgebärenden Tierarten. Dann dauert bei den Affen die Kindheit verhältnismäßig lange, also die Zeit, in der die Jungen Schutz brauchen, den Schutz durch ihre Eltern. Der Gibbon — selbst nicht Menschenaffe, aber diesen nahestehend und noch von haeckel zum Ahnenkreis des Dormenschen gerechnet — soll erst im Alter von 5—8

¹⁾ Reichenow, Biologische Beobachtungen an Gorilla und Schimpanse, Sitzungsberichte der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, Nr. 1, Januar 1920, S. 1ff.; Yerkes, The Great Apes, 1929, S. 541.

³⁾ Yerfes, a. a. O.

Jahren geschlechtsreif werden, der Gorilla erst im Alter von 10-14 Jahren¹).

B. Malinowski2) hat ausgeführt, daß bei Menschenaffen wie bei Menschen die Werbung vom männlichen Geschlecht ausgehe, daß dieser Werbung eine Wahl durch das weibliche Geschlecht entgegenkomme und bei der Paarung ein Nachgeben des zuerst scheuen weiblichen Geschlechts; es zeige sich eine Anhänglichkeit der Männlichen und Weiblichen an einander, eine gemeinsame Pflege der Kinder; die Männlichen schützen die von ihnen gewonnenen Weiblichen; beide Ge= schlechter erziehen die Jungen und lieben diese. Alle diese Regungen gehen nach Malinowski bei den Affen von Instinkten aus, von ererbten Antrieben, bei den menschlichen Gruppen von den gleichen ererbten Antrieben, die aber hier durch Sitten ausgestaltet werden. Man könnte dem hinzufügen, daß die menschliche Samilie gegenüber der menschen= äffischen durch eine Arbeitsteilung der beiden Geschlechter gekennzeichnet ist, zu der auf menschenäffischer Stufe noch kaum Ansätze zu finden sind, die aber eben für die Erhaltung der menschlichen Samilie und für deren Wirtschaft bedeutungs= voll geworden ist.

Sür die Menschenaffen, ja schon die Affen überhaupt, ist im Gegensatzu anderen Tieren, bei denen die Fortpflanzung alleiniges Ziel des Geschlechtstriebs zu sein scheint, eine gewisse Trennung der geschlechtlichen Reizung und Lust vom bloßen Fortpflanzungstriebe kennzeichnend, eine Trennung, die diese Affen also mit den Menschen gemein hätten und die beim Menschen die verhängnisvolle Auswirkung der Geburtenvershütung hat. In der Geburtenverhütung haben sich Fortpflanzungswille und Geschlechtslust gänzlich von einander geschlechtlicher Reize (erotic irritation) um ihrer selbst willen, hat S. Zuckerman³) bei Affen und Menschenaffen in der Gesangenschaft beobachtet, wie er bei diesen Tieren auch

¹⁾ Yerfes, a. a. O., S. 543.

²) (VII), 1927, S. 226/227.

³⁾ The Social Life of Monkeys and Apes, Conbon 1932, S. 233.

Ansäte zu einer Prostitution der Weibchen feststellen wollte, die Andietung geschlechtlicher Gunst um wirtschaftlicher Dorsteile (Zulassung zum Sutter) und um des männlichen Schutzes willen (the giving of sexual favors for economic advantages and physical protection). Eine eigentliche Prostitution findet sich beim Menschen nicht auf niedrigen Gesittungsstusen, sons dern erst auf höheren, etwa von der Stuse der totemistischen höheren Jägerstämme ab.

Was der Dormensch und Urmensch von einem schimpansen= ähnlichen Menschenaffen als Instinkt, als ererbten Antrieb des 3usammenlebens übernehmen konnten, war nicht, wie dies öfters behauptet worden ist, irgendein herdeninstinkt. Der Mensch ist ebensowenig wie die Menschenaffen ein "herdentier", und wenn er in Massen in den Großstädten leben will, so kann er dies nur um den Preis einer Derwirrung seiner Instinkte tun1). Was der Mensch "von Natur", was er physei ist, wie die hellenischen Philosophen sich ausdrückten, das ist ein "Samilientier", nicht ein "Herdentier". Das hat besonders B. Malinowski2) als Kenner des Samilienlebens verhältnismäßig urtümlicher Stämme betont. Er führt aus, es gebe keinen urtümlichen herdeninstinkt, vielmehr sei die Samilie the only type of grouping which man takes over from the animal (S. 192); die Samilie aber sei die Wiege der auffeimenden Gesittung — the cradle of nascent culture (S. 184—192), und die Dauer der Samilienbande über die Geschlechtsreife des menschlichen Nachwuchses hinaus sei der Urgrund alles menschlichen Gruppenlebens (the pattern of all social organization).

Mit diesen Überlegungen über die Urform der menschlichen Che greife ich aber voraus; alles dies wird später zu betrachten sein, wenn der Überblick über die Sülle der Erscheinungen menschlichen Geschlechts= und Samilienlebens gewonnen sein wird. Jest gilt es, zuerst noch die Verhältnisse bei den Tieren von Grund auf zu begreifen. Warum bleiben bei gewissen

¹⁾ h. S. K. Günther, Die Derstädterung, 1938, S. 34; Derselbe, Das Bauerntum als Lebens= und Gemeinschaftsform, 1939, S. 634/635.

²) (VII), 1927, S. 192, 222.

Tierarten die Eltern beisammen, bis die Jungen geboren oder sogar herangewachsen sind? — Ein "Instinkt" leitet sie, d. h. ein durch Auslese bzw. Ausmerze innerhalb ihrer Gatzung erblich gewordener "Antrieb". Mit "Antrieb" wollte C. R. Müller (Erlangen) das lateinische Wort instinctus wiedergeben¹).

Das Brutgeschäft der Vögel ist gar nicht möglich ohne Cebensformen, die wir "Samilienleben" nennen können, ohne gegenseitige Hilfe, ohne Arbeitsteilung zwischen den beiden Geschlechtern. Daher gerade unter Dögeln die ausgesprochenen Dauerehen und Einehen, die ausgesprochene Gattenliebe und Gattentreue. Dogelarten ohne solche Instinkte müssen immer wieder ausgestorben sein, oder besser: können gar nicht ent= standen sein. Solche hühnerrassen wie die haubenhühner und die "Italiener", die den Brutinstinkt verloren haben, wären in der freien Natur, als Wildform, gar nicht entstanden und könnten sich auch als Haustierrassen nicht halten, wenn der züchtende Mensch ihre Eier nicht immer wieder guten Brütern unterlegte. So festigen die Instinkte innerhalb einer Art sich auf dem Wege der Auslese und Ausmerze zu den ererbten und vererblichen "Antrieben". Wo immer eine Tierart in der Kind= heit auf Hilse angewiesen ist, da konnte sie sich nur erhalten durch eine Auslese der Erbstämme mit Brutinstinkten, Sami= lieninstinkten. Die hilflosigkeit der Jungen bei den Säuge= tieren erfordert mindestens weibliche Pflege, also das Bestehen mütterlicher Antriebe und Regungen. Sehlt einmal einem Muttertier oder den Elterntieren der Samilienantrieb, die Sorge um den Nachwuchs, so gehen deren Junge unter d. h. also die Jungen, von denen mindestens ein Teil mit einer zu berechnenden Wahrscheinlichkeit die gleichen Instinktmängel vererbt besäße. So wirken Auslese und Ausmerze auf Regungen hin, die beim Menschen "Samiliensinn" genannt werden. Ich werde zu zeigen haben, daß gerade bei den niedrigsten Menschengruppen, den sogenannten Primitiven, sich sehr viel Samiliensinn findet und als Cheform überwiegend die Einehe,

¹⁾ C. R. Müller, Über den Instinkt, 1929, S. 3.

die Samilie aus Dater, Mutter und Kindern mit dem Dater als Beschützer. Dielleicht darf man sich die Urehe der Gattung Mensch deshalb am ehesten als Einehe vorstellen, weil Antriebe zu einem starken Samiliensinn sich am ehesten aus den Auslese verhältnissen einer in Einehe lebenden Urmenschengruppe erstären ließen und weil eine solche Urmenschengruppe wahrscheinlich auch kinderreicher geworden wäre als Gruppen mit anderen Eheformen, weil sie also im "Kampf ums Dasein"— den allein die Nachkommenzahlen entscheiden — gesiegt haben müßte.

Der Zwang zum Zusammenbleiben der Eltern wirkt sich um so länger aus, je länger die Jungen kindlich und hilflos bleiben. Die lange Dauer der hilflosen Kindheit gilt schon für Menschenaffen; sie gilt noch mehr für den Menschen und insebesondere für den Urmenschen in seinen an Zahl geringen Rudeln oder Horden, der die Kinderaufzucht nicht den Sürsorgeeinrichtungen einer vielfältig ausgebildeten "Gesellschaft" überlassen kann. Aus solchen ursprünglichen Derhältnissen wird sich die "Entstehung", der Ursprung der menschlichen Ehe, erklären lassen, über den viel gestritten und der in den buntesten Farben — oft in einem blutrünstigen Rot — aussgemalt worden ist.

Die menschliche Che ist also nicht erst eine "kulturelle" Erscheinung (v. Reihenstein), sondern sie hat vormenschliche Wurzeln (Westermark, Alverdes u. andere): sie wurzelt in den Antrieben zur Sorge um die Nachkommenschaft und in bestimmten Antrieben zu einer seelischen Bindung an ein oder mehrere Lebewesen anderen Geschlechts. Schließt man sich der Bestimmung des Begriffs "Ehe" durch Westermarch) an — die Che sei eine mehr oder minder dauerhafte Derbindung eines männlichen mit einem weiblichen Wesen, die über den bloßen Sortpflanzungsvorgang hinausreicht bis in die Zeit nach Geburt der Nachkommenschaft —, so ist die Che im Tierreiche weit verbreitet. Aus dem Tierreiche oder aus den Lebensgewohnheiten der Menschenaffen läßt sich aber nicht

^{1) (}I), Bb. I, S. 71.

schließen, daß der älteste Zustand der Geschlechterbeziehungen beim Dormenschen — etwa auf der Stufe des Pithecan= thropus, des Sinanthropus, des Africanthropus oder des Menschen von Mauer bei heidelberg — und beim Urmenschen — etwa auf der Stufe des Steinheimers oder der des Neander= talers in der mittleren Altsteinzeit — die regellose geschlecht= liche Dermischung, die sogenannte Promiskuität gewesen wäre. Tatsächlich findet sich gerade unter den urtümlichen (primi= tiven) Menschengruppen der Gegenwart nirgends Promis= fuität1). Aus dem Tierreiche oder den Lebensgewohnheiten der Menschenaffen läßt sich jedoch nicht entscheiden, ob unter den Dormenschen oder Urmenschen Einehe (Monogamie) oder Mehrehe (Polygamie) vorgeherrscht habe. Nur so viel wird man schon aus den Derhältnissen im Tierreiche schließen dürfen, daß Mehrehe in der Sorm der Dielmännerei (Polyandrie) immer nur unter besonderen Umständen möglich geworden sei. Beim Menschen der Gegenwart findet sich Polyandrie nur unter besonderen, um nicht zu sagen: absonderlichen wirt= schaftlichen und gesellschaftlichen Bedingungen.

Damit nun aber die Frage des Ursprungs der Che und der urtümlichen Sormen der Che und Samilie weiter erörtert werden kann, müssen die möglichen und tatsächlich vorkomsmenden Sormen menschlicher Samiliens und Derwandtschaftssordnungen in Gegenwart und Geschichte erörtert werden und muß geprüft werden, was die beiden Geschlechter des Menschen zur Che führe und wie diese menschliche Che in ihren versschiedenen Sormen erscheine.

¹⁾ Dgl. auch A. Dierkandt im Handwörterbuch der Sexualwissenschaften, 1923, unter "Che", S. 65.

III. Die Gründe zu Werbung und Seirat und die Siebung bei der Gattenwahl.

Per Mann braucht eine Gehilfin, die holz im Walde und Wasser von der Quelle oder vom Brunnen holt, die esbare Wurzeln gräbt und Beeren pflückt, die Seuer bereitet oder bewahrt, die den Garten oder ein Stück Seld bearbeitet. Die Frau braucht einen Beschützer und Gehilfen, einen Jäger oder hirten, der die Sleischnahrung besorgt. Beide Geschlechter brauchen einander, da ja die ganze Versorgung des Menschen auf dem Samilienleben und dessen Arbeitsteilung beruht. Dies sind Cebensumstände, wie sie in Europa mehr oder weniger noch für das Bauerntum gelten¹). Darum auch das hohe Ansehen des verheirateten Standes und der Samilie bei den Bauern.

Der Mann ohne eheliche Kinder gilt nicht als Vollmensch, gilt im Staate nicht als Vollbürger; er erreicht Ansehen nur als Familienvater; ein Lediger findet nach dem Tode niemand, der seine Seele, seinen Schatten verehrt, der ihn als Ahnengeist verehrt. Die kinderlose Frau wird mißachtet; nur die Chefrau und Mutter gilt als ein voller Mensch. Bei manchen Stämmen wird sinnbildlich ein verstorbener Lediger von den beiderseitigen Derwandten mit einer verstorbenen Ledigen verheisratet, damit so aus beiden Derstorbenen vollwertige Menschen würden; oder Däter heiraten eine weitere Frau sezeugten Kinder gelten als Kinder dieses Sohnes²). Die Derheiratung nach dem Tode fand sich in Indien bei den dort eingewanderten

¹⁾ Dgl. H. S. K. Günther, Das Bauerntum als Lebens= und Gemein= schaftsform, 1939, S. 153ff.

²⁾ Cévy=Bruhl, Die Seele der Primitiven, übers. von Baronin Werksmann, 1930, S. 323ff.; vgl. auch S. 89ff., 221/222. (Bei Cévy=Bruhl bedeutet "Primitive" etwa so viel wie "Naturvölker".)

Ariern bei verstorbenen Junggesellen; sie findet sich im heutigen Indien bei verstorbenen Mädchen¹). Bei vielen Stämmen wird eine Che erst dann vollgültig, wenn in ihr ein Kind geboren worden ist; dann erst kommt dem Chemann volles Ansehen 3u2). Sür den Junggesellen finden sich bei vielen Dölkern ver= ächtliche Bezeichnungen3). Chelose — ausgenommen gewisse Priester und Zauberer — werden verspottet und verachtet, sogar bei ihrer Bestattung.

Bei den Indogermanen bedeutete Chelosigkeit so viel wie ein Unglück und Gottlosigkeit. Es gab bei ihnen Gesetze, welche die Che geboten. Das heilige Herdfeuer versinnbildlicht die Dauer der Samilien, die Hestia bei den Hellenen, die Desta bei den Römern; ähnliche Bräuche bestanden bei den Ger= manen4). Am herdfeuer im hause seines Daters entzündet der Sohn sein eigenes Herdfeuer, wenn er heiratet. So wird die Ahnenverehrung eine der stärksten Mächte zur Erhaltung der Geschlechter. Das hat für Hellenen und Römer besonders Sustel de Coulanges 5) betont. Kleisthenes, der den Adel schädigen will, teilt Attika nicht nach den Sigen der Geschlechter= verbände ein, sondern quer durch diese Verbände hindurch nach getrennten Candbezirken; er legt damit die Axt an die Wurzel der Adelsgeschlechter, der eugeneis.

Bis heute hat sich die Ahnenverehrung bei den Chinesen erhalten; der junge Chinese muß heiraten. Wird die Frau eines Chinesen 40 Jahre alt, ohne Kinder geboren zu haben, so muß er eine Nebenfrau nehmen. Ahnenverehrung erhält die Geschlechter 6).

Bei Naturvölkern bleiben außer bestimmten Priestern und

¹⁾ Rivers, (II), 1915, S. 431.

²⁾ Lévy=Bruhl, a. a. O., S. 222; Westermard, (I), Bb. I, 1925, 5. 72ff.

³⁾ Dgl. handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens, Bd. II, 1932/33, Sp. 1003ff., unter "Ledig".

⁴⁾ O. Huth, Der Seuerkult der Germanen, Archiv für Religions= wissenschaft, Bd. 36, Heft 1, 1939, S. 108ff.

⁾ La Cité antique, 1890, S. 21, 37 (1. Aufl. 1870).

⁶⁾ Dgl. Wilhelm, Die chinesische Ehe, in: Das Chebuch, heraus= gegeben vom Grafen Keyserling, 1925; Erich Schmitt, Die dinesische

Zauberern nur Saule, Arme, Sehlerhafte, Schwachsinnige und Abartige ledig, so besonders in Völkern mit Mehrehe in der Sorm der Dielweiberei, wo in der Regel die Tüchtigeren den Untüchtigen die Frauen weg heiraten. Da eben die Versorgung der Menschen auf der Samilie beruht, wird jeder Arbeitsfähige heiraten; gesunde Ledige kommen also bei Naturvölkern kaum vor, und viele Stämme sorgen auch dafür, daß verwitwete Menschen nicht verwitwet bleiben oder in einer bestimmten verwandten Samilie Unterkunft finden. Einrichtungen wie der Cevirat und der Sororat und manche nebenehelichen Ein= richtungen erklären sich hieraus. Der Cevirat (vom lateinischen levir "Schwager") ist die Ehe eines Mannes, auch eines Ehe= mannes, mit der Witwe seines verstorbenen Bruders; der Sororat (vom lateinischen soror "Schwester") die Ehe eines Chemannes mit einer Schwester oder mit Schwestern seiner Frau, die bei manchen Stämmen neben ihrer Schwester, bei manchen nach dem Tode ihrer Schwester geheiratet werden sollen.

So waltet bei allen Naturvölkern nahezu ein Zwang zur Derheiratung und Che; das Gleiche gilt für die Kulturvölker in ihren Frühzeiten und Mittelaltern. Erst auf höherer Gessittungsstufe oder in den Spätzeiten der Dölker vermindert sich dieser Zwang. Das gilt auch für die bloß geschlechtliche Seite des ehelichen Lebens. Bei manchen "wilden" Stämmen ist eine Befriedigung des Geschlechtstriebs fast nur in der Che möglich. Prostitution in weiterem Ausmaße tritt erst bei höherer Ausbildung gesellschaftlicher Sormen auf, etwa von der Stufe der totemistischen höheren Jägerstämme ab¹). Bei den meisten Naturvölkern bestehen auch feste Schranken der geschlechtlichen Sittlichkeit, viele Stämme bestrafen vorehelichen Geschlechtsverkehr oder strafen uneheliche Geburten an beiden Beteiligten, und auch die Durchbrechung oder besser durch Gestechung der üblichen Sittlichkeit bei Sesten oder durch Ges

Ehe, 1927; E. Th. Williams, China, 1935 III. und IV. Abschnitt; vgl. die beiden Romane: Buck, Die Gute Erde, 1937 (The Good Earth, 1931), und Waln, Süße Frucht, bittere Frucht, China, 1935 (The Houseof Exile, 1933).

¹⁾ Westermard (I), Bd. I, 1925, S. 136ff.

bräuche nebenehelicher Art ist durch die Sitte auf solche bestimmten Sälle und Zeiten eingeschränkt.). So sind die Menschen zur Befriedigung geschlechtlicher Triebe hauptsächlich auf die gesehmäßige Ehe angewiesen — auch dies ein Grund zur Werbung und Ehe.

Betrachtet man die angeführten Gründe, die ich in der hauptsache nach Westermard, jedoch nicht in der von diesem gewählten Reihenfolge angeführt habe, einmal vom Einzel= menschen und dessen Empfindungen aus, so ergeben sich als Gründe für Werbung und Che die gegenseitige Neigung von Menschen verschiedenen Geschlechts, das Bedürfnis nach gegen= seitiger Stütze im Cebenskampf und der Wunsch nach Nach= kommenschaft. Don diesen zusammenwirkenden Gründen wiegt in der Regel der Wunsch nach Nachtommenschaft um so mehr, je urtümlicher die Gesittung des betreffenden Dolkes erscheint. Dies ist nicht verwunderlich, weil eben im "Kampf ums Dasein" in vorgeschichtlichen Zeiten offenbar nur solche Menschengruppen überlebt haben, denen als Erbgut ihrer seelischen Deranlagung der starke Wunsch nach Nachkommen= schaft eigen war. Mindestens für Völker und Stämme mit einfacherer und ungestörter Gesittung (Kultur) läßt sich behaupten, was Churnwald2) ausgesprochen hat: "Sür die Gestaltung von Samilie und Derwandtschaft steht im Mittel= punkt die Sorge um die Sortpflanzung als ein noch ungebrochener Instinkt". Sür die Indogermanen hat E. Her= mann³) diese Regel so gefaßt: Der hauptzweck der urindo= germanischen Cheschließung sei die Erzeugung eines Sohnes als Derrichters der Ahnenopfer.

Wenn nach vielen Zeugnissen der Völkerkunde die Sorge um Nachwuchs so im Mittelpunkte des Cebens menschlicher Gruppen stand und steht, so muß es falsch sein, in allen diesen

¹⁾ Westermark (I), Bb. (I, 1925, S. 139—160; Thurnwald (VI), Bb. VI, 1926, S. 338 ff. unter "Keuschheit".

²) (X), 1932, S. 278.

³⁾ Die Cheformen der Urindogermanen, Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Phil.-Hist. Klasse, Sachgruppe III, N. S., Bd. I, Nr. 2, 1936, S. 33.

Dingen dem bloßen Geschlechtstrieb das Hauptgewicht bei Erklärung der menschlichen Che zuzuschreiben, wie das öfters geschehen ist und wie es in der Gegenwart oder jüngsten Der= gangenheit wieder durch allerhand psychoanalytische Deutungen von Ehe und Samilie versucht worden ist. Ehe und Samilie können aber nicht von irgendeinem "Pansexualismus" aus gedeutet werden. Die Che ist weit mehr als ein Seld für die Befriedigung geschlechtlicher Triebe. Läßt sich schon die abendländische Che des 19. und 20. Jahrhunderts trot vielen Zersetzungserscheinungen nicht so ansehen, wie die in den Jahren nach dem Weltkriege weit verbreiteten Bücher van de Deldes es wollten, so gilt der Satz, daß Ehe und Samilie teineswegs allein oder auch nur überwiegend vom Geschlecht= lichen aus erklärt werden können, um so mehr für die einfacheren Gesittungen außereuropäischer Dölker und für die Srühgeschichte und Dorgeschichte der europäischen Dölker selbst.

Der Geschlechtstrieb tritt als solcher bei vielen Stämmen auch außerhalb der Ordnungen von Che und Sippe hervor, so bei bestimmten — durch Sitten bestimmten — Gelegenheiten, bei Sesten und Spielen, als sinnbildliche Handlungen und als Freundschaftsgebräuche. So kann er sich gleichsam vom Cheleben und Sippenleben abgelöst regen — jedoch immer inner= halb der Schranken bestimmter Sitten. Innerhalb jeglicher Ebe= form aber hat sich der Geschlechtstrieb mit anderen Antrieben und Mächten des menschlichen Cebens auseinanderzusetzen, und man kann sagen, daß er diese Auseinandersetzung nicht führt und bestimmt. Malinowski1) hat mit Recht ausge= führt, Che sei nie und nirgends allein Beischlaf und nie und nirgends habe ein Volk oder Stamm Menschen verschiedenen Geschlechts erlaubt, in Geschlechtsgemeinschaft zusammenzu= leben und Kinder zu zeugen ohne gesetzliche Zustimmung der Gesellschaft. Die Deutung der Ehe vom Geschlechtlichen aus ist ebenso unhaltbar wie die vom Wirtschaftlichen aus; dies werde ich später eingehender erörtern müssen. Eine Vorbe= dingung jeder Erhebung menschlicher Gesittung über die

¹) (IX), 1929, 5. 940, 944.

Stufe des Tieres hinaus ist die Selbstbeherrschung des Einzelsmenschen und der Menschengruppen. Die Spannkraft menschslicher Gruppen, die zur Gesittungsschöpfung nötig ist, sinkt, sobald diese Menschengruppen ihre wesentlichen Wünsche und Triebe völlig befriedigen können. Das hat besonders Unwin¹) betont. Die frühere Vorstellung, die wohl auf Rousseau und die Romantik zurückgeht, daß die Naturvölker oder wenigstens die sogenannten Primitiven in geschlechtlicher Sessellosigkeit leben, hat sich von der Völkerkunde nicht bestätigen lassen. Sür manche Stämme gilt eher das Gegenteil, nämlich eine strenge Einschränkung des Geschlechtslebens, zumal schon die Meistesrung rauber Vaseinsbedingungen die menschlichen Kräfte viel mehr anspannt als bei vielen Kulturvölkern.

Gerade Naturvölker würden sicherlich ihre Cheformen nicht allein oder überwiegend vom Geschlechtstrieb aus zu deuten versuchen. Über der Ehe liegt in der Regel die gewichtige Geltung einer mehr als menschlichen, einer göttlichen Ordnung, die Geltung eines ritus. Bei den Indogermanen war die Che ein Teil der göttlichen Weltordnung, innerhalb deren es eine Ordnung der Sippen und Ordnung der Zeugungen gab. Die göttliche Ordnung hieß bei den Indern ritam, bei den Persern urto oder ascha, bei den Hellenen kosmos oder moira, bei den Römern ratio; bei den Germanen entsprach dem die Midgard= und Orlogvorstellung2). Zur Bestimmung des Begriffs "Che" gehörte bei den Römern nach den Digesten Justinians (XXIII, II, 1) bzw. nach Modestinus eine divini et humani iuris communicatio3). Durch solche Dorstellungen war der Bedeutungsinhalt des Wortes "Che" bestimmt: "ewig geltendes Gesetz innerhalb einer sinnvollen Cebensordnung".

¹⁾ Sex and Culture, 1934, S. 428.

²⁾ H. S. K. Günther, Frömmigkeit nordischer Artung 1934, S. 27/28; W. H. Dogt, Religiöse Bindungen im Spätgermanentum, Archiv für Religionswissenschaft, Bd. 35, Heft 1/2, 1938, S. 20ff.

³⁾ Digesta Justiniani Augusti, herausgegeben von Th. Mommsen, Bd. I, 1870, S. 657.

Die Werbung und Gattenwahl der Völker ist zugleich ein Dorgang der Sie bung. Schwächliche, frankhafte, häßliche und abartige Menschen werden bei dieser Siebung umgangen, wenn sie nicht aus reicher Samilie stammen und der Werber es auf eine große Mitgift abgesehen hat. Die bei Werbung und Gattenwahl vor sich gehende Siebung kann sich bewußt oder unbewußt auf ein Dorbild vom tüchtigen und schönen Menschen richten, wobei Tüchtigkeit und Schönheit bei ver= schiedenen Stämmen etwas Derschiedenes bedeuten. Jedenfalls ist vielen Stämmen ein Bewußtsein von der Bedeutung der Gattenwahl als einer Siebung und als Anbahnung einer Auslese eigen. Die Gattenwahl soll also zur Aufartung beitragen, d. h. zu einer Mehrung der höherwertigen Anlagen des Stammes. Bei den geschichtlichen Dölkern höherer Gesittung läßt sich die Geltung eines Auslesevorbildes meistens von der Srühzeit bis über die Mittelalter hinaus verfolgen und ebenso das Derblassen des Dorbildes und schließlich die Dorbildlosigkeit in den Spätzeiten dieser Völker. Die Geltung eines Vorbildes vom tüchtigen, edlen und schönen Menschen scheint die Gattenwahl besonders bei den bronzezeitlichen und eisenzeitlichen Indogermanen bestimmt zu haben. Die Sorg= samkeit der Gattenwahl sowohl der jungen Männer wie der Mädchen, die beide auf die Herkunft aus bewährten Geschlechtern achten, läßt sich in Geschichte und Sage und bei den Dichtern der Völker indogermanischer Sprache verfolgen. Wie sich die Gattenwahl bei den Indogermanen ursprünglich und noch in deren Mittelaltern auf das Auslesevorbild des tüchtigen Menschen nordischer Rasse gerichtet hat, so gelten bei vielen Stämmen der Erde bestimmte andere leibliche und seelische Züge als vorbildlich. Westermarct) hat hierüber viele Zeugnisse zusammengestellt und ebenso Ploß=Bartels2). D. Cebzelter3) gibt bis in Einzelheiten an, wie nach den Dorstellungen der Bergdama des Hererolandes (Südwest=

^{1) (}I), Bb. II, 1925, S. 1—34.

²⁾ Das Weib in der Natur= und Dölferfunde, Bd. I, 1927, S. 212ff.

³⁾ Eingeborenenkulturen in Südwest= und Südafrika, 1934, S. 117.

afrika) die schönen und tüchtigen Mädchen des Stammes geartet und beschaffen seien.

Mit den Sitten und Gebräuchen der Werbung ist — bewußt oder unbewußt — bei vielen Stämmen schon eine Siebung verbunden. Die gegenseitigen Geschenke der Ledigen beiderlei Geschlechts lassen oft Tüchtigkeit, Geschicklichkeit, Klugheit, Capferkeit und Kunstsinn der verfertigenden Geber erkennen, lassen Eigenschaften des hausherrn oder der haus= frau abschäten. Bei den Dajak in Borneo beschenken die jugendlichen Ledigen einander mit selbst verfertigten Gaben; die Weiblichen schenken Schwertgürtel, Schwertscheiden oder halsketten, die Männlichen Bambusgefäße, Messergriffe, Ruder oder Slöten¹). Die Frauen der Wangoni in Ostafrika spornen die Männer zu Kampftaten an; ein junges Mädchen erwartet von ihrem Freier, daß er als Erster in eine feindliche Befestigung eindringe, weil sie den Tapfersten gewinnen will²). Die Siegesbeute, selbst abgeschlagene Köpfe der Seinde, gelten als Beweise des Mutes, die von den umworbenen Mädchen gefordert werden. Bei den Pima-Indianern in Arizona wählt das Mädchen entsprechend betont mutterrechtlichen Sitten den Chemann. Dieser Indianerstamm erklärt die Wahl durch das weibliche Geschlecht damit, daß auf solche Weise Ehen mit faulen Männern vermieden würden. Das Wunschbild der heiratswilligen Mädchen ist ein großer, starker Mann, dunkel= häutig und nicht zu fett. Beim gleichen Stamme wird aber das heiratswillige Mädchen von der Mutter des gewählten Mannes geprüft; sie muß Proben ihrer hauswirtschaftlichen Tüchtigfeit ablegen3).

Im Ganzen ist bei vielen Stämmen, wie Westermard (a. a. O.) gezeigt hat, die Gattenwahl so gerichtet, daß die Weiblichen nach Möglichkeit die mutigsten, geschicktesten und schönsten Männer wählen oder deren Werbung annehmen,

¹⁾ Nieuw en huis, Die Entstehung der Che, in: Das Chebuch, herausgegeben vom Grafen Keyserling, 1925, S. 68.

²⁾ Thurnwald, (X), 1932, S. 47.

³⁾ Thurn wald, a. a. O., S. 96.

Männer, die gute Beschützer und Ernährer, Jäger, Sischer und Arbeiter zu werden versprechen. Entsprechendes gilt für die Gattenwahl der Männlichen bei vielen Stämmen. Im Allgemeinen erhalten also minder tüchtige Männer die minderswertigen Mädchen und hinterlassen in der Regel mit diesen bei den Naturvölkern und in den Srühzeiten und Mittelaltern der geschichtlichen Dölker weniger, oft viel weniger Kinder als die erblichswertvolleren Männer und Frauen.

IV. Seiratsverbote und Seiratsordnungen.

1. Heiratsverbote.

o wie die Gesethücher der europäischen Staaten Ehen zwischen Blutsverwandten, wenigstens zwischen Menschen engerer Blutsverwandtschaft, verbieten, sind Ehen zwischen Menschen, die in einem bestimmten Grade blutsverwandt sind, nach Sitte oder Gesetz bei fast allen Völkern verboten, so 3. B. eheliche oder geschlechtliche Derbindungen von Eltern mit ihren Kindern, Derbindungen von Geschwistern ver= schiedenen Geschlechts miteinander, Derbindungen von Dettern und Basen ersten Grades und so fort bis zu Derbindungen von Dettern und Basen zweiten, dritten und sogar weiteren Grades, ferner Derbindungen von Onkeln und Tanten mit Nichten und Neffen ersten und weiteren Grades. Manche Stämme verbieten die Ehen bei jedem Grade von Blutsverwandtschaft bis zu den fernsten Verwandtschaftsgraden. Es gibt aber auch Stämme, die eheliche oder geschlechtliche Derbindungen solcher Menschen untersagen, die gar nicht mit einander blutsver= wandt sind, sondern nur als verwandt gelten: dies werde ich bei Erörterung der Derwandtschaft durch Abstammung gegen= über der Verwandtschaft durch Satzung, der consanguinity gegenüber der kinship zu betrachten haben, bei Erörterung der destriptiven gegenüber den klassifikatorischen Derwandtschafts= bezeichnungen. Endlich finden sich auch Heiratsordnungen, die sich der ehelichen Derbindung zweier Menschen widersetzen, weil diese bestimmten einander ausschließenden Heiratskreisen angehören: auf solche Regeln der Außenheirat (Erogamie) und Binnenheirat (Endogamie) werde ich in diesem Abschnitt auch einzugehen haben.

Ich verweile zunächst bei den Derboten bzw. der Zulassung einer heirat zwischen Blutsverwandten; dabei folge ich in der hauptsache der Übersicht, die Rivers1) gegeben hat, verweise aber auch auf Westermarck2).

Die Heirat der Mutter mit dem Sohne ist bei allen Völkern verboten. In einzelnen afrikanischen Stämmen kann ein Sohn eine der Frauen seines Vaters heiraten, doch nie diejenige, die seine leibliche Mutter ist.

Die heirat des Daters mit der Tochter soll bei einigen Stämmen vorkommen oder vorgekommen sein. Die Nachrichten darüber beruhen aber wohl auf einer Derwechslung der Bezeichnung "Tochter" im Sinne der Derwandtschaft durch Abstammung mit einer gleichlautenden oder als gleich aufgesfaßten Bezeichnung im Sinne der Derwandtschaft durch Satzung, einer Derwechslung der rechtsverwandten "Tochter" mit der blutsverwandten Tochter.

Die Heirat des Brudersbruders mit einer Brusderstochter, also die Heirat des Onkels väterlicher Seite mit einer Nichte brüderlicher Seite, ist in einigen Ländern Europas, in Teilen Melanesiens und in Nordaustralien erlaubt, sonst wohl überall verboten. In Melanesien kann ein Mann die Frau des Sohnes seiner Schwester heiraten oder diese Frau gemeinsam mit diesem Neffen zur Ehefrau haben. Dies wäre also die eheliche Verbindung einer Frau mit dem Onkel ihres Ehemannes oder früheren Ehemannes.

Die heirat der Datersschwester mit dem Neffen, also der Tante väterlicher Seite mit dem Neffen brüderlicher Seite, kommt hin und wieder in Teilen Melanesiens vor und ist verbreitet bei dem nordamerikanischen Stamme der Tinneh (Déné), einem Indianerstamme, der zu den Athapasken gehört und in Nordkanada in Nachbarschaft der Eskimo wohnt.

Die heirat des Neffen mit der Frau oder Witwe des Mutterbruders kommt in Melanesien und bei Bantustämmen Afrikas vor, soll sich aber auch bei den Ossen (Osseten) im Kaukasus finden.

Die heirat des Großvaters oder der Großmutter

¹) (II), 1915, S. 425/426.

²) (I), Bb. II, 1925, S. 151ff., S. 215ff.

mit Enfeln: Auf der Insel Pentecost (Neuhebriden, zu Melanesien gehörig) war die Che mit der Tochtertochter des Bruders üblich; solche Derbindungen sollen auch bei dem Stamme der Dieri in Inneraustralien Sitte gewesen sein. Auf der Insel Ambrim (Neuhebriden) heiratete ein Mann oft die Tochter von seiner Schwester Sohn. Ziemlich verbreitet ist die Che eines Mannes mit der Frau oder Witwe des Vatersvaters auf den Neuhebriden und früher wahrscheinlich auch auf den Sidschi-Inseln (besser Witi-Inseln, Polynesien) und der Insel Bougainville (der größten der Salomon-Inseln im Stillen Ozean bei Neuguinea). Rivers hat auf den Neuhebriden nicht nur Ehen mit einer der Frauen des Großvaters väter-licher Seite gefunden, sondern sogar Ehen mit der eigenen Großmutter.

Die Geschwisterheirat, die Heirat zwischen Bruder und Schwester, kam in allen Bevölkerungsschichten im Alten Agypten vor, scheint aber in allen Schichten auch bei den vorislamischen Arabern, bei den Drawidaskämmen Indiens und den Singhalesen Ceylons vorgekommen zu sein. Geschwisterehe soll auch bei einzelnen Stämmen in Uganda (Ostafrika), in Burma und Siam vorkommen und soll in Polynesien, besonders Ostpolynesien, weit verbreitet gewesen sein, ebenso in Mittelamerika im Caucatale und im Gebiete des Golfes von Darien (Kolumbien). Geschwisterehe soll vorskommen bei den Hoklostämmen von Amoy und Swatau im südöstlichen China, dann unter den Agbede in Südnigerien (Westafrika) und unter kleinen Horden in abgesonderten Gesbieten des brasilianischen Urwalds und Seuerlands¹).

Die Geschwisterehe in den Herrscherhäusern Ägyptens sollte der Erhaltung der Rassenreinheit dieser Geschlechter dienen, in die also kein nicht=fürstliches Blut eindringen sollte. Aus gleichem Grunde der Reinerhaltung der Geschlechter sind die Geschwisterehen in Adelsgeschlechtern zu verstehen, die in Sumer und Elam und in Persien zur Zeit der Achaimeniden Sitte waren. Solche Geschwisterehen in Herrscherhäusern zur

¹⁾ Thurnwald, (VI), Bd. II, 1925, S. 41 unter "Blutschande".

Reinerhaltung der Geschlechter kommen auch in hinterindien, auf Java, Bali und den Marquesas-Inseln vor. Im Reiche der Inka in Peru lebten die herrscher in Geschwisterehe, da das königliche Geblüt rein erhalten werden sollte. Bei den Guanchen der Kanarischen Inseln heiratete der herrscher seine Schwester, wenn sich für ihn keine ebenbürtige Frau fand¹). heiraten zwischen halbgeschwistern vom gleichen Vater sind bei einzelnen Stämmen erlaubt; seltener findet sich die Erlaubnis einer heirat von halbgeschwistern von gleicher Mutter.

Die heirat zwischen Detter und Base ist bei manchen Dölkern erlaubt, ja sogar geboten, bei manchen untersagt. Malinowski²) berichtet, daß unter den Bewohnern der Trobriand-Inseln im nordwestlichen Melanesien unter den verschiedenen möglichen Detter-Basen-heiraten nur die heirat eines Mannes mit der Tochter seiner Datersschwester als erlaubt gilt, zugleich aber auch als die günstigste eheliche Derbindung angesehen wird. Solche begünstigten Dettern-Basen-Ehen werden aber unter den heiratsordnungen zu betrachten sein, auf die ich nachher eingehen möchte.

Erlaubnis oder Derbot von Derwandtenheiraten könnten auch in dem weiteren Zusammenhang der Meidungen (avoidances) betrachtet werden, die im Leben der Dölker ebensoviel bedeuten wie die Pflichten zum gegenseitigen Beistand der Derwandten und Derschwägerten. Sehr häusig ist die Meidung der Schwiegermutters durch den Chemann ihrer Tochter: diese beiden Menschen dürfens einander nicht sehen oder nicht zusammen im gleichen hause sein oder im gleichen Dorfe wohnen, oder sie dürfen nicht mit einander sprechen. Oft darf der Schwiegersohn die Schwiegermutter nicht mit ihrem Namen anreden, sondern darf zur Anrede nur die Derswandtschaftsbezeichnung gebrauchen, die ihm also die Derschwägerung immer vergegenwärtigt. Ähnliche Meidungen,

¹⁾ Thurnwald, a. a. O.; Cowie, (XI), 1933, S. 146; G. Friderici, Zu den vorkolumbischen Derbindungen der Südseevölker mit Amerika, Ansthropos, Bd. 24, 1929, S. 443ff.

²) The Sexual Life of Savages in North-Western Melanesia, 1929, 5. 86/87.

doch meistens nicht so strenge, gelten zwischen einem Manne und der Chefrau seines Daters, zwischen einer Chefrau und ihres Mannes Eltern oder zwischen Schwägern und Schwäs gerinnen der sog. klassisitatorischen Derwandtschaftsord nungen, d. h. der Derwandtschaft durch Satzung¹). Auf die Frage der Meidungen und gar die Frage nach dem Ursprung der Meidungen möchte ich hier nicht weiter eingehen.

Srüher schon habe ich erwähnt, daß viele Dölker nur densienigen Männern die Heirat erlauben, die eine Samilie ershalten können²). Heiratsverbote und Heiratserschwerungen, die sich gegen die Heirat und Samiliengründung untüchtiger und mittelloser Menschen gerichtet haben, sind in manchen deutschen Teilstaaten erst in den Siebziger Jahren des 19. Jahrshunderts unter der Herrschaft liberaler Anschauungen abgeschafft worden. Sie haben zur Ausmerze minderwertiger Erbanlagen beigetragen. In manchen Dölkern mit Mehrehe, so besonders bei den Eskimo, darf nur derjenige Mann mehr als eine Ehefrau heiraten, der die vermehrte Samilie auch erspsanzung tüchtiger Männer.

2. Heiratsordnungen.

hier sind zu betrachten: a) Tauschheirat, b) Dettern=Basen= heirat, c) Levirat und Sororat, d) Binnenheirat, e) Außen= heirat und f) Totemismus.

Kaum in irgendeinem Stamme ist die Gattenwahl uneinsgeschränkt und richtungslos, vielmehr bestimmen Sitte, Recht und gesellschaftliche Anschauungen fast immer und überall den heiratskreis des Einzelnen. Der Einzelmensch, ob männlich oder weiblich, kann nicht beliebig wählen — schon deshalb nicht, weil seine Samilie ihn bei der Liebeswahl berät oder bestimmt. Aber auch die mitbestimmende Samilie kann nicht beliebig wählen, sondern wird für die Gattenwahl mehr oder minder ausschließlich auf einen bestimmten heiratskreis inners

¹⁾ Rivers, (II), 1915, S. 430.

²⁾ Westermard (I), Bd. I, 1925, S. 49.

halb des Stammes angewiesen sein. Die Gattenwahl richtet sich nach Derwandtschaft oder Nichtverwandtschaft, nach Stand und Rang, nach Beruf und Besitz, nach Ansehen, Örtslichkeit, Altersstuse, leiblichen und seelischen Zügen und anderen Zuordnungen zu dieser oder jener Gruppe innerhalb des Stammes. Gattenwahl zieht also meistens eine bestimmte Gruppe den anderen Gruppen vor; sie ist meistens preferential mating, wie die angelsächsischen Sorscher sagen, und zwar in den meisten Sällen so, daß etwa Gleich und Gleich gesellt werden (assortative mating).

Bestimmte Sälle dieser eingeschränkten oder vorziehenden Gattenwahl sind innerhalb des Dölkerlebens der Erde so häufig, daß man sie zu den verbreiteten Heiratsordnungen zählen darf, auf die ich jetzt eingehen will.

a) Die Causchheirat.

In manchen Stämmen geben befreundete Gruppen einander die Töchter zu Chefrauen der Söhne. Das entspricht dem überall geltenden Grundsatz von Gegenseitigkeit und Der= geltung. Jede der beiden Gruppen gibt ihre Töchter an die andere und gewinnt bei diesem Austausch für ihre Söhne die Töchter der anderen Gruppe. Daher sind manche Stämme in halbstämme (moieties) geteilt, die bei der Gattenwahl solche Gegenseitigkeit pflegen. So kann ein Zweiklassensystem entstehen, wie man solche heiratsordnungen (nicht sehr zwedmäßig) genannt hat. Halbstämme oder Stammeshälften, die gegenseitige Gattenwahl pflegen, mögen öfters aber auch aus dem Zusammentreffen zweier einander ursprünglich fremder Stämme entstanden sein1). Die Neigung zur Wahl aus bekannter und befreundeter Gruppe, die bestimmte Heiratsord= nungen bewirkt, läßt sich ebenso wie die Wahl innerhalb der weiteren oder sogar engeren Derwandtschaft daraus begreifen, daß der Chemann der vertraute Beschützer und helfer von Frau (oder Frauen) und Kindern sein soll und daß besonders dem Menschen einfacheren Denkens Fremde dazu nicht ge-

¹⁾ Thurnwald, (VI), Bd. V, 1926, S. 270/271 unter "heiratsordnung".

eignet scheinen. Darum wird leicht eine Sorm der Tauschheirat zur Sitte werden. Tauschheiraten von "Schwestern" mit "Brüdern" der Bräute ihrer "Brüder" kommen oft bei solchen Stämmen vor, welche die Derwandtschaft mehr nach Satzung als nach Abstammung zählen, bei Stämmen also, die unter "Bruder" und "Schwester" nicht blutsverwandte Geschwister verstehen, sondern größere Gruppen, die nach bestimmten Derwandtschaftsordnungen als solche gelten oder so bezeichnet werden. Doch gibt es auch Tauschheiraten bei Zählung der Derwandtschaft nach Abstammung: hier gibt ein Mann seine Schwester dem Bruder seiner Braut zur Ehe. Rivers¹) nimmt an, daß solche Tauschheiraten aus der weit verbreiteten Sitte der querseitigen Dettern=Basen=Heiraten entstanden seien, mit denen sie oft verbunden sind.

b) Die Dettern=Basen=Heirat.

Diese Heiratsform findet sich als eine begünstigte Heirats= form bei vielen Völkern und in verschiedener Ausgestaltung, meistens als eine Tauschheirat in Sorm der querseitigen Dettern=Basen=heirat (cross-cousin-marriage). Beson= ders häufig ist diejenige Sorm der querseitigen Dettern=Basen= heiraten, bei der die heiratenden Kinder von Bruder und Schwester sind, bei der also von der männlichen Seite der Der= wandtschaft zur weiblichen und umgekehrt quer hinüberge= heiratet wird. Solche Verbindungen gelten bei vielen Stämmen nicht nur als erlaubt, sondern geradezu als geboten. Nach C. G. und B. 3. Seligman2) ist 3. B. auch bei den Wedda auf Ceylon "die Heirat der Kinder von Bruder und Schwester, aber nicht die der Kinder von zwei Brüdern oder zwei Schwe= stern, die Grundlage der Verwandtschaftsordnung". In manchen Stämmen bedarf es zur Schließung solcher querseitigen Dettern=Basen=Ehen gar keiner besonderen heiratsbräuche. Wird in den Stämmen, die Dettern=Basen=Heiraten zulassen, zwischen der väterlichen und mütterlichen oder der männlichen

^{1) (}II), 1915, S. 429.

²⁾ The Veddas, 1911, 5. 64.

und weiblichen Seite der Derwandtschaft unterschieden, so findet sich häufiger die Zulässigkeit oder Empfehlung der Heirat mit der Tochter des Mutterbruders als der Heirat mit der Tochter der Vatersschwester¹).

Die querseitige Dettern=Basen=Heirat, auch als Überkreuz= Dettern=Basen=Heirat oder Bölkenvetterheirat oder Dettern=schaftswechselheirat bezeichnet, wird von den angelsächsischen Forschern cross-cousin-marriage genannt. Bei dieser Bezeich=nung ist aber zu bedenken, daß im Englischen cousin sowohl "Detter" wie "Base" bedeutet. Die querseitige Dettern=Basen=Heirat, an sich weitverbreitet und besonders bei Hackbauern häufig, ist meistens die Heirat mit dem Kinde des Mutter=bruders oder der Datersschwester, so in Afrika, Asien, Melane=sien und Amerika. Bei manchen Stämmen ist aber eine solche Dettern=Basen=Heirat verboten und erst für die Enkelkinder von Bruder und Schwester erlaubt.

Seltener als die querseitige Dettern=Basen=Heirat ist die gleichseitige Dettern=Basen=Heirat, die Heirat zwischen parallel cousins, wie die angelsächsischen Sorscher es nennen, also die Heirat zwischen Detter und Base, die nicht von der männlichen Seite der Derwandtschaft überkreuz zur weiblichen Seite hinübergeht, sondern die von der weiblichen Seite zur weiblichen, von der männlichen zur männlichen geht. Die gleichseitige Dettern=Basen=Heirat ist also die mit dem Kinde des Datersbruders oder der Mutterschwester, die Heirat zwischen Sohn und Tochter zweier Brüder oder zweier Schwestern. Diese Heiratsverbindung ist selten; doch wird sie von manchen Hirtenstämmen begünstigt; so kommt die Heirat mit dem Kinde des Datersbruders häusiger bei den Arabern vor und bei einigen anderen islamischen Stämmen semitischer Sprache²).

Bei Stämmen mit klassistatorischer Verwandtschaftsord= nung, d. h. mit einer Verwandtschaftsordnung, die mehr auf

¹⁾ Rivers, a. a. O., S. 425/426.

²) Thurnwald, (VI), Bd. V, 1926, S. 273 ff. unter "Heiratsordnung"; Derselbe, (VI), Bd. 14, 1928/29, S. 155/156 unter "Detternheirat"; R. H. Lowie, (XI), 1933, 147.

Satzung als auf Abstammung beruht, brauchen die "Dettern" und "Basen", die einander heiraten, nicht blutsverwandt zu sein: es handelt sich dann um wechselseitige heiraten zwischen zwei Stammesteilen (Clans), die annehmen, daß sie von gleichen Ahnen abstammen und die nicht außerhalb heiraten wollen oder dürfen. Anscheinend haben die meisten Stämme, die querseitige Dettern=Basen=Heiraten nicht nur zulassen, son= dern begünstigen, solche klassifikatorischen Ordnungen.

Bei manchen Stämmen finden sich heiraten der Kinder oder der Enkel von Bruder und Schwester, bei manchen anderen heiraten von Kindern oder Enkeln nur der Brüder, nicht aber auch der Schwestern; andere bewerten die heirat eines Mannes mit der Tochter seines Mutterbruders anders als die Heirat mit der Tochter des Datersbruders oder der Mutter= schwester: bestimmte Sormen sind erlaubt oder gar geboten, bestimmte andere untersagt. Erlaubnis oder Derbot wird meistens durch die Sorm der Samilie bestimmt, ob diese vaterrechtlich oder mutterrechtlich geordnet ist, ob die Einzel= familien mehr über sich selbst bestimmen oder ob ein Sippen= ältester Macht über sie besitzt. Das Vaterrecht begünstigt heiraten zwischen Kindern oder Enkeln zweier Brüder; das vaterrechtliche Semitentum, besonders das der islamischen Dölker, heiraten von Detter und Base, die Kinder zweier Brüder oder Schwestern sind, also gleichseitige Dettern=Basen= heiraten. Sie sollen dazu dienen, das Erbe der Samilie zu= sammenzuhalten. Hingegen findet sich die querseitige Dettern= Basen=Heirat, meist verbunden mit klassifikatorischen Der= wandtschaftsordnungen, häufiger bei Stämmen mit mutter= rechtlicher Samilienordnung, nach Churnwald1) meist bei solchen mutterrechtlichen Stämmen, die eine Überschichtung durch vaterrechtliche erfahren haben. Die querseitige Dettern= Basen=heirat ist besonders in Afrika und in der Südsee ver= breitet und besonders bei Stämmen, deren Männer jagen und fischen, deren Frauen pflanzen2). Im Mittelalter war die

^{1) (}VI), Bd. V, 1926, S. 273/274 unter "Heiratsordnung"
2) (VI), Bd. 14, 1928/29, S. 150 unter "Derwandtschaft"

Dettern-Basen-Heirat in Europa ziemlich häusig, wohl aus Gründen der Erhaltung des Dermögens im Kreise der Sippe; die Kirche hat solche Derwandtenheiraten aber schließlich unterbrückt. Derwandtenehen haben bei Stämmen einsacher Gessittung im allgemeinen ihren Grund darin, daß — wie ich schon ausgeführt habe — die Samilie als Chepartner für die jugendlichen Heiratswilligen gerne bekannte und vertraute Menschen wählt und fremde scheut; bei Stämmen höherer Gesittung sollen Derwandtenheiraten meistens die Macht der verschwägerten Gruppen steigern oder erhalten oder den Besitz sichern und mehren. Daher steigert sich in geschichteten Völkern, in denen Adel und Besitz betont werden, die Derwandtenheirat manchmal bis zur Geschwisterheirat.

c) Cevirat und Sororat.

Unter Cevirat und Sororat versteht man bestimmte Formen eines brüderlichen oder schwesterlichen Anteils an einer Ge= schlechtsbeziehung. Die Bezeichnungen sind vom lateinischen levir "Schwager" und vom lateinischen soror "Schwester" abgeleitet. Den Cevirat, die Schwagerheirat, kann man wie Westermarct) als eine Art Vererbung oder Übertragung der Witwe ansehen: der Bruder eines Chemannes heiratet nach dessen Tode die Witwe des Verstorbenen. Er kann diese Witwe, wenn er etwa als jüngerer Bruder noch ledig ist, als einzige Srau heiraten oder als erste Srau, zu der andere Frauen später hinzugeheiratet werden können; oder der Bruder, der schon verheiratet ist, kann die Witwe seines Bruders, seine Schwägerin, hinzuheiraten. Bei den hebräern war der Bruder nur dann verpflichtet, die verwitwete Schwägerin zu heiraten, wenn der Derstorbene keine Kinder hinterlassen hatte, die ihn beerben und seine Samilie fortsetzen konnten. Dem kinderlos verstorbenen Bruder mußte also derjenige Bruder, dem die Witwe als Chefrau zufiel, mit dieser Schwägerin den Erben zeugen. Bei anderen Stämmen war und ist der Bruder auch dann zur heirat mit der verwitweten Schwägerin verpflichtet,

^{1) (}I), Bb. III, 1925, S. 210.

wenn aus deren Che mit dem verstorbenen Bruder schon Kinder hervorgegangen sind. In Indien und Melanesien gilt diese Heiratsordnung mit der Einschränkung, daß die Witwe vom jüngeren Bruder zu heiraten ist¹). Der Levirat ist aus der Sorge um das Los der Witwen hervorgegangen. Man darf ihn also nicht wie McLennan deuten, der annahm, der Levirat sei ein Rest ursprünglicher Brüdervielmännerei, d. h. der Che einer Frau mit mehreren Brüdern. Einige Völker verbieten die Wiederverheiratung der Witwe²). Diese Völker hingegen sorgen dafür, daß jüngere Witwen sich wieder verspeiraten oder regeln durch Sitten die Aufnahme von Witwen in den Haushalt bestimmter Derwandter. Hieraus erklären sich die Sitten des Levirats, des Sororats und bestimmter nebenehelicher Beziehungen.

Die Sitte des Sororats, der Schwesternheirat, erlaubt oder verlangt, daß ein Mann die Schwester oder die Schwestern seiner Chefrau heirate und zwar entweder zu seiner Chefrau hinzu oder nach deren Tode. Wo es sich um einen Witwer handelt, wird sich die Schwesternheirat wiederum daraus ver= stehen lassen, daß viele Völker für die Wiederverheiratung ver= witweter Menschen der jüngeren Altersstufen sorgen. Bei manchen Stämmen, deren Cheform die Dielweiberei ist, be= günstigt die Sitte aber gerade die Heirat mit einer Schwester; hier muß also Schwesternheirat als eine Sonderform der Diel= weiberei (Polygynie) aufgefaßt werden. Bei einzelnen Stäm= men mit klassifikatorischer Derwandtschaftsordnung ist die Ehe mit der Schwester der verstorbenen Frau streng verboten, da diese Schwägerin nach der hier herrschenden Derwandtschafts= ordnung als "Schwester" des Chemannes ihrer Schwester, als "Schwester" ihres Schwagers gilt.

Als Hypergamie, Hinausheiraten, bezeichnet man eine in Indien herrschende Sitte, wonach ein Mädchen zwar einen Mann aus der gleichen Kaste oder Unterkaste heiraten kann, doch aber eher einen Mann aus der nächsthöheren Schicht

¹⁾ Rivers, (II), 1915, S. 431.

²⁾ Rivers, a. a. O.

heiraten soll. Ein Mann darf in den indischen Stämmen mit Kastenordnung eine Frau niedrigerer Schicht heiraten, obschon von ihm eine ebenbürtige Heirat erwartet wird¹).

Kinderheirat braucht nicht unter den Heiratsordnungen angeführt zu werden, denn sie stellt nirgends die allgemeine Regel dar, sondern kommt stets neben Heiraten im üblichen Heiratsalter vor. Kinderheirat ist in Indien weit verbreitet gewesen und auch heute noch trot den Gegenmaßnahmen der britischen Behörden verbreitet. Manche Berichte über Kinder= heiraten in anderen Cändern haben als Kinderheirat angesehen, was in Wirklichkeit Kinderverlöbnis ist. Kinderverlöbnisse erklären sich bei einzelnen Stämmen daraus, daß die Samilie des jungen Derlobten die Keuschheit des Mädchens sichern will; bei anderen Stämmen erklären sie sich aus einem Frauenmangel und somit der Absicht, den heranwachsenden Jünglingen Bräute zu sichern, oder bei Stämmen in Dielweiberei aus der Absicht, einem Manne mehrere Bräute zu sichern2). Oft schließt sich die Heirat gleich an Jugendweihen, an Mannbarkeitserklärungen und ähnliche Seste an. Wo aber ein Stamm nach seinen rassischen Anlagen frühreif ist, wird man ihn nicht nach den Anschauungen spätreifender Völker beurteilen dürfen, wird also in manchen solchen Sällen gar nicht von Srühheiraten sprechen.

Die bisher angeführten heiratsverbote und heiratsordnungen zeigen, daß die Gattenwahl gelenkt und die heirat geregelt werden kann durch verschiedene Anschauungen über die Derwandtschaft, sei es Derwandtschaft in dem uns geläufigen Sinne, also Blutsverwandtschaft, Derwandtschaft durch Abstammung, oder Derwandtschaft durch Satzung, sog. klassifikatorische Derwandtschaft. Die Gattenwahl kann aber außerdem gelenkt und die heirat geregelt werden durch Anschauungen über die Einteilung des Stammes in Untergruppen oder die Schichtung des Stammes in Kasten oder Stände, die

¹⁾ Rivers, (II), 1915, S. 424; Malinowsti, (IX), 1929, S. 948; vgl. auch Hypergamy in The Encyclopaedia Britannica, Bd. 12, 1929, S. 22.

²⁾ Rivers, a. a. O., S. 429.

Einteilung also in bestimmte Heiratskreise, die außer der Derswandtschaft zu beachten sind. Die Anschauungen über eine Einteilung des Stammes in bestimmte einander ausschließende oder auf einander bezogene Heiratskreise ergeben die Ordsnungen der Binnenheirat (Endogamie) und der Außenheirat (Exogamie), die jetz zu beschreiben sein werden. Schon manche von den bishererwähnten Heiratsordnungen hätten als Beispiele von Binnenheirat oder Außenheirat angeführt werden können.

Auf die Heiratsordnung der Erogamie, der Außenheirat, hat zuerst Mc Cennan1) aufmerksam gemacht, der aber diese Ordnung falsch deutete und auch gleich falsche Schlüsse auf die Urform der Heirat und Che daraus 30g. Mc Cennan nahm an, die Sitte der Außenheirat, die sich aus einer Sitte der Tötung weiblicher Neugeborener ergeben müsse, verlange, daß außerhalb des Stammes (tribe) geheiratet werde, wäh= rend bei Außenheirat in Wirklichkeit außerhalb einer Untergruppe des Stammes, außerhalb eines Clans, geheiratet werden muß. Die Solge der falschen Deutung war, daß Mc Cennan den Raub von Frauen bei fremden Stämmen als Urform der heirat ansah, also die Raubheirat als ursprüngliche hei= ratsform. Es handelt sich bei Binnen- oder Außenheirat aber um Gattenwahl innerhalb eines bestimmten heiratskreises oder außerhalb eines bestimmten Heiratskreises eines in sich abgeschlossenen Stammes oder Volkes. Da der ganze Stamm oder das ganze Volk einen Kreis in Binnenheirat darstellen, so schließen Binnenheirat und Außenheirat einander also nicht gänzlich aus und können nebeneinander bestehen, ja mit einan= der perbunden merden.

d) Die Binnenheirat (Endogamie).

Binnenheirat verpflichtet die Menschen einer Stammessgruppe, nur innerhalb ihrer Gruppe zu heiraten. Die heirat ist also nur erlaubt innerhalb eines bestimmten Kreises von Menschen des anderen Geschlechts, z. B. nur innerhalb der Sippe, innerhalb der Untergruppe des Stammes, innerhalb

¹⁾ Primitive Marriage, 1865.

der Kaste, des Standes, der glaubensgleichen Samilien, der berufsgleichen Samilien usw. Eine sehr häufige Sorm der Binnenheirat verbietet die heirat mit Menschen eines äußeren oder äußersten Kreises, erlaubt oder gebietet die heirat mit Menschen eines mittleren Kreises, in den hineingeheiratet und aus dem gewählt werden soll, und verbietet wiederum die heirat mit Menschen eines innersten Kreises. In den Stämmen Ruandas (Ostafrika) heiraten Jäger, Pflanzer und hirten nur innerhalb ihres Berufsstandes. Diese Stände innerhalb eines Stammes sind hier wahrscheinlich aus dem Zusammentreffen mehrerer Stämme verschiedener Gesittungsform entstanden. Weitverbreitet ist in Afrika die Binnenheirat der Schmiede, die in vielen Stämmen eine halb mißachtete, halb gefürchtete oder gemiedene Kaste darstellen. In allen Erdteilen fand und findet sich Binnenheirat von Sürsten- und Priesterfamilien unter einander. So ist Binnenheirat häufig in geschichteten Stämmen, wo sich Dorstellungen der Ebenburt ausgebildet haben; sie kann hier, wie ich gezeigt habe, sich zur Derwandten= heirat, ja zur Geschwisterheirat steigern, zumal da, wo in übergeschichteten Geschlechtern der Glaube an eine gemein= same göttliche oder halbgöttliche Abstammung herrscht. hier ist auch an die Binnenheirat der Adelsgeschlechter indoger= manischer Stämme zu erinnern, an das Sehlen eines Konubiums zwischen Patriziat und Plebs vor der dieses Konubium begründenden lex Canuleia de conubio, an die patrizischen Gebräuche der Cheschließung (confarreatio) gegenüber den plebeischen (coemptio oder usus). Im frühesten lateinischen Rom gab es sogar heiraten innerhalb eines Geschlechts, einer gens; später haben eben die Römer strenge und sich weit er= streckende Derbote der Derwandtenheirat durchgeführt.

Jur Binnenheirat kann, wie ich ebenfalls schon erwähnt habe, die Scheu vor dem Fremden beitragen oder, anders ausgestrückt: der Wunsch, einen bekannten Menschen als vertrauten Beschützer für eine Familie zu gewinnen. Solche Umstände fördern die Binnenheirat von Stämmen niedrigerer Gesittungsstufe, die Binnenheirat im Bereiche kleinerer Stämme in verkehrsarmen Gebieten.

Bei den Juden entstand eine Binnenheirat aus Glau= bensgründen seit Esra und Nehemia. Das Verbot einer heirat mit Nichtjüdinnen wurde ausgesprochen, weil man von solchen Verbindungen die Entfremdung der Kinder vom Jahweglauben befürchtete. Diese Gesetzgebung durch Esra und Nehemia hat also nicht rassische Gründe, denn die Derbin= dungen, gegen die sie sich richtete, waren solche mit rassenverwandten Nachbarvölkern. Eine Neigung zur Binnenheirat mit der Absicht einer Abschließung vor fremdem Glaubensgute und fremden Rassenanlagen läßt sich aber in der Geschichte der hebräer seit der Einwanderungszeit um 1400 v. Chr. ver= folgen. Im Mittelalter bildete sich nach und nach eine Binnen= heirat der dristlichen Bevölkerungen gegenüber den Juden heraus: es wurde nicht die Rassenfremdheit der Juden betont — von der man in den Ostmittelmeerländern nicht reden tann —, sondern die disparitas cultus, die Glaubensverschiedenheit — eine Glaubensverschiedenheit, die durch Taufe der Juden aufgehoben werden konnte. Die Binnenheirat beider Gruppen bestand in Deutschland bis gegen Ende des 18. Jahr= hunderts. Goethe äußerte sich am 23. September 1823 entsetzt und entrüstet, als im herzogtum Weimar die Erlaubnis zur tirchlichen Trauung deutsch=jüdischer Mischehen erteilt wurde1).

Am bekanntesten ist die Binnenheirat der Kasten in Indien, die verwickeltere Formen ausgebildet und sich tief in das Bewußtsein der hindubevölkerungen eingegraben hat. Sie ist entstanden aus der Beachtung einer Rassenschen zwischen Freien und Unfreien, die bei allen Indogermanen bestand und die bei den Germanen erst im frühen Mittelalter durch die Kirche nach und nach beseitigt worden ist, zuletzt im niederssächsischen Gebiete. Darum sind die germanischen Dölker der Gegenwart wie alle indogermanischen Dölker nicht nur die Nachkommen der Germanen oder der Indogermanen, sondern auch die Nachkommen der unfreien Knechte indogermanischer Dölker. Aus den Anschauungen der Freien germanischer hers

¹⁾ Goethes Gespräche, herausgegeben von Srh. v. Biedermann, Bd. III, 1910, S. 12.

funft entwickelten sich schließlich die Dorstellungen der Eben= burt beim Adel des Mittelalters und der Neuzeit, die Dor= stellungen, die man als Verfälschung einer sinnvollen rassisch begründeten Binnenheirat zu einer schließlich ziemlich sinnlos werdenden ständischen Binnenheirat erklären könnte1). Don einer sinnvollen rassisch begründeten Binnenheirat könnte man beim französischen Abel etwa bis ins 14. Jahrhundert sprechen, als dieser Adel noch überwiegend aus den Nachkommen fräntischer, burgundischer und normannischer grundbesitzender Geschlechter bestand. Die Trennung vom übrigen Volke grün= dete sich hier wie in anderen Sällen nicht auf Derachtung des niederen Dolkes oder gar auf einen gegenseitigen "Klassenhaß" der unteren und oberen Stände, sondern bestand in einem leidenschaftslosen herkömmlichen Getrenntbleiben zu binnen= heiratenden Kreisen. Der "Klassenhaß" ist erst im 19. Jahr= hundert aufgekommen und könnte geradezu eine ausgedachte Erfindung dieses Jahrhunderts genannt werden.

Der Ebenburtsgedanke ist sicherlich ein wertvoller Gestanke und der Grundgedanke für jeden Plan einer völkischen Aufartung. Adel kann jedoch — vom Standpunkte der Erbslehre aus gesehen — nur auf ererbte und vererbliche Züge begründet werden, nie auf erworbene Dinge, wenn er auch vielen erworbenen und erwerbbaren Dingen eine vertieste Bedeutung zu geben vermag. Unserem Volke wäre eine Binnenheirat der erblichshochwertigen Samilien aller Stände zu wünschen.

Besonders streng waren Adel und Dolk in Polynesien zu getrennten heiratskreisen geschieden; auch hier war aus der ursprünglichen Rassenschranke zwischen einer einheimischen Bevölkerung und eingedrungenen Eroberern eine Ständeschranke entstanden. In Tahiti tötete man die Kinder einer Adligen, die einen nichtadligen Mann geheiratet hatte²).

¹⁾ h. S. K. Günther, Sühreradel durch Sippenpflege, 1936, S. 94/95.

²⁾ R. W. Williamson, Social and Political Systems of Central Polynesia, 1924; W. E. Mühlmann, Staatsbildung und Amphittyonien in Polynesien, 1938.

So mag Binnenheirat öfters aus dem Rassenbewußtsein, aus einer consciousness of kind (Giddings) hervorgegangen sein. Manche einheimischen Stämme bestraften heiraten oder geschlechtliche Derbindungen ihrer Mädchen oder Frauen mit Europäern, so 3. B. die Indianerstämme Mittelamerikas gezgegenüber den Spaniern, die Eingeborenen auf den Antillen (im Golf von Mexiko) gegenüber Europäern, die Grönländer gegenüber den Dänen, die Eingeborenen auf Mauritius (östlich Madagaskar) gegenüber den Engländern, die Eingeborenen auf Reunion (östlich Madagaskar) gegenüber den Franzosen. Manche Stämme der Indianer Kaliforniens sollen auch heute noch Mädchen oder Frauen ihres Stammes, die einen Weißen heiraten oder sich mit ihm in eine geschlechtliche Derbindung einlassen, mit dem Tode bestrafen.

Rassenschranken werden meistens durchbrochen von frauenlosen Einzelnen, die als Sremde in ein Gebiet einge= wandert sind. Sind aus solchen Verbindungen zwischen den Rassen erst Mischlinge in einer gewissen Anzahl entstanden, so bewirkt meist schon deren bloßes Vorhandensein nach beiden Seiten hin die Zersetzung des überlieferten Rassenbewußtseins. Man hat angenommen, daß ein Rassenbewußtsein bei der Frau stärker und häufiger sei als beim Manne. In Nord= amerika haben wenige weiße Frauen Sarbige oder Mischlinge geheiratet, weiße Männer hingegen in größerer Zahl. Doch geht die Rassenkreuzung ja viel mehr auf außerehelichen Wegen vor sich als auf ehelichen. Auch solche außerehelichen Der= bindungen werden von europäischen Männern mit Mädchen der farbigen Rassen häufiger gesucht als von europäischen Frauen mit Männern der farbigen Rassen. Es zeigt sich hier — abgesehen von der durchschnittlich geringeren Triebhaftig= keit der Frau — die allgemein geltende Erscheinung, daß die Srau — und zwar anscheinend die Frau aller Völker und Rassen — seltener hinabheiratet als der Mann, daß die Frau mehr als der Mann auf Ebenburt achtet und lieber ledig bleibt, als die herkömmlichen Ansprüche ihres Geschlechts auf Ebenburt aufgibt. Dielleicht darf man aber nur behaupten, daß herkömmliche Rassenschranken und Gebote der Binnen=

heirat im allgemeinen von den Frauen eines Volkes länger bewahrt werden als von dessen Männern.

e) Die Außenheirat (Exogamie).

Die Sitte der Außenheirat verpflichtet eine Menschengruppe, die aus Blutsverwandten besteht oder aus solchen, die sich als blutsverwandt erscheinen, heiraten innerhalb ihrer Gruppe zu vermeiden. Außenheirat gebietet also die Gattenwahl außerhalb eines Kreises einander nahestehender Menschen. Die Sitten der Außenheirat beziehen sich meistens auf größere Gruppen als etwa Samilien oder Sippen, meistens auf Untergruppen eines Stammes, auf Clans. Zur Bestimmung des Begriffes "Aukenheirat" ist aber die Angabe einer unteren Grenze der Zahl einer in Außenheirat lebenden Menschen= gruppe nicht nötig. Zu den Regeln über Außenheirat gehören auch die Verbote von Verwandtenehen, auch wenn sich solche Derbote nur über die engste Derwandtschaft erstrecken. Stamm= und rassenverwandte Völker können sich in der Auffassung der Grade verbotener Derwandtenehen weit voneinander ent= fernen. So gab es in hellas und im frühesten latinischen Rom weniger Grade verbotener Derwandtenehen als im späteren Rom, in welchem schließlich Derwandtenehen bis zum 7. Grade der cognati verboten waren. Die Grade zählte man in Rom von dem einen der ins Auge gefaßten Derwandten erst zurück bis zu dem gemeinsamen männlichen Dorfahren, dann wieder herab bis zu dem anderen ins Auge gefaßten Verwandten. Die mittelalterliche Kirche ging im Kanonischen Rechte mit ihren heiratsverboten bis zur 7. Geschlechtsfolge (Generation) und verbot auch Ehen zweier miteinander verschwägerter Menschen und die Ehe eines Mannes mit einer Schwester seiner verstorbenen Frau. Die Kirche führte ferner eine "geistige Verwandtschaft" (cognatio spiritualis) ein, die durch Patenschaft entstand. Patenschaften scholossen Eben aus zwischen Paten und Derwandten des Täuflings. So entstanden durch Satzungen Verwandtschaftsgrade und außenheiratende Kreise.

In China wird außer der Heirat bestimmter Blutsver= wandter auch die heirat zweier Menschen mit gleichem Samiliennamen vermieden, da man annimmt, Namensgleich= heit weise auf Verwandtschaft, auf Abstammungsgemeinschaft, hin. In Indien verbindet sich sowohl bei der Hindubevölkerung wie bei den Todas (einem Hirtenvolk in Nilgiri, Südindien, 3u den Drawidastämmen gehörig) die Außenheirat von Untergruppen der Kasten mit der Binnenheirat der Kaste selbst. Am meisten verwickelt sind die Heiratsordnungen in Australien: dort besteht nicht nur ein Derbot der Heirat innerhalb der eigenen Gruppe, sondern zugleich ein Gebot der heirat in eine bestimmte Gruppe. So entstehen Stämme mit zwei, vier oder acht außenheiratenden Gruppen, die unter einander nach bestimmten Regeln wechselseitige Heiraten pflegen. Ansäte zu solchen "Klassenordnungen" gibt es auch in Melanesien1). Außenheiratende Gruppen sind oft zugleich Totemgruppen. Auf die Frage des Totemismus und dessen Beziehungen zu Che und Samilie will ich nachher eingehen.

Es ist bisher nicht gelungen, die Außenheirat und übershaupt die geschlechtlichen Meidungen (avoidances) nach ihrem Ursprung und als Ausdruck bestimmter ererbter Triebsrichtungen des Menschen befriedigend zu erklären.

Es ist nicht leicht, die Außenheirat, das Derbot der Heirat zwischen nahen Blutsverwandten und überhaupt die Meisdungen zwischen bestimmten Menschen verschiedenen Geschlechts nach ihrem Ursprung zu erklären oder sie als Ausdruck bestimmter Triebrichtungen des Menschen zu deuten. I. G. Frazer²) nahm an, ursprünglich hätten die Menschen den Zusammenhang zwischen Begattung und Schwängerung nicht gekannt. (Für diese Annahme lassen sich völkerkundliche Beslege anführen, auf die ich später eingehen werde.) Die Gruppen

¹⁾ Rivers, (II), 1915, S. 424.

³) Totemism and Exogamy, Bb. I, 1910, S. 191ff., 576ff.; Bb. II, 1910, 507ff.; Bb. III, 1910, S. 112/113, 362ff., 575, 579/580; Bb. IV, 1910, S. 97, 104/105, 107ff., 112/113, 153/154, 157ff.

der Urmenschheit hätten innerhalb der Samilien in geschlechtslicher Gemeinschaft gelebt. Erst im Derlauf einer späteren Entwicklung seien aus bisher nicht geklärten Gründen, vielleicht auch nach Beobachtung von Schädigungen des Nachwuchses aus Derwandtenehen, die Zeugungen im Kreise von nahen Blutsverwandten verboten worden, zuerst die zwischen Brüdern und Schwestern und die zwischen Müttern und Söhnen. Obschon die Frazersche Erklärung sich auf verschiedene da und dort beobachtete Sitten und Anschauungen berufen kann, erscheint sie nicht einleuchtend.

In den letzten Jahrzehnten haben sich allerlei Psychoana= lytiker an der Cösung dieser Fragen versucht. Sie wollten die gegenseitige Meidung von Eltern und Kindern, von Ge= schwistern und Blutsverwandten, aus einem Urzustande der Gattung Mensch ableiten, wo gerade Geschlechtsbeziehungen nächster Blutsverwandter, also eine Art Samilienbinnenheirat, die Regel waren, und wollten also Meidungsverbote gerade aus der gegenseitigen geschlechtlichen Anziehung von Bluts= verwandten erklären. Derbote hätten nach den Deutungen der Psychoanalytiker nicht ausgesprochen werden müssen, geschlechtliche Beziehungen innerhalb der engsten Samilie nicht als "Blutschande" verworfen werden müssen, wenn nicht beim Menschen ein Trieb zur geschlechtlichen Dermischung im engsten Samilienkreise bestanden hätte. Der "Ödipus-Komplex" und der "Antigone-Komplex" seien Nachwirkungen solcher Triebe. Hier werden also Erscheinungen wie Meidung und Außenheirat als Ausdrücke einer Scheu vor Blutschande gedeutet, zu der die Menschen versucht seien oder mindestens versucht gewesen seien. Eine solche Auffassung ist unhaltbar. "Die Strenge einer Meidungsvorschrift deutet nicht auf die Stärke eines geschlechtlichen Begehrens hin" (strength of Taboo is not an index of strength of desire) — mit diesen Worten hat I. K. Solsom¹) diese psychoanalytische Deutung verworfen. Ich werde später noch einmal auf die psycho= analytischen Deutungen der Che und Samilie eingehen. Hier

¹⁾ The Family, 1934, S. 108.

möchte ich solchen Deutungsversuchen gegenüber nur ein= wenden, daß keineswegs einzusehen wäre, wie denn, wenn die Menschen ihren Anlagen nach zu geschlechtlichen Beziehungen mit Blutsverwandten versucht wären, plöglich ein Wille zur Meidung solcher Beziehungen hätte entstehen können, und warum denn heute ein Trieb zu geschlechtlichen Beziehungen mit Blutsverwandten sich so selten regen sollte, ja eigentlich überhaupt nicht regt — denn die vorkommenden Sälle von Blutschande zeigen, daß Blutschande entweder einen Notbehelf des Triebes minderwertiger Menschen darstellt oder aus Trieben entarteter Menschen hervorgeht1). Änderungen der Erbanlagen des Menschen, die bewirkt haben sollten, daß eine menschliche Triebrichtung auf Blutschande in einen Abscheu vor Blutschande verwandelt worden wäre, daß ererbte Antriebe zur Binnenheirat im engsten Kreise sich in Antriebe zur Außenheirat hätten verkehren sollen — solche Erbände= rungen (Mutationen, Idiovariationen) wird kein Erblichkeits= forscher annehmen wollen, zumal nicht die plötlichen Erb= änderungen, wie sie die Psychoanalytiker für den Vorgang einer Abkehr vom Geschlechtsverkehr der Samilie unter sich zur gesetzlichen Derurteilung der Blutschande für die an= geblich triebgebundenen Horden einer Urmenschheit nach ihren Erklärungsversuchen fordern.

Ich möchte zur Erklärung der Meidungen, der Heiratssperbote und der Regeln über Außenheirat lieber auf einen von W. Robertson Smith²) übernommenen Gedankensgang Westermarcks³) verweisen, obschon dieser mir nicht gänzlich befriedigend erscheint und vielleicht nur für einen Teil der Meidungen und Heiratsverbote zutrifft: Westersmarck nimmt an, die Regeln der Außenheirat seien aus einem Widerwillen gegen die Heirat solcher Menschen ents

¹⁾ Dgl. v. Hentig und Diernstein, Untersuchungen über den Insest, Arbeiten aus der Bayrischen Kriminalbiologischen Sammelstelle, Bd. I, 1925; Többen, Über den Inzest, 1925; Cöhner, Die Inzucht, 1929.

²⁾ Kinship and Marriage in Early Arabia, 1903, herausgegeben von S. A. Cook, S. 201 (1. Aufl., 1885, S. 196).

^{8) (}I), Bb. II, 1925, S. 192—218.

standen, die von Kindheit an miteinander in gegenseitiger örtlicher Nähe gelebt haben. Auch beim Zusammenleben nicht= verwandter Kinder und Jugendlicher beiderlei Geschlechts innerhalb der gleichen Samilie stelle sich später nur selten gegenseitige geschlechtliche Anziehung ein; auch bei Tieren sei dies beobachtet worden. Selbst bei Zusammenschulung beider Geschlechter sei ein solches Ausbleiben geschlechtlicher An= ziehung häufig. Meidungen und Sitten der Außenheirat könnten somit entstanden sein als Auswirkung des üblichen Empfindens gegenüber den seltenen und damit als abartig erscheinenden geschlechtlichen Neigungen zwischen verwandten und nicht=verwandten Menschen verschiedenen Geschlechts, die in örtlicher Nähe zusammengewohnt haben. Westermarck führt an, daß bei den Hellenen Dettern=Basen=Heiraten erlaubt waren, sogar halbschwester=halbbruder=heiraten gebilligt wurden, daß hingegen bei den Römern heiratsverbote be= standen bis zum 7. Grade römischer Derwandtschaftszählung, d. h. bis zu dem Grade der Derwandtschaft zweier Menschen, die vom gleichen Urgroßvater abstammten. In auffälliger Weise entspricht diesen Heiratsordnungen, daß bei den Rö= mern die Großfamilie indogermanischen Ursprungs auf einem Erbhofe zusammen wohnte und ihre Kinder, also auch Dettern und Basen, zusammen aufwachsen ließ, während die Hellenen schon in Einzelfamilien (Kleinfamilien) lebten. In Groß= familien indogermanischen Ursprungs lebten auch die alten Inder, die wiederum die gleichen Heiratsverbote beachteten wie die Römer.

Ordnungen der Außenheirat könnten auch auf Erfahrungen über Inzuchtschäden beruhen. Westermarck und Frazer, die über den Ursprung geschlechtlicher Meidungen sehr versschiedene Anschauungen vorgetragen haben, sind doch darin einig, daß viele Stämme einfacher Gesittung auf der ganzen Erde eine Schädlichkeit der Derwandtenheirat für die Nachstommenschaft und — nach Frazer) — für den ganzen Stamm annehmen. Auf Derwandtenehen sollte Unfruchtbarsteit der Frauen, der haustiere und der Nutpflanzen folgen.

¹⁾ Totemism and Exogamy, Bb. IV, 1910, S. 157ff.

Bei manchen europäischen Dölkern sind Dorstellungen über eine Schädlichkeit der Verwandtenheirat verbreitet, Dorstel= lungen über "alte Samilien", die schon an sich durch "Alter" verbraucht würden, noch mehr aber durch die in "alten Samilien" (angeblich) häufiger vorkommenden Derwandten= heiraten. Solche Samilien müßten durch Zufuhr gänzlich an= deren und nicht-verwandten "Blutes" eine "Derjüngung" erfahren, eine "Auffrischung". Die Meinung bes 19. Jahr= hunderts war im Abendlande die, daß Kreuzungen einander fernstehender Erbstämme nützlich, Inzucht aber besonders schädlich sei¹). Dor allem großstädtische Zeitungsschreiber jüdischer Herkunft vertraten solche Cehren und verwendeten sie gegen den "verbrauchten" Adel und gegen die "veralteten" Dorurteile, die sich gegen europäisch-jüdische Mischehen wehrten. Sür die Annahme einer Schädlichkeit der Derwandten= ehen konnten auch gerade aus dem binnenheiratenden Adel einerseits und dem binnenheiratenden Bauerntum anderer= seits Beispiele angeführt werden — Beispiele allerdings, die durch die Erblichkeitsforschung später nicht als durch die "Inzucht" bewirfte Schäden, sondern als häufung minder= wertiger Erbanlagen bei Gelegenheit einer Derwandtenheirat erklärt worden sind — als eine häufung minderwertiger An= lagen, die aber ebenso bei nicht-verwandten Derbindungen möglich ist. Hartnacke hat die landläufigen Irrtümer des "Märchens vom verbrauchten Blute" einmal eingehender ge= tennzeichnet 2). Ich möchte auf die Frage der Derwandten= eben innerhalb europäischer Dölker hier nicht weiter eingehen, sondern nur allgemein dazu noch Solgendes sagen:

Beim Menschen ist eine so enge Inzucht, wie sie bei hausstieren vorkommt und dort — durch Paarung von Tieren bekannter bester Abstammung — gerade auch die vortreffslichsten Rassen und Schläge ergeben hat, kaum einmal vorsgekommen, denn die schon erwähnten Geschwisterehen und

¹⁾ Capouge, Les Sélections Sociales, 1896, S. 157/158.

²⁾ Hartnade, Das Märchen vom "verbrauchten Blute", Rasse, Bb. V, 1938, heft 3, S. 92ff.

Ehen näherer Blutsverwandter stellen Ausnahmen dar. Die Geschwisterehen in Pharaonen= und Inkafamilien, bei den persischen Achaimeniden und den makedonischen Ptolemaiern haben Geschlechterfolgen hervorragender Menschen ergeben woraus die Erblichkeitsforschung nicht den Schluß gezogen hat, Inzucht könne hohe Begabung bewirken, sondern nur den Schluß, daß die Dorfahren dieser sich zu Geschwistereben verbindenden Samilien ungewöhnlich erbgesund und erbtüchtig gewesen sein müssen. So schadet also nicht etwa die Der= wandtenheirat an sich, sondern immer nur eine häufung gleichsinniger minderwertiger Anlagen. Ein solches Zusammen= treffen minderwertiger Anlagen ist in Chen nicht-verwandter Chepaare ebenso möglich wie in Ehen verwandter; es wird aber in Ehen verwandter Chepaare, die eben von einem oder mehreren gemeinsamen Vorfahren überdecte (rezessive) min= derwertige Anlagen geerbt haben können, häufiger sein als in Chen nicht=verwandter Paare. Ebenso wird aber durch Der= wandtenheirat auch das Zusammentreffen und die häufung höherwertiger Anlagen häufiger sein. Derwandtenheirat kann also sowohl erbsteigernd wie erbschädigend wirken. Heiraten innerhalb der Sippe begünstigen das Auftreten verborgener — rezessiver und heterozygoter — Anlagen, die beim Zu= sammentreffen von beiden Elternseiten homozygot hervor= treten. Dabei kann es sich ebensowohl um höherwertige wie um minderwertige Anlagen handeln. Innerhalb der heutigen Bevölkerungen Europas wird man im allgemeinen nicht zu Derwandtenheirat raten dürfen.

Derwandtenheirat kann innerhalb eines Stammes mit eins sacher Gesittung geradezu zur Aufartung beitragen und zwar eben durch ein Offenbarwerden überdeckbarer (rezessiver) krankhafter oder sonst minderwertiger Anlagen bei Kindern der mit einander verwandten Elternpaare, wenn nur jeweils solchen Kindern die Sortpflanzung verwehrt wird. In vielen Stämmen ohne "soziale Sürsorge" geht so dauernd eine Ausmerze minderwertiger Anlagen vor sich, oft allein schon das durch, daß kränkliche Kinder als Neugeborene ausgesett werden. In einigen Kulturvölkern trägt die gesetliche Uns

fruchtbarmachung zu einer solchen Ausmerze bei. Es hat sich gezeigt, daß wahrscheinlich bei allen Stämmen in einfacher oder gar verhältnismäßig urtümlicher Gesittung ziemlich enge "Inzucht" herrscht, wenn unter "Inzucht" die häufigkeit von Derwandtenheiraten verstanden wird"). Derwandtenheirat ist innerhalb kleiner Stämme in abgeschlossenen Gebieten kaum zu umgehen und wird auch da ziemlich häufig sein, wo Samilien versuchen, ihren Candbesitz zusammenzuhalten. So haben sich bei den Maori in Neuseeland Derwandtenheiraten daraus ergeben, daß die Samilien die Derteilung und Abgabe von Candbesitz bei heiraten ihrer Angehörigen vermeiden wollten.

Thurnwald²) hat dargelegt, daß in vielen Gebieten durch Derwandtenheiraten "Cofalrassen" entstünden, also Erbshäufungen, die schließlich Rassen, erbgleiche Menschengruppen, ergeben könnten. Man wird aber solche erbähnlichen Gruppen eher als "Gauschläge" bezeichnen³). Thurnwald denkt dabei in der hauptsache an heiratsordnungen, die Derwandtenheiraten fördern, besonders an die begünstigten Detternsassenscheinsche heiraten. Wie ich eben ausgeführt habe, muß aber auch bei vielen kleineren Stämmen, deren heiratsordnung die Derswandtenheirat an sich nicht fördert, eine Erbhäufung angesnommen werden, die das Entstehen eines Gauschlags bewirkt, weil eben bei solchen kleineren Stämmen, wie Wißler gezeigt hat, Derwandtenheirat gar nicht zu vermeiden ist.

In einzelnen Sällen könnten Beobachtungen über eind häufung minderwertiger Anlagen bei Nachkommen aus Derswandtenehen Ordnungen der Außenheirat bewirkt haben. Im Ganzen werden sich die Ordnungen der Binnenheirat wie der Außenheirat nur in wenigen Sällen auf einen einzigen und bestimmten Grund zurückführen lassen. Dauernd wirken Dorstellungen verschiedener Art und sicherlich nicht allein Dorstellungen über Dererbung, Siebung und Auslese auf die

¹⁾ Wißler, An Introduction to Social Anthropology, 1929, S. 42/43.

²⁾ Rassenwandel im Lichte der Völkerforschung, Zeitschrift für Rassenstunde, Bd. VII, 1938, S. 2, 3.

^{*)} H.S.K. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 1930, S. 303.

Cebensvorgänge der Dölker ein, lenken die Liebeswahl, fördern oder hemmen die Gattenwahl, verhindern eine stärkere Sort= pflanzung oder fördern die Sortpflanzung. Siebung und Auslese werden meistens durch ein Zusammenwirken mehrerer Ursachen, wenn nicht vieler, bestimmt: Stammesüberliefe= rungen, Glaubensvorschriften, wirtschaftliche Derhältnisse, Umstände des Wohngebiets usw. können einwirken und werden zusammenwirken. Es mag oft geschehen sein, daß Stammes= überlieferungen ursprünglich enger mit Dorstellungen über Cebensgeseke verbunden waren und sich so lebensgesetzlich sinnvoll und erbgesetzlich steigernd ausgewirkt haben, daß dann aber Einwirkungen aus anderen Bereichen die Stammes= überlieferung nach und nach von dem lebensgesetzlich förder= lichen Dorstellungskreise entfernt haben, so daß schließlich eine Überlieferung geradezu lebensschädlich, erhaltungswidrig werden konnte.

Ein Grundzug bleibt bei aller ursprünglichen Derschiedens heit und späteren Abwandlung auch den Heiratsordnungen der Naturvölker eigen: der auch das geschlechtliche Gebiet beherrschende Grundsatz von Gegenseitigkeit und Dergeltung richten sich die Sitten über Geschenke, über Frauentausch und nebenseheliche Beziehungen, über heiratsverbote und heiratsordsnungen und auch über Ehebruch und Ehescheidung. Freundschaft und Feindschaft stellen Urbeziehungen des Menschenzgeschlechts dar, die beide durch feste Ordnungen bestimmt sind. Innerhalb dieser Ordnungen sind heirat, Ehe, Familie und Derwandtschaft jeweils in bestimmte Zusammenhänge einzgesügt.

Bei den niedrig stehenden Stämmen der Jäger und Sammler fehlen Heiratsordnungen oder sie sind hier nur gering ent= wickelt; wenig Heiratsverbote finden sich bei altsibirischen

¹⁾ Thurnwald, (VI), Bd. 14, 1928/29, S. 130/31 unter "Vergeltung"; Cowie, (XIII), 1937, S. 233.

Jägern und hirtenstämmen, hier kommen nach Bogoras¹) geschlechtliche Beziehungen und heiraten zwischen Derwandten verschiedenen Grades vor. Bei den totemistischen Stämmen aller Erdgebiete werden die Gebote der Außenheirat und damit zusammenhängende Derbote der Derwandtenheirat besonders streng beachtet—ob es sich um Blutsverwandte handle oder um Sahungsverwandte, d. h. um Menschen, die sich als verwandt ansehen oder bezeichnen. Daher wird in diesem Abschnitt die Frage des Totemismus besonders behandelt werden müssen.

Beispiele für die mannigfaltigen einfacheren und verswickelten Heiratsordnungen und Heiratsverbote gibt Thurnswald²).

Auf niedrigeren Stufen schließt sich meistens die Heirat der Jugendlichen ohne umständlichere Gebräuche an Jünglings= und Mädchenweihen, an Mannbarkeitserklärungen und Betundungen des Mündigkeitsalters an. Eine der Heirat voraus= gehende Verlobung kommt bei niedrigeren und mittleren Naturvölkern kaum vor, zumal nicht bei mutterrechtlicher Samilienordnung. Besondere Verlobungen sind bei Acter= bauern häufiger und bei Stämmen, die von solchen beeinflußt sind. In vaterrechtlichen Stämmen, welche in der Regel die heranwachsenden Jugendlichen strenger nach Geschlechtern trennen, tritt die Derlobung stärker hervor3). Die Gebräuche der heiratsfeier, auf niedrigeren Stufen ziemlich dürftig aus= gebildet, sind besonders in solchen größeren Stämmen reich= haltig entfaltet, wo die einzelnen Samilien einander fremder sind und wo angesehene Geschlechter einen besonderen Ahnen= stolz pflegen4).

Unter den Hochzeitsgebräuchen tritt häufig die feierliche Übergabe von Brautpreis und Mitgift hervor. Scheinkämpfe um die Braut oder ein Scheinraub der Braut werden

¹⁾ The Jesup North Pacific Expedition, Bb. VII, 1909, Teil III: Social Organization, S. 572, 576 ff.

²) Thurnwald, (VI), Bd. V, 1926, S. 271—288 unter "Heiratsordnung".

³⁾ Thurnwald, (VI), Bd. 14, 1928/29, S. 133 unter "Derlöbnis".

⁴⁾ Thurnwald, (VI), Bd. V, 1926, S. 247 unter "heirat".

aufgeführt; dem Brautpaar drohende Gefahren durch böse Geister werden durch Carm und Geschrei abgewehrt; sinn= bildliche handlungen werden feierlich vorgenommen: das Umschreiten des Herdes oder eines Seuers durch das Braut= paar, das gemeinsame Derzehren einer bald für Ackerbauern= tum, bald für Wanderhirtentum bezeichnenden Speise, die Dereinigung der hände von Braut und Bräutigam, das Zu= sammenbinden der Brautleute. Es gibt Bräuche, die entweder die Braut oder den Bräutigam als übergeordnet zeigen oder einem von beiden die eheliche Übermacht sichern sollen, dann Bräuche zur Abwehr der Gefahren, die mit dem Beischlaf ver= bunden sein sollen, Bräuche der gegenseitigen geschlechtlichen Meidungen der Neuvermählten für eine bestimmte Zeit oder bestimmte Zeiten nach der Hochzeit¹). Bei den meisten Dölkern wird eine Cheschließung wie überhaupt jede gottesdienstliche und gesetzliche Handlung nur dann als vollgültig angesehen, wenn die herkömmlichen Gebräuche ganz genau eingehalten, die überlieferten Sormeln wortgetreu gesprochen worden sind. Es gibt aber auch Stämme, bei denen die Che erst als geschlossen gilt, wenn aus ihr das erste Kind hervorgegangen ist; dies habe ich schon erwähnt.

f) Der Cotemismus.

Das Wort "Totemismus", von Sir John Lubbod (Cord Avebury) in die Wissenschaft eingeführt, ist von einem Indianerwort aus der Sprache des Odschibwä-Stammes vom Oberen See (Lake Superior) abgeleitet. Die Odschibwä (Ojibwa, Chippewa) gehören zu dem Stämmeverband der Algontin. Im Timistaming-Algontin heißt nototem soviel wie "mein Geschlecht"; im Timagami-Odschibwä ndodem soviel wie "mein Abzeichen" oder "meine Kennmarke"2). Als Totem wird ein Tier, seltener eine Pflanze, noch seltener ein lebloses Ding bezeichnet, etwas, das einer Gruppe von Men-

¹⁾ Rivers, (II), 1915, S. 430/431.

²⁾ J. Haeckel, Über Wesen und Ursprung des Totemismus, Mitteislungen der Anthropologischen Gesellschaft zu Wien, Bd. 69, 1939, S. 245.

schen verehrungswürdig erscheint, die sich unter einander als verwandt ansehen. So wird ein Abbild des Totems zum Sinnbild und das Totem dient zur Benennung von Untergruppen eines Stammes, die sich als Gruppen gleicher Abstammung erscheinen. Totemistische Gruppen verbieten die Heirat innerhalb der Gruppe, gleichviel, ob die der Gruppe angehörenden Familien mit einander wirklich blutsverwandt seien oder nicht: die Familien sehen einander als Nachkommen des gleichen Urwesens an. Einige Forscher nehmen auch an, das Totem sei ursprünglich immer ein Tier gewesen, das als Stammvater oder Stammutter galt. Totemtiere dürsen von der sie verehrenden Gruppe nicht getötet und nicht gegessen werden. Herbert Spencer¹) wollte den Totemismus von einer allgemeinen Entwicklungsstuse der Tieranbetung (animal worship) ableiten.

Dielleicht ist der Totemismus hervorgegangen aus der Derehrung eines tiergestaltigen Stammvaters der Menschen²) und aus dem Glauben, daß Tiere sich in Menschen, Menschen sich in Tiere verwandeln können, daß Tier und Menscheinander überhaupt nicht wesensfremd seien. Es könnte sein, daß manche Abwandlungen der Lehre von einer Seelenwanderung auf totemistischen Dorstellungen beruhen. Jedenfalls ist der Totemismus ein Anzeichen der ursprünglichen Naturversbundenheit vieler Stämme und gehört ursprünglich dem Gebiete des Glaubens und der Frömmigkeit an, ehe er auf die Gebiete der Derwandtschaft und des Rechts einwirkte. Dieles aber von den einzelnen Erscheinungen des Totemismus in Geschichte und Gegenwart ist heute noch gänzlich rätselhaft.

Man hat Nordamerika als "das klassische Land des Totes mismus" bezeichnet. Totemismus findet sich aber auch bei einzelnen Stämmen Mittelamerikas und Brasiliens, bei einzelnen Stämmen Südafrikas, Indiens und Melanesiens und bei den Australiern. Das australische Wort für Totem ist "Kobong". Am häufigsten ist Totemismus bei Stämmen,

¹⁾ Principles of Sociology, Bb. I, 1906, S. 346.

²⁾ J. haedel, a. a. O., S. 255.

deren Männer jagen und deren Frauen pflanzen; er ist häufiger mit vaterrechtlichen Samilienordnungen verbunden als mit mutterrechtlichen. Bei den Pueblo-Indianern und anderen nordamerikanischen Indianerstämmen wie bei den Bewohnern der Trobriand-Inseln (im südöstlichen Neuguinea) sind Totemismus und Mutterrecht mit einander verbunden. Der Totemismus tritt in so vielen Abwandlungen auf, daß es kaum möglich sein wird, sein Wesen durch eine allgemeine Begriffsbestimmung eindeutig zu kennzeichnen. Er hat die Sorschung immer wieder beschäftigt, besonders auch deshalb, weil seit McCennan, S. B. Jevons1), Salomon Rei= nach und Wilhelm Wundt2) immer wieder angenommen worden ist, der Totemismus sei eine allgemeine Entwicklungs= stufe, durch die alle Völker einmal aufgestiegen seien ober noch aufzusteigen hätten. Schließlich haben in neuester Zeit noch verschiedene Psychoanalytiker, vor allem zunächst greud selbst, sich des Totemismus bemächtigt, um ihn zur Ausschmückung von Bildern zu verwenden, die den Urzustand der Menschheit darstellen sollten3).

Schrifttum zu den Fragen des Totemismus:

Nach Mc Cennan (1865), Boas (1896), J. Kohler (1897), Andrew Cang (1905) haben sich mit dem Totemismus beschäftigt:

- J. G. Frazer, Totemism and Exogamy, 1910, ein umfangreiches Werk in 4 Bänden; davon eine gekürzte Zusammenfassung:
- 3. G. Srazer: Les Origines de la Famille et du Clan, Annales du Musée Guimet, Bibliothèque d'Etudes, Bd. 30, 1932;
- W. Schmidt, Eine Diskussion über die Natur des Totemis= mus, Anthropos Bd. IX, 1914, S. 287ff.;
- A. R. Brown (Radcliffe-Brown), The Definition of Totemism, daselbst, S. 622 ff.;
- W. H. Rivers, The Terminology of Totemism, daselbst, 5.640 ff.;
 - E. Reuterschiöld, Die Natur des Totemismus, daselbst, S. 646 ff.;

¹⁾ An Introduction to the History of Religion, 1896, 5. 113ff.

²⁾ Elemente der Völkerpsychologie, 1912, S. 139.

³⁾ S. Freud, Totem und Tabu: Einige Übereinstimmungen im Seelen= Ieben der Wilden und Neurotifer, 1913.

- N. W. Thomas, Totemism in Southern Nigeria, Anthropos, Bb. 10/11, 1915/16, S. 234ff.;
- B. Ankermann, Ausdrucks- und Spieltätigkeit als Grundlagen des Totemismus, daselbst, S. 586 ff.;
- W. Schmidt, Totemismus, viehzüchterischer Nomadismus und Mutterrecht, daselbst, S. 593 ff.;
- A. A. Goldenweiser, The Views of Andrew Lang and J. G. Frazer and E. Durkheim on Totemism, daselbst, S. 948 ff.;

Marie Pancritius, Europäischer Totemismus, Anthropos, Bd. 12/13, 1917/18, S. 338ff.;

R. Thurnwald, Die Psychologie des Totemismus, daselbst, S. 1094 ff.;

Derselbe, Die Psychologie des Totemismus, Anthropos, Bd. 14/15, 1919/20, S. 496 ff.;

- A. van Gennep, L'Etat actuel du Problème Totémique, 1920; E. Datter, Der australische Totemismus, 1925.
- W. E. Armstrong unter "Totemism" in The Encyclopaedia Britannica, Bd. 22, 1929, S. 315 ff.;
- Cöher und Thurnwald unter "Totemismus" im Reallexikon der Dorgeschichte, Bd. 13, 1928/29, S. 346 ff.;
- A. A. Goldenweiser unter Totemism in der Encyclopaedia of the Social Sciences, Bd. VII, 1934, S. 657ff.;
- J. Haedel, Über Wesen und Ursprung des Totemismus, Mitzteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien, Bd. 69, 1939, S. 243 ff.

Die Frage, ob der Totemismus ursprünglich mit vaterrechtlichen Gesittungen verbunden gewesen sei (Graebner)
oder mit mutterrechtlichen (Marett), möchte ich später erörtern. Die Frage, ob die Dorstellung der Abstammung von
einem Totem-Wesen dem Totemismus ursprünglich eigen gewesen sei oder ob diese Dorstellung sich später mit ihm verbunden habe, will ich hier nur als eine weitere ungelöste Frage
erwähnen. Die Frage, ob Totemismus und Außenheirat
(Exogamie) ursprünglich und wesensmäßig mit einander verbunden gewesen seien oder erst später sich mit einander vereinigt hätten, möchte ich auch erst im letzten Abschnitt behandeln. hier muß nur festgestellt werden, daß tatsächlich der
Totemismus und die Ordnung der Außenheirat häusig zu-

sammen vorkommen und daß diese beiden Vorstellungsfreise dazu neigen, sich zu einer Gesittungsform mit einander zu vereinigen. Da eben totemistische Gruppen sich als Gruppen gleicher Abstammung ansehen, werden sie, wenn ihnen Verwandtenheirat verwerflich erscheint, eine Unterteilung ihres Stammes in zwei oder mehr außenheiratende Samilienverbände, "Clans" oder "Klassen" durchführen. Wenn Außenseirat und Totemismus nicht ursprünglich mit einander verbunden waren, so wird sich aus Totemismus doch leicht die Ordnung der Außenheirat ergeben.

Eine Übersichtskarte über die Derbreitung totemistischer Stämme findet sich bei I. G. Frazer, Totemism and Exogamy, Bd. IV, 1910, Anhang.

V. Die Sormen der Beirat.

m folgenden Abschnitt müssen Sormen wie die a) Einswilligungsheirat, b) Probeheirat, c) Entführungsheirat, d) Dienstheirat, e) Kausheirat und f) Raubheirat gekennseichnet werden.

a) Die Einwilligungsheirat.

Westermarct) hat viele Zeugnisse zusammengestellt, die darlegen sollen, daß die Heirat nach gegenseitiger Einwilligung (marriage by consent) bei vielen Stämmen vorkommt. Man hatte früher angenommen, die Einwilligungsheirat sei selten; dann aber hatte sich herausgestellt, daß sie in allen Erdteilen und auf verschiedenen Gesittungsstusen verbreitet ist, wenn auch nicht so verbreitet wie die Kausheirat. Einwilligungssheirat sich sowohl bei einzelnen Indianerstämmen Nordamerikas wie bei Samoanern und Stämmen des nordwestslichen Melanesiens. Auch ist zu bedenken, daß manche Einwilligungsheirat sich unter herkömmlichen Sormen der Kausheirat, Entführungsheirat, Raubheirat oder Dienstheirat vollzieht.

Sür die Einwilligungsheirat gilt wie für andere heiratsformen, daß die eheliche Derbindung keineswegs allein Sache der beiden beteiligten Menschen verschiedenen Geschlechts ist. Die Samilien, ja die Sippen der heiratswilligen beraten diese, stimmen zu oder lehnen ab, versuchen auf alle Sälle, die Gattenwahl zu lenken. In China wird die Wahl am wenigsten den jugendlichen heiratswilligen selbst überlassen; dort bestimmt die Samilie, und die Jugendlichen gehorchen. Solche Gehorsamspflicht der Jugendlichen ist aber selten; meistensschlagen die Jugendlichen vor und die Samilie berät mit ihnen. So ist auch im Bauerntum Europas die Gattenwahl

^{1) (}I), Bb. II, 1925, S. 278ff.

nicht allein Sache der beiden heiratswilligen, sondern auch der beiderseitigen Samilien. Die Wahl soll so ausfallen, daß der Hof und dessen Arbeit und die auf dem Hof lebende Samilie einen geeigneten und wertvollen Zuwachs gewinnen. Bei allen Dölkern der Erde wird bedacht, daß ein Chegatte durch Heirat in die Verwandtschaft der Sippe des anderen Chegatten ein= bezogen wird, daß hieraus Rechte und Pflichten erwachsen. Derschwägerung zweier Samilien bedeutet also etwas Ernstes und soll wohl überlegt werden. Die entstehende Ehe wird die Beziehungen der beiden Heiratenden zu einander und zu den beiden Samilien und Sippen regeln und wird die Beziehungen der aus der Ehe hervorgehenden Kinder bestimmen, ja noch der Nachkommen dieser Kinder. So bedeutet Verwandtschaft und Derschwägerung gerade den Naturvölkern viel — so viel, daß sie die Werbung und Gattenwahl nicht den Einzelmenschen überlassen. Freunde und Derwandte treten daher gerne als Mittelsmänner auf und lenken die Werbung der Jugendlichen. Die Werbung kann mehr vom Manne oder mehr vom Weibe ausgehen — sie geht wie im Tierreiche meistens vom Manne aus —; oder sie wird von Verwandten für den jungen Mann oder das junge Mädchen eingeleitet. In manchen Stämmen geht sie vom Mädchen aus, besonders in Stämmen mit mutterrechtlicher Samilienordnung. Bei den Pima-Indianern von Arizona wird, wie ich schon berichtet habe, die Werbung durch das Mädchen damit begründet, daß Ehen mit untüchtigen Männern vermieden werden sollen; die Siebung bleibt aber auch hier nicht einseitig, denn das werbende Mäd= chen muß bei der Mutter ihres Bräutigams Proben ihrer Eignung zur hausfrau ablegen 1).

Wie aber die Sitten der Werbung und heirat auch geartet seien, meistens wird die Zustimmung der Eltern gesucht und bei vielen Stämmen ist diese Zustimmung Dorbedingung. Das gilt vor allem für Stämme mit vaterrechtlicher Samilienordenung, in geringerem Maße aber auch für mutterrechtliche Stämme. In mutterrechtlichen Stämmen wird von den

¹⁾ Thurnwald, (VI), Bd. V, 1926, S. 250 unter "heirat".

heiratswilligen die Zustimmung des Mutterbruders oder der Datersschwester gesucht; in Melanesien die Zustimmung der Datersschwester. Meistens wählt diese in Melanesien ein Mädchen für ihren Neffen; wirbt der Neffe um ein Mädchen, das die Datersschwester nicht wünscht, so erhebt diese Einsspruch gegen die geplante Derbindung¹). Zu solchen Einschränkungen der Gattenwahl durch die Samilien und entsprechenden mutterrechtlichen oder vaterrechtlichen Sitten kommen in vielen Stämmen die schon betrachteten Einschränskungen durch heiratsverbote und heiratsgebote hinzu, die also den heiratswilligen nur die Wahl innerhalb eines bestimmten Kreises zulassen. Einwilligungsheirat bedeutet also nicht gänzlich unbeschränkte Gattenwahl, sondern allein die heirat, die nach Befolgung der herrschenden Sitten unter der Sorm der Einwilligung der beiden Ehewilligen beschlossen wird.

b) Die Probeheirat.

Probeheiraten (trial marriages) kommen bei manchen Stämmen vor. Meist haben sie aber nicht den Sinn, die Beteiligten erproben zu lassen, ob sie einander wählen sollen oder nicht, sondern den Sinn, die Beteiligten nach ihrer Wahl und Werbung erproben zu lassen, ob sie zu einer gedeihlichen Che zusammen passen werden. Beliebige lockere Beziehungen vorehelicher Art sollten nicht Probeheiraten genannt werden. Probeheiraten gehören immer in eine feste Sittenordnung und werden unter Einhaltung bestimmter Gebräuche öffentlich angesagt und geschlossen — jedoch zum Unterschied von anderen Heiratsformen mit der Bedingung geschlossen, daß die Che bei Kinderlosigkeit oder nach einer bestimmten Zeit bei beiderseitigem Einverständnis gelöst werden könne. Ich er= innere hier auch daran, daß bei manchen Stämmen, so etwa bei Stämmen der Andamanen-Inseln oder bei den Krähen-Indianern oder den grönländischen Eskimo die Verbindung zweier Menschen verschiedenen Geschlechts erst dann als Heirat gilt, die Ehe erst dann als geschlossen gilt, wenn das erste Kind

¹⁾ Rivers, (II), 1915, S. 429.

in ihr geboren worden ist. Die Zeit vor der Geburt dieses Kindes könnte als Zeitabschnitt einer Probeehe aufgefaßt werden, das gesetymäßige Eingehen einer Verbindung der beiden Menschen als Probeheirat. Nachrichten über die Probeheiraten verschiedener Stämme hat Westermarch) gesammelt.

Don Probeheiraten sind die Zeitheiraten, Heiraten auf Zeit (period marriages, temporary marriages) zu unterscheiden, die bei einzelnen Estimostämmen, bei einzelnen Stämmen der malaiischen Inselwelt, ferner in Abessinien, Perssien, Tibet und Japan vorkommen, die auch von den frühzgeschichtlichen Arabern (durch Ammianus Marcellinus XIV, 4, 4) berichtet werden und auch bei einzelnen Araberstämmen der Gegenwart vorkommen sollen²). Bei den Hawaiiern scheinen in früheren Zeiten Zeitheiraten geschlossen worden zu sein; diese sind dann von Reisenden als Anzeichen von Promiskuität aufgefaßt worden³).

c) Die Entführungsheirat.

Die Heirat durch Entführung (marriage by elopement) ist ziemlich häufig und stößt in vielen Stämmen nur auf wenig Widerstand. Sie könnte, da sie meistens einer Derabredung mit dem entführungsbereiten Mädchen folgt, als eine Abart der Einwilligungsheirat aufgefaßt werden. Ist die Entführung nicht verabredet und wird sie gegen den Willen des sich sträubenden Mädchens durchgesetzt, so würde man eher von Raubheirat sprechen — von einer Heiratsform, die später zu betrachten sein wird. Bei den Omaha-Indianern ist es zu Dersabredungen mit dem zu entführenden Mädchen, also zu Entsführungsheiraten gekommen, weil frühere, jetzt als veraltet empfundene Heiratsordnungen der Gattenwahl mancher jugendlichen Paare entgegenstanden. So scheinen Entfühs

^{1) (}I), Bb. I, 1925, S. 135, 363; Bb. II, 1925, S. 32.

²⁾ Malinowsti, (IX), 1929, S. 945; Westermard, (XII), 1936, S. 117/118.

³⁾ P. Descamps, (V), 1924, S. 13/14.

⁴⁾ Thurnwald, (VI), Bd. V, S. 261 unter "heirat".

rungsheiraten sich in vielen Sällen als mehr oder minder eigenmächtige oder geduldete Gegenmaßnahmen gegen einsschränkende heiratsgebote oder sverbote zu erklären oder auch etwa als Mittel zur Umgehung hoher Brautpreise oder zur Entziehung jugendlicher Bräute vor den Ansprüchen alter und angesehener Männer, wie dies in Australien, dem Erdteil der strengen Altenherrschaft, öfters geschieht.)

d) Die Dienstheirat.

Die Dienstheirat (marriage by service), am meisten aus dem Alten Testament bekannt — Jakob dient in haran sieben Jahre um Rachel, die Tochter Cabans, des Bruders seiner Mutter —, folgt auf die Abgeltung eines Brautpreises durch Dienstleistungen an die Samilie der Braut. Diese Heiratsform ist nicht sehr häufig, findet sich aber bei Stämmen verschiedener Erdteile. Bei den nordamerikanischen Indianerstämmen der hupa und hidatsa leben öfters junge Männer so lange bei der Samilie des Mädchens, um das sie geworben haben, bis der Brautpreis bezahlt ist; erst dann ziehen sie mit ihrer jungen Chefrau in ihr eigenes Dorf. Eine solche Sorm des Brautstandes wird man auch noch als Dienstheirat bezeichnen dürfen, obschon der Aufenthalt des Werbers bei der Samilie der Braut nicht als ein Dienst angesehen wird. Man wird überhaupt die Nachrichten über Dienstheiraten und über Dienstleistungen eines Werbers in der Wirtschaft des Brautvaters oder der Brautmutter immer prüfen müssen, ob solche Dienste wirklich ein bloßes Abverdienen, eine wirtschaftliche Leistung, dar= stellen oder ob sie nicht mehr als ein Freundschaftsbeweis gedacht und entgegengenommen werden. Die einseitig wirt= schaftliche Betrachtungsweise des 19. Jahrhunderts und besonders seit Karl Marx hat auch in der Völkerkunde zu falschen Deutungen geführt. Überwiegend wirtschaftlich läßt sich die Dienstheirat der asiatischen Tschuktschen, Kamtschadalen und Korjäken erklären. Die Cösbarkeit von Dienstbeziehungen vor Ablauf des Zeitabschnitts einer Dienstabgeltung kann Formen

¹⁾ Rivers, (II), 1915, S. 430.

einer Probeheirat ergeben. Aus dem Übergang des Werbers von seiner Samilie und von deren Wohnort zum Dienst in der anderen Samilie und an deren Wohnort — einem Übergang, der sich 3. B. bei malaiischen Stämmen, in Sumatra und Neuquinea, bei einzelnen Südseestämmen, bei Irokesen und Pueblo= Indianern in Nordamerika, bei Hottentotten und Zuluskämmen in Afrika, also in weiter Verbreitung findet — können sich die mutterrechtlichen Samilienordnungen ergeben, nach denen der Wohnort der zu begründenden neuen Samilie durch die Chefrau bestimmt wird1), also diejenige Sorm des Mutter= rechts, die nach N. W. Thomas als matrilocal bezeichnet wird, die mutterörtliche Samilienordnung. In den soge= nannten jüngeren mutterrechtlichen Kulturen entstehen Groß= familien, in deren Siedlungen die heiratenden Männer auf= genommen werden, oft zur Ableistung des Brautpreises durch bestimmte Dienste.

e) Die Kaufheirat.

Die Kaufheirat (marriage by purchase) ist die am weitesten verbreitete Heiratsform und findet sich wohl eben so häufig bei Daterrecht wie bei Mutterrecht. Sie findet sich in vielerlei Aus= gestaltungen, so daß auch hier genau geprüft werden muß, zunächst ob Reisende, die von "Kaufheirat" sprechen, die betreffenden Sitten wirklich richtig als diese heiratsform gedeutet haben und dann, welche der verschiedenen Abarten der Kaufheirat beobachtet worden war. In den meisten Gebieten der Erde gehen einer Heirat geldliche oder wirtschaftliche Der= einbarungen zwischen den Samilien der Heiratswilligen vor= aus; nicht immer zeigen solche Dereinbarungen eine Kauf= heirat an. Bei der Kaufheirat kann es sich um einen Braut= preis handeln, der vom Werber oder von dessen Samilie an die Samilie oder Sippe der Braut erlegt wird, oder um eine Mitgift, die von der Samilie der Braut dem Werber oder dessen Samilie übergeben wird; oder aber es werden bei Eingehen der heirat von beiden sich verschwägernden Samilien Ge=

¹⁾ Rivers, a. a. O., S. 429; Thurnwald, a. a. O., S. 248.

schenke ausgetauscht, öfters Gaben von mehr sinnbildlicher Bedeutung. Wenn beim gegenseitigen Austausch von Heirats= gaben der Brautpreis, den die Samilie des Werbers erlegt, etwa ebenso wertvoll ist wie die Mitgift, die das Mädchen von ihrer Samilie in die Ehe bringt, wie dies 3. B. bei Türken, bei Jakuten und bei den malaiischen Stämmen von Malakka Sitte ist, so ist es fraglich, ob man hier überhaupt von Kauf= heirat, also von einem Derkaufen oder Erwerben der Braut sprechen darf. Die Erlegung eines Brautpreises ist häufiger als die Auszahlung einer Mitgift; der Austausch gegenseitiger heiratsgaben ist aber auch nicht selten. In Indien und in Europa ist die Sitte der Mitgift verbreitet. Bei den frühgeschichtlichen Germanen brachte die Braut eine Aussteuer, die "Mitgift" oder den "Brautschat" in die Che ein: Kleidung, Schmuck, später auch Sahrnishabe und Geld; der Bräutigam überreichte der Braut die "Morgengabe" als Gegenleistung seiner Sippe für die Aussteuer der Braut1). Die germanische heirat ist als Kausheirat bezeichnet worden — ob mit Recht, soll nachher untersucht werden. Oft sind die bei der Ehe= schließung ausgetauschten oder von der einen Seite über= reichten Gaben ein Zeichen der gegenseitigen Bindung zweier Samilien oder Sippen oder Stammesgruppen an einander, also keineswegs als ein Kauf oder Verkauf zu deuten, zumal die verschwägerten Samilien oft auch später noch oder während der ganzen Chedauer bei bestimmten Gelegenheiten Geschenke austauschen.

Tungusen und — wahrscheinlich von den Tungusen übersnommen — bei nordsibirischen Stämmen, ferner bei einzelnen Stämmen der kalifornischen Indianer. Bei den Giljaken nimmt die heirat immer mehr die Sorm einer eigentlichen Kausheirat an, nachdem früher der Kauf mehr die Rechtsform der Ehesschließung war als ein eigentlicher Verkauf der Braut an einen den Kauspreis erlegenden Werber²). Der Brautpreis bei

¹⁾ hübner, Grundzüge des deutschen Privatrechts, 1930, S. 664, S. 665/666.

²) Thurnwald, (VI), Bd. V, 1926, S. 254 unter "Heirat".

den sibirischen Kirgisen ist gewöhnlich so hoch, daß der Dater schon von der frühen Derlobung seines Sohnes an, etwa vom 10. Lebensjahre des Sohnes an, die Rinder zu sammeln beginnt, die er als Brautpreis zu erlegen hat, öfters 80 Rinder oder mehr.

Selbst bei solcher offenkundigen Kaufheirat aber folgt aus dem Kauf nicht ein Recht des Käufers wie über eine Sache oder wie über Haustiere; der Chemann kann seine "gekaufte" Frau nicht verkaufen — ein Umstand, der beweist, daß man vorsichtig sein muß, die Sorm der Kaufheirat ausschließlich als eine vermögensrechtliche Handlung anzusehen, in der verheirateten Frau also eine "verkaufte" und "gekaufte" Frau zu erblicken und allen sonstigen Gehalt der Heiratsform zu übersehen. Diele Sormen der Heirat sind als "Kaufheirat" bezeichnet worden, die in Wirklichkeit einen sinnbildlichen Gabenaustausch darstellen und die keinem der Beteiligten als ein Kauf und Verkauf erscheinen, wie auch keiner der Beteiligten aus solcher heiratsform Solgerungen ziehen würde, die er aus jederlei Kauf zu ziehen pflegt. Cowie¹) hat ausge= führt, daß es nordamerikanische Stämme gebe wie die hidatsa von Nordbakota oder die Krähen-Indianer (Crow-Indians, einen Stamm der Sioux) in Montana, bei denen eine Kaufheirat als die ehrenvollste Sorm der Cheschließung galt, die auch nur den begehrtesten Mädchen erlaubt, hingegen schon früher ver= heiratet gewesenen Frauen verboten war. In solchen Sällen wie in den meisten anderen Sällen von Kaufheirat ist also mit dem "Kauf" der Braut nicht die Vorstellung einer Entwür= digung des weiblichen Geschlechts verbunden; mit einem hohen Brautpreis kann sogar die Dorstellung einer besonderen Ehrung der Braut und ihrer Samilie verbunden sein, oder aber durch Sorderung eines hohen Preises drückt die Samilie der Braut aus, wie wertvoll ihr das Mädchen sei.

Wo der Brautpreis für den Werber sehr hoch ist, können Ehen verhindert oder bis zur Aufbringung des Preises verzögert werden; so entstehen Spätehen innerhalb der Stämme,

¹) (III), 1921, S. 20, 23.

die Kausheirat pflegen. Hohe Beträge werden aber oft von der ganzen Sippe eines Heiratswilligen aufgebracht und verteilen sich so auf viele Beisteuernde. Der Brautpreis wird in manchen Sällen bei Derlobung entrichtet oder zum Teil bei der Derslobung, zum Teil bei der Eheschließung; aber auch spätere Zahlungen kommen vor, so vor allem bei Geburt des ersten Kindes der geschlossenen Ehe¹).

Die heiratsform des Indogermanentums und Germanen= tums ist meistens als Kaufheirat bezeichnet worden. Da der Dorgang der Cheschließung bei den Indogermanen — wie Koschaker2) sich ausgedrückt hat — von kaufrechtlichen Regeln beherrscht war, kann man die indogermanische und germanische Heirat als Kaufheirat bezeichnen. Koschaker hat aber dargelegt, daß die kaufrechtlichen Sormen der indoger= manischen Cheschließung, Sormen, wie sie für den Eigentums= erwerb galten, doch nicht den Sinn eines Verkaufs und Kaufs hatten, daß die Braut also nicht wie ein Dieh oder wie eine Sklavin als gekauft gelten konnte; zwar drücke die Heiratsform der Indogermanen ein Eigentum des Mannes an der Frau aus, aber dies gelte nur der Sorm nach, dem Inhalte nach sei dieses Eigentum durch den Zweck der Che bestimmt, durch den Gedanken der Samilie und Sippe. Auch bei manchen anderen Völkern wird man gegenüber den Sormen der Kauf= heirat in ähnlicher Weise zwischen Sorm und Inhalt der Sitte und des Rechts unterscheiden müssen.

f) Die Raubheirat.

Seitdem Mc Cennan (1865) und später J. Kohler (1897), ja noch S. Müller=Cyer (1912) angenommen hatten, die ursprüngliche heiratsform der Menschheit sei die Raubheirat (marriage by capture) gewesen, ist vieles über die Raubehe geschrieben worden und hat man in vielen Bräuchen der hochzeit und heirat abgeschwächte Formen eines Brautraubs

¹⁾ Rivers, (II), 1915, S. 429.

²) Die Cheformen bei den Indogermanen, Deutsche Candesreserate zum II. Internationalen Kongreß für Rechtsvergleichung im Haag, 1937, 5. 83/84, 98/99, 117/118.

erbliden wollen. Eingehendere Sorschungen haben solche Bräuche anders erklärt und haben erwiesen, daß die Raubheirat die seltenste Sorm der Heirat darstellt, vielleicht über= haupt nicht eine eigentliche Heiratsform, wenn man darunter handlungen versteht, die der Sitte und dem Stammesrecht entsprechen. Brautraub kam und kommt da und dort vor und zwar sowohl bei vaterrechtlicher wie bei mutterrechtlicher Samilienordnung, wurde und wird aber von der Sitte meistens verworfen, wenn auch so entstandene Chen schließlich nicht weiter gerügt werden. Es gibt in einzelnen Stämmen auch einen von der Sitte gebilligten oder wenigstens von ihr nicht getadelten Brautraub, ja sogar Sormen des Brautraubs, die man als Raubheirat bezeichnen kann; aber solche Raubheiraten sind doch nie und nirgends die übliche Heiratsform des betreffenden Stammes gewesen, sind also immer Ausnahmen geblieben. Auch manche hochzeitsgebräuche in verschiedenen Erdteilen mögen tatsächlich auf früher (neben anderen Heirats= formen) zugelassene Sormen der Raubheirat hinweisen manche heiratsgebräuche, sicherlich nicht alle, die so gedeutet worden sind. Öfters sind Frauen im Kriege dem unterliegenden Stamme geraubt und von den Siegern zur heirat gezwungen worden. Solche Raubheiraten sind nach Cowie¹) bei den Indianerstämmen der großen nordamerikanischen Ebenen vorgekommen. Kämpfe um Frauen, die dem Sieger zufallen, ereignen sich ab und zu bei den Eskimoskämmen an der West= füste der hudsonbay2). Die Indianer der karibischen Inseln sollen früher Frauen aus den indianischen Sestlandstämmen Guianas geraubt haben 3). Frauenraub soll bei den mohamme= danischen Stämmen der Combok-Inseln (Sunda-Inseln) vorkommen und Srauenraub nach vorheriger Ankündigung an das Mädchen bei nordsibirischen Stämmen höherer Gesittung4).

¹) (III), 1921, S. 22.

²⁾ J. Maderner, Das Gemeinschaftsleben des Estimo, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft zu Wien, Bd. 69, 1939, S. 302.

³⁾ E. S. im Thurn, Among the Indians of Guiana, 1883, S. 186/187.

⁴⁾ Thurnwald, (VI), Bd. V, 1926, S. 262 unter "heirat".

Es scheint, daß heirat nach Raub der Braut — jedoch immer als eine Ausnahmeerscheinung und nicht als die übliche Hei= ratsform des Stammes — gerade bei einzelnen Naturvölkern höherer Gesittungsstufe vorkommt und zwar da, wo frühere heiratsordnungen, die Jugendlichen lästig werden können, durch Brautraub durchbrochen werden. So ist anscheinend Raubheirat als Ausnahme aus der Ablehnung und Umgehung von heiratsgeboten entstanden, welche den Jugendlichen die Wahl bestimmter Menschen vorschrieben1). Es läßt sich aber tein Beispiel eines Stammes anführen, bei dem Raubheirat die eigentliche, übliche und gesetzliche heiratsform ist. hätte es je einen Stamm gegeben, der zu Brautraub als bleibender Einrichtung neigte, so wäre ein solcher Stamm sicherlich früher oder später von Nachbarstämmen bekriegt und unterworfen oder ausgerottet worden, da sich die Nachbarn nicht in den Raub ihrer Töchter gefügt haben würden. Raubheirat ist also eine erhaltungswidrige Heiratsform und nur als Ausnahme unter besonderen Umständen möglich.

Die Gebräuche, die als "Restformen" früherer Raubheiraten gedeutet worden sind, stellen meistens sinnbildliche Handslungen dar, welche die Befangenheit der Heiratenden ausdrücken sollen, aus einer Samilie in eine andere und aus ledigem Stande in den verheirateten überzugehen. Darauf hat außer Elsie C. Parsons besonders Thurnwald²) aufmerksam gemacht, der im nördlichen Neuguinea auch Jünglingsraub als Hochzeitsgebrauch fand und der anführt, daß bei den Abchasen im Kaukasus der Bräutigam vor der Hochzeit sich versteckt und bei den Neugriechen im südlichen Makedonien der Bräutigam sich der Abholung zu der auf die Hochzeit wartenden Braut widersett. Hier und ebenso bei den Rorostämmen in Neuguinea, bei Stämmen in Neupomemern (Bismarck-Archipel) und bei den Garostämmen in Assamilien ün äußersten Westen der Bergkette zwischen Brahmaputra

¹⁾ Rivers, (II), 1915, S. 430; Thurnwald, (VI), Bd. V, 1926, S. 248 unter "heirat".

²) a. a. O., S. 248, 256, 257/258.

und Surma, wo der Bräutigam sich vor der Hochzeit verssteckt, oder bei den Stämmen der Andamanen-Inseln, wo er sich gegen seine Derheiratung sträubt, in solchen Fällen, über die Elsie C. Parsons¹) berichtet hat, müßte man auf einen früheren "Bräutigamsraub" schließen, von welchem solche Sitten "Restformen" darstellen sollten. Der Grundgedanke eines solchen Sträubens und Sichverbergens ist aber der Widerstand gegen die neue Cebenswendung, gegen the great change, wie Elsie C. Parsons (S. 51) es genannt hat. Der Übergang von der Jugend zum Alter der Erwachsenen, vom les digen Stande zum verheirateten, vom Ceben zum Tode wird bei vielen Völkern durch Gebräuche gekennzeichnet, die A. van Gennep²) als rites de passage beschrieben hat.

¹⁾ Holding back in Crisis Ceremonialism, American Anthropologist, N. S., Bb. 18, 1916, S. 44f.

²⁾ A. van Gennep, Les Rites de Passage, 1909.

VI. Die Sormen der Lhe.

ie verschiedenen Sormen der Che ergehen sich je nach der Anzahl der Menschen verschiedenen Geschlechts, die sich zu einer Che verbinden: so ergeben sich I. die Einehe, II. die Mehrehe, III. die Gruppenehe.

I. Die Einehe (Monogamie, vom griechischen monos "einzig, allein" und gamos "heirat") ist die Dauerverbindung eines Menschen mit einem Menschen anderen Geschlechts.

- II. Die Mehrehe (Polygamie, vom griechischen poly "viel") ist die Verbindung eines Menschen mit einer Mehr= 3ahl von Gatten des anderen Geschlechts. Die Mehrehe kann sein
- a) Dielweiberei (Polygynie, vom griechischen gyné, gynaikós "das Weib"), die eheliche Derbindung eines Mannes mit mehreren Frauen, also Mehrehe des Mannes, oder
- b) Dielmännerei (Polyandrie, vom griechischen aner, andros "der Mann"), die eheliche Derbindung einer Frau mit mehreren Männern, also Mehrehe der Frau.

Eine Sonderform der Dielweiberei, die Che eines Mannes mit Schwestern, den Sororat, habe ich schon behandelt, ebenso den Levirat, die Che eines Mannes mit der Frauseines verstorbenen Bruders, die dann zur Mehrehe dieses Mannes werden kann, wenn dieser schon verheiratet war. McLennan hielt die Schwagerehe, den Levirat, für den Überrest einer urtümlichen Brüdervielmännerei, den Überrest der Mehrehe einer Frau mit Brüdern. Ich habe schon ausgesführt, daß eine solche Deutung unhaltbar ist.

Die Dielmännerei tritt in zwei Sormen auf: als brüderliche Dielmännerei und als nicht-brüderliche Dielmännerei. McCennan nannte die brüderliche Dielmännerei die tibetanische; die nicht-brüderliche die nair-artige — nach dem südindischen Stamme der Nair (Nayar). Bei der nicht-brüderlichen Dielmännerei brauchen die Chemänner nicht notwendig unter einander verwandt zu sein. Die Mehrehe einer Frau mit Brüdern, also die brüderliche Dielmännerei, findet sich in Tibet und bei dem südindischen Hirtenstamme der Toda. Dort heiratet der älteste Bruder eine Frau, und seine jüngeren Brüder treten in die Ehe ein in der Reihenfolge ihres Heran= wachsens. Nimmt bei den Toda ein jüngerer Bruder eine Frau, so tritt auch diese in die Che ein, die so zur Gruppenehe wird. Bei den Nair heiratet ein Mann eine Frau, die nach ihrer heirat geschlechtliche Beziehungen zu anderen Männern anknüpft, die unter einander nicht notwendig Derwandte sein mussen. Diese Sorm geschlechtlicher Beziehungen könnte Diel= männerei genannt werden, wenn die an der Beziehung beteiligten Männer alle als Chegatten aufgefaßt werden müssen; man könnte hier aber auch eine haupteheliche und daneben mehrere nebeneheliche Beziehungen annehmen. Eine Ent= scheidung ist in diesem Salle schwierig, weil bei der mutter= rechtlichen Samilienordnung der Nair die Abstammung der Kinder allein von der Mutter aus bestimmt wird, während bei Daterrecht wahrscheinlich die Abstammung von einem hauptehemanne anders gerechnet werden würde als die von den Nebenehemännern¹).

Auf den Marquesas-Inseln besteht eine Dielmännerei, die einem der Ehemänner einer Frau einen höheren Rang zuerstennt als den anderen²).

III. Die Gruppenehe (group marriage, communal marriage): die eheliche Derbindung einer aus mindestens zwei Menschen jedes Geschlechts bestehenden Gruppe, innerhalb deren jeder Mann mit jeder Frau durch eheliche Rechte und Pflichten verbunden ist. — Nach Westermarck würde man als Gruppenehe bezeichnen: die Derbindung einer bestimmt begrenzten Anzahl (und zwar einer in der Regel durch Derwandtschaft umschriebenen Anzahl) von Menschen des einen Geschlechts mit einer entsprechend zusammengefaßten Anzahl von Menschen des anderen Geschlechts. Die zuerst

¹⁾ Rivers, (II), 1915, S. 427.

³⁾ Rivers, a. a. O.

angegebene Begriffsbestimmung folgt mehr Grau¹). Thurnswald²) kennzeichnet die Gruppenehe als dauernde Verbindung einer Mehrzahl von Männlichen mit einer Mehrzahl von Weiblichen.

Die Bezeichnung group marriage stammt von Cewis henry Morgan (1818—1881), auf dessen Eehren ich noch ausführlich eingehen werde. Man findet die Gruppenehe ab und zu als Punalua-Che bezeichnet, so nach einem hawaisischen Worte für bestimmte Geschlechterbeziehungen. Abgessehen davon, daß das Wort punalua im hawaiischen auch andere Beziehungen und nicht nur Beziehungen in Sorm der Gruppenehe bezeichnet³), ist die sogenannte Punalua-Che in hawaii keine Gruppenehe, sondern die nebeneheliche Besteiligung am Geschlechtsverkehr unter bestimmten Verwandten, so unter Brüdern des Chemannes oder Schwestern der Chestrau⁴).

Don Gruppenehen oder Derbindungen, die später als Gruppenehen (group marriages) bezeichnet worden sind, haben seit dem 15. Jahrhundert schon viele Reisenden bestichtet, die den südindischen Stamm der Nair (Nayar) besucht hatten 5). Aber erst durch E. H. Morgan ist die Sorschung auf die Frage der Gruppenehe aufmerksam gemacht worden. Die Frage nach dem Wesen und den kennzeichnenden Sormen der Gruppenehe kann heute noch nicht als gelöst gelten, wie auch Graus Arbeit zeigen kann. Schon Morgan hat, wie durch Graus Arbeit zeigen kann. Schon Morgan hat, wie durch Graus nachgewiesen wird, mehrere von einander verschiedene Eheformen als "Gruppenehe" (group marriage) bezeichnet, und diese Mehrdeutigkeit der Bezeichnung hat dis auf heute verwirrend gewirkt. Oft sind sogenannte nebeneheliche Beziehungen oder vorübergehende, von der Sitte bei bestimmten

¹⁾ Die Gruppenehe, ein völkerkundliches Problem, Diss. Leipzig 1931, S. 139.

²⁾ Bd. (VI), IV, 2, 1926, S. 569 unter "Gruppenehe".

³⁾ Grau, a. a. O., S. 140.

⁴⁾ Thurnwald, (VI), Bd. IV, 2, 1926, S. 570/71 unter "Gruppenehe".

⁵) Westermarck (I) Bd. III, 1925, S. 133/134.

⁶⁾ a. a. O., S. 138/139.

Gelegenheiten zugelassene Geschlechterbeziehungen als Grup= penehen angesehen worden. Nebeneheliche Beziehungen bestehen aber neben einer Hauptehe und gelten nur bei be= stimmten Gelegenheiten, während in einer Gruppenebe jeder der beteiligten Männer mit jeder der beteiligten Frauen in hauptehe verbunden ist. Als bestes Beispiel der Gruppenehe ist oft die sogenannte Pirrauru=Ehe der Dieri, eines inner= australischen Stammes, bezeichnet worden. Das Wort pirrauru oder pirraungaru wird aber von diesen Australiern auch für andere Geschlechterbeziehungen verwendet und sollte daber ebenso wie punalua eher vermieden werden1). Die durch diese völkerkundliche Bezeichnung benannte Cheform wird viel= leicht besser als "brüderliche Mehrehe" aufgefaßt, die hier dadurch entstanden ist, daß die jüngeren Männer, weil die älteren häuptlinge oft mehrere, sogar bis zu 20 jüngere Frauen haben, nicht genug junge Frauen finden 2). Es handelt sich bei der Pirrauru-Ehe wohl um ein "Mitgenußrecht der Geschwister an den ehelichen Beziehungen", wie Thurnwald es an anderer Stelle ausgedrückt hat, wobei das Recht des Nebengatten auf die Zeit der Abwesenheit des Hauptgatten beschränkt ist und wobei dessen Chefrau nur einen nebenehe= lichen Gatten hatte, während ihr Chemann mehrere pirrauru haben kann3). Malinowski4) möchte die inneraustralische Pirrauru=Ehe nicht als Gruppenehe ansehen. Grau nimmt eine eigentliche Gruppenehe an bei dem Hirtenstamme der Toda in Nilgiri (Südindien), bei inneraustralischen Stämmen, bei Banaro und Massim in Neuguinea, bei Owa-herero in Südwestafrika, bei Stämmen des Kululandes in Nordindien. Serner hält Grau es für möglich, daß in früherer Zeit die Gruppenehe auch in hawaii vorgekommen wäre5).

Als Gruppenehe einer Bevölkerung europäischer herkunft ist die Gemeinschaftsehe (complex marriage) einer dristlich-

¹⁾ Grau, a. a. O., S. 140.

²⁾ Thurnwald, a. a. O., S. 571.

³⁾ Thurnwald, (VI), Bd. VIII, 1927, S. 454/455 unter "Nebenehe".

^{4) 1929,} S. 942, 949.

⁵) a. a. O., S. 139.

fommunistischen Gemeinde zu nennen, die Gruppenehe der Bibelchristen vom Oneidabache im Bezirke Madison (Madison County) des Staates Newyork, die Cheform der Oneida Community. Diese christliche Sekte lehrte, daß es ebensowenig einen ausschließlichen Besitz von Menschen geben dürfe wie ausschließlichen Besitz von Dingen; daher sei in ihrer Gemeinschaft jeder Mann mit jeder Frau verheiratet. Die Oneida Community wurde 1847 gegründet, ihre Gruppenehe wurde 1879 abgeschafft.).

Rivers²) wollte die Cheformen der Toda in Indien und die der Urabunna in Inneraustralien und wohl auch die der inneraustralischen Dieri als Gruppenehe anerkennen, sand aber die anderen, sonst aufgezählten Sälle zweifelhaft. Er meint, man könne Gruppenehen ziemlich verbreitet sinden, wenn man unter Che einfach Geschlechtsbeziehungen versteht. Derstehe man aber unter Che eine gesetzliche Sorm, durch welche die Stellung der Kinder bestimmt wird, so lägen die berichteten Sälle nicht eindeutig und seien bei der Dürstigkeit vieler Bestichte oft nicht zu klären.

Auch nebeneheliche Beziehungen einer Chefrau zu einem sittenmäßig erlaubten Geliebten, einem amant légal, wie Descamps³) diesen Geliebten nennt, der oft der Beschüßer der Frau in Abwesenheit des Mannes ist, ergeben auch in dem Salle, daß der Chemann dieser Frau nach bestimmter Sitte der gesetzliche Geliebte einer anderen Frau sein darf, noch nicht die Form der Gruppenehe, und solche Beziehungen sollten nicht einmal, wie Descamps (S. 191) vorschlägt, als une forme réduite du mariage par groupes bezeichnet werden, auch nicht als polyandrie mitigée.

In Teilen Melanesiens bestehen neben Einehen Geschlechters beziehungen zu den "Schwestern" der Ehefrau als Gruppe; unter "Brüdern" und "Schwestern" sind aber hier nicht Geschwister im Sinne der europäischen Derwandtschaftsordsnungen gemeint, sondern "Brüder" und "Schwestern" im

¹⁾ The Americana, Bb. 20, 1938, S. 688/689.

²) 1915, S. 427/428.

⁸) (V), 1924, S. 19.

Sinne der klassistatorischen Derwandtschaftsbezeichnungen, über die ich berichten werde. Mit diesen "Brüdern" und "Schwestern" ist also ein viel weiterer Kreis von Menschen ansgezeigt, so daß die Frage entsteht, ob man die sittenmäßigen Geschlechterbeziehungen so großer Gruppen auch noch als Gruppenehe bezeichnen sollte. Rivers1) möchte solche Beziehungen lieber als Einehe verbunden mit einem Geschlechtsztommunismus (sexual communism), bezeichnen — wobei Rivers das Wort sexual communism etwa im Sinne von "Promiskuität" gebraucht.

Bei den Massim in Neuguinea haben alle Mitglieder einer "Brüderschaft" eheherrliche Rechte über die Ehefrauen ihrer Genossen. Rivers²) frägt, ob man dies als Gruppenehe oder als Konkubinate bezeichnen soll.

Ich möchte jett auf diese Fragen nicht näher eingehen, da ich die Gruppenehe bei der Erörterung über den Ursprung der menschlichen Ehe weiter betrachten muß. Es muß aber sest gehalten werden, daß jedenfalls unter Gruppenehe keine losen, ungesetzlichen Beziehungen zu verstehen sind, sondern Derbindungen gesetzlicher Art mit bestimmten Rechten und Pflichten, Derbindungen, von denen aus sich die Stellung der Kinder bestimmt. Wo also wirklich Gruppenehe vorherrscht, entspricht diese Eheform einer klaren Auffassung von Gesetz und Sitte und werden solche Ehen unter bestimmten heiratszehräuchen geschlossen. Über die inneraustralischen Gruppenzehen urteilt der niederländische Sorscher Nieuwenhuis³) nach dem Bericht eines Missionars, sie zeichneten sich aus durch Kraft und Ernst.

So viel über die vorkommenden und möglichen Formen der Ehe: die Formen der Einehe, Mehrehe und Gruppenehe. Es

¹) (II), 1915, S. 428.

²⁾ a. a. O.

³⁾ Die Entstehung der Ehe, in: Das Chebuch, herausgegeben vom Grafen Keyserling, 1925, S. 58.

bleibt eine Frage, ob man auch nebeneheliche Beziehungen zu den Cheformen rechnen soll. Als Nebenehe bezeichnet man durch Gesetz oder Sitte geregelte Derbindungen nach Art der Gruppenehe, wenn solche Derbindungen nur bei besonderen Anlässen erlaubt oder geboten sind. Es kommen auch brüdersliche oder vetterliche Beteiligungen am Geschlechtsleben eines Chepaares oder einer Gattengruppe in Mehrehe vor, so besonders unter ausgesprochen mutterrechtlichen Derhältnissen und bei Zusammenfassungen der zusammen wohnenden Derswandten, die sich über die Großfamilie zur umfassenderen Sippe erweitern.

Auch die Sukzessive Polygamie, die Mehrehe in zeit= licher Solge von Einehen, kann noch unter den Cheformen, dann eben als Abart der Mehrehe, erwähnt werden. Sie kommt da vor, wo die Chen loser sind und leichter zu scheiden, wo die Einzelnen also mehrmals nach einander heiraten können, ohne daß die Gesellschaft daran Anstoß nimmt. Solche Mehrehe in zeitlicher Solge der Chelösungen und Cheschließungen kommt häufiger in ausgesprochen mutterrechtlichen Stämmen vor. Sie dient manchmal auch der Erhaltung der Samilien. So erhebt bei den Estimo Grönlands die Chefrau keinen Einspruch gegen die Heirat ihres Mannes mit einer zweiten Frau, wenn sie selbst kinderlos ist oder nicht weitere Kinder gebären kann oder will und wenn ihr Mann die vermehrte Familie aus= reichend ernähren kann. Doch gilt in solchen Mehrehen die zuerst geheiratete Frau als die angesehenere. Ob man groß= städtische Chescheidungen und Wiederverheiratungen mehrfach geschiedener Männer und Frauen in abendländischen Dölkern Europas und Nordamerikas als Mehrehen in zeitlicher Solge bezeichnen darf, ist fraglich, denn zu dem Begriffe "Sukzessive Polygamie" gehört die Gültigkeit einer Sittenordnung, in dem eine solche Sorm der Mehrehe bestimmt eingefügt ist. Die wiederholten Wiederverheiratungen geschiedener Männer und Frauen im Abendlande sind Erscheinungen der Zersetzung einer früher geltenden Sittenordnung lebenslänglich dauernder Eineben.

VII. Die Promiskuität.

In den Erörterungen über Ursprung und Sormen der Ehe, Samilie und Derwandtschaft spielt die Promiskuität eine Rolle, d. h. der ungeregelte Geschlechtsverkehr einer unbestimmten Anzahl geschlechtsreifer Menschen beiderlei Ge= schlechts mit einander bei gegenseitiger Ordnungslosigkeit der Beziehungen. (Das Wort "Promiskuität" ist abgeleitet vom lateinischen misceo, miscui, mixtum, miscere "mischen"; promiscuus = "vermischt"; Promiskuität bedeutet also "Dersmischung der Geschlechter" oder sexual communism.) Bei einer solchen Regellosigkeit der Geschlechtsbeziehungen müßten also alle Sitten der Cheschließung und der Heiratsfeiern fehlen, ebenso alle Gesetze über Heirat, Ehe, Samilie, Stellung der Kinder in der Samilie und im Gemeinwesen, und Regungen der Eifersucht dürften nicht vorkommen1). So wäre also Promiskuität eine Einrichtung der Einrichtungslosigkeit oder eine ordnungslose Ordnung, also auf keinen Sall eine Sorm der menschlichen Che, denn "Che" verlangt eben eine Sittenordnung, durch welche dauernde menschliche Beziehungen, Rechte und Pflichten begründet werden. Des camp s2) hat darauf hingewiesen, daß alle von der Völkerkunde er= forschten Stämme mindestens eine bestimmte Eheordnung (statut matrimonial) haben. Promiskuität anstatt Che findet sich bei keinem Volke.

Ich werde aber zu schildern haben, daß bedeutende Forscher des 19. Jahrhunderts die Promiskuität als den Urzustand, gleichsam als die Urehe der Gattung Mensch, angesehen haben, und an diese Annahme haben sich heftige Auseinandersehungen angeknüpft, die bis in die Gegenwart hineinreichen. Wenn auch mindestens nach den Sitten der heutigen Völker und Stämme

¹⁾ p. Descamps, (V), 1924, S. 3.

²) a. a. O., S. 4/5.

Promiskuität keinesfalls als eine Sorm der Ehe angesehen werden kann, so darf doch nicht übersehen werden, daß ziemlich regellose Geschlechtsbeziehungen zwar nicht aller Menschen verschiedenen Geschlechts mit einander, aber doch größerer Gruppen, oft Gruppen von Jugendlichen verschiedenen Ge= schlechts mit einander, vorkommen. Das Wesentliche der Promiskuität mancher Naturvölker ist aber die Einbeziehung dieser ziemlich regellosen Geschlechtsbeziehungen in die Sittenordnungen. Die Sitte bestimmt, wer zu einer solchen größeren Gruppe sich regellos vermischender Menschen beiderlei Ge= schlechts gehört und zu welcher Zeit, unter welchen Bedin= gungen, bei welchen Gelegenheiten solche Dermischungen statt= finden dürfen und welche Solgerungen für Rechte und Pflichten der Beteiligten sich daraus ergeben. Darum ist die Bezeichnung "hetärismus", die Bachofen, einer der Entdeder des Mutter= rechts, für Promiskuität gebraucht hat, nicht zweckmäßig, denn unter "Hetärismus" versteht der gebildete Abendländer in Erscheinungen des späthellenischen und Erinnerung an hellenistischen Großstadtlebens allerlei lose Geschlechtsbezie= hungen in der Sorm einer mehr oder minder verfeinerten Prostitution. Der Hetärismus in hellenistischer Zeit war eine Zerfallserscheinung und zwar eine Zerfallserscheinung in einer hoch entwickelten Gesellschaftsordnung, wie auch Prostitution in der Abstufung der menschlichen Gesittungsformen sich erst bei höher entwickelten Stämmen findet. Man wird daher den regellosen Geschlechtsverkehr in der "Unterwelt" der Groß= städte des Abendlandes oder der Hafenstädte der Erde doch nicht als "Promiskuität" bezeichnen, da das Wort "Promis= tuität" in der Völkerkunde doch immer auf eine feste Sitten= ordnung hinweist, innerhalb deren die regellose Dermischung der Geschlechter in bestimmter Weise eingefügt ist. Die Zer= setzung der herkömmlichen Sittlichkeit eines Dolkes zur Un= sittlichkeit ergibt nicht Promiskuität im Sinne der völkerkund= lichen Sorschung. Die Promiskuität der "Wilden" ist immer noch durch sittliche Vorstellungen bestimmt, obschon sie nicht als eine Sorm der Che gelten kann, auch wenn sie öfters auf spätere eheliche Derbindung hinzielt. Höchstens der voreheliche

Geschlechtsverkehr im germanischen Bauerntum, soweit er sittenmäßigen Dorstellungen folgt, könnte in vereinzelten Sällen als Promiskuität bezeichnet werden. Hierüber der Abschnitt über das Geschlechtsleben der Candjugend und die bäuerliche Sittlichkeit in meinem Buche "Das Bauerntum als Cebens- und Gemeinschaftsform" (1939)¹).

Man muß gegenüber Berichten über regellosen Geschlechts= verkehr vorsichtig sein. Oberflächlich beobachtende Reiseschrift= steller haben vieles Promiskuität genannt, was sie vom Ge= sichtspunkt europäischer Sitten und europäischer Sittenlosig= teit aus nicht verstanden haben und was in Wirklichkeit ge= regelte Geschlechtsbeziehungen darstellt. Descamps2) hat Beispiele für die Derkennung tatsächlicher Sitten und gesetz= mäßiger Geschlechtsbeziehungen als Promiskuität angeführt; Beispiele für solche Verkennungen finden sich auch bei den anderen Forschern, die ich genannt habe. Probeehen der Jugendlichen sind als regellose Vermischung aufgefaßt worden, ebenso die Zeitehe, also Ehen auf beschränkte Zeit, die bei manchen Völkern, 3. B. auf hawaii und bei frühgeschichtlichen und heutigen Arabern, in Abessinien, Persien und Tibet, bei einzelnen Stämmen Niederländisch=Indiens und einzelnen Estimo-Stämmen, vorgekommen sind und vorkommen. Nicht nur die Zeitehen der hawaiier sind als regellose Vermischung verkannt worden. Coderkeit der geschlechtlichen Beziehungen ist in den meisten Sällen durch Sitten geregelt und darf auch nicht ohne weiteres als regelloser Geschlechtsverkehr bezeichnet werden, zumal bei keinem Stamme die Gebräuche vorehelicher geschlechtlicher Freiheit als ein Ersatz der Che oder als Ab= lehnung der gesetzlichen Ehe aufgefaßt werden. Solche "vor= eheliche Sreiheit" (prenuptial intercourse, premarital intercourse, prenuptial liberty) hat immer den Sinn, die wilderen Triebe jugendlicher Menschen sich austoben zu lassen, die Ein=

¹⁾ Dgl. ferner K. R. D. Wikman, Die Einleitung der Che, eine versgleichend ethnosoziologische Untersuchung über die Vorstufe der Che in den Sitten des schwedischen Volkstums, Acta Academiae Aboensis, Humaniora XI, 1, Abo 1937.

²) (V), 1924, S. 4, 13, 14, 20.

richtung der Che vor solchen ungezähmten Trieben zu schützen und die Gattenwahl der Jugendlichen vom Nur-Geschlecht-lichen zu befreien; das hat besonders Malinowski betont¹). Die Gebräuche vorehelicher Lockerkeit des Geschlechtslebens stellen also eine zeitlich begrenzte, vorübergehende Erscheinung im Leben des Stammes und der Einzelmenschen dar; sie sind auf bestimmte Jahre und Zeiten des Jugendalters beschränkt und sinden sich häufiger bei mutterrechtlicher Samilienordnung²), auch häufiger bei höheren als bei niedrigeren Naturvölkern³).

Dielfach haben voreheliche Geschlechtsbeziehungen den Sinn, die Fruchtbarkeit des Mädchens zu erweisen. Diesen Sinn haben ja in vielen deutschen Candschaften auch die bäuerlichen Probe= nächte, wie ich in meinem Buche "Das Bauerntum als Cebens= und Gemeinschaftsform" (S. 505ff., 514ff.) zu erweisen ver= sucht habe. Sür diese Bedeutung vorehelicher Geschlechtsbe= ziehungen hat Westermarck 1) Belege angeführt. Solcher Er= probung der weiblichen Sruchtbarkeit vor der Ehe entspricht das ebenfalls in weiter Verbreitung vorkommende Recht des Nachkommenschaft begehrenden Mannes, sich von einem un= fruchtbaren Weibe scheiden zu lassen; auch für diese Scheidung vom unfruchtbaren Manne führt Westermarct) viele Belege an. Bei vielen Stämmen wie beim germanischen Bauerntum zielt vorehelicher Geschlechtsverkehr auf Ehe, bei vielen ver= pflichtet eingetretene Schwangerschaft zur Heirat, und bei vielen Stämmen der Erde wie wiederum beim sittlich gesund gebliebenen germanischen Bauerntum folgt der vorehelichen Cockerkeit der Geschlechtsbeziehungen nach der Heirat die strenge Einhaltung der Ehen, und gerade bei Naturvölkern mittlerer Gesittungshöhe finden sich strenge Heiratsordnungen und Chegeseke. Im allgemeinen erlauben die Völker eher dem Jüngling als dem Mädchen voreheliche Geschlechtsbe=

¹) (IX), 1929, S. 941.

²⁾ Thurnwald, (VI), Bd. 8, 1927, S. 453 unter "Nebenehe".

³⁾ Thurnwald, (VI), Bd. 10, 1927/28, S. 320 unter "Promisfuität".

^{4) (}I), Bb. I, 1925, S. 135, 160f.; Bb. II, 1925, S. 31ff.

⁵⁾ a. a. O., Bb. III, 1925, S. 290ff.

⁶⁾ Thurnwald, (VI), Bd. 10, 1927/28, S. 320 unter "Promiskuität".

ziehungen; bei manchen Dölkern wird aber beiden Geschlechtern eine weitgehende Cockerkeit vorehelicher Beziehungen zugesstanden; in vielen Sällen wird vorehelicher Derkehr zwar nicht öffentlich gebilligt, aber doch kaum oder gar nicht gerügt.). Im ganzen scheint vorehelicher Geschlechtsverkehr bei niederen Jägern mehr gerügt zu werden als bei höheren, bei niederen hackbauern mehr als bei höheren, bei hirten mehr als bei Ackerbauern.) und bei vaterrechtlicher Samilienordnung mehr als bei mutterrechtlicher.

Auffällig ist, daß — ähnlich volkstümlichen Anschauungen in Europa — voreheliche Schwangerschaft meist härter versurteilt wird als vorehelicher Geschlechtsverkehr, daß unehesliche Schwangerschaft sogar bestraft wird, wo voreheliche Beziehungen sittengemäß erlaubt sind, so bei vielen Stämmen in Asien, Melanesien, Afrika und Amerika. Wo solche Anschausungen gelten, verbreiten sich leicht die Empfängnisverhütung und die Abtreibung der Leibesfrucht³).

Wo vorehelicher Geschlechtsverkehr mit einer Bezahlung der Mädchen verbunden ist, da wird man eher von Prostistution sprechen müssen als von irgendwelchen Sormen der Promiskuität. Jedenfalls verläuft hier eine Grenze, jenseits deren die wissenschaftlich strenger gefaßte Bezeichnung "Promisstuität" nicht mehr gültig ist.

Promiskuität ist aber nicht nur auf voreheliche Beziehungen beschränkt, sondern erstreckt sich auch auf außereheliche Beziehungen, die von Derheirateten angeknüpft werden können. Aber auch hier müssen die Berichte von Reisenden genau geprüft werden, ehe von eigentlicher Promiskuität, von einem tatsächlich ungeregelten Geschlechtsverkehr gesprochen werden darf. Manche oberflächlichen Beobachter haben Sormen der Gruppenehe als Promiskuität bezeichnet, manche haben nebeneheliche Beziehungen als Promiskuität mißverstanden;

¹⁾ Rivers, (II), 1915, S. 428.

²⁾ Westermard, (XII), 1936, S. 138/139; K. R. D. Wikman, Die Einleitung der Che, Acta Academiae Aboensis, Humaniora XI, 1, Abo, 1937, S. 270ff., 381ff.

³⁾ Malinowsti, (IX), 1929, S. 941.

andere wieder haben sich durch häufige Chescheidungen und Wiederverheiratungen, also durch die sogenannte Sukzessive Polygamie, täuschen lassen; ferner sind Gebräuche allgemeiner geschlechtlicher Vermischung etwa bei gottesdienstlichen Sesten als Promiskuität aufgefaßt worden, Gebräuche also, die eine turze Unterbrechung der sonst geltenden ehelichen Ordnungen bedeuten. Endlich haben manche Reisende aus dem Sehlen eigentlicher hochzeitsfeierlichkeiten auf eine Gesetlosigkeit der Geschlechtsbeziehungen schließen wollen, die sie Promiskuität nannten. Solche Schlüsse dürfen aus dem Sehlen von Derlöbnis= und Hochzeitsfeiern nicht gezogen werden. Ein Der= löbnis findet sich kaum bei niedrigen und mittleren Natur= völkern; bei höheren Naturvölkern mag es aus bestimmten Bindungen hervorgegangen sein, die in der Zeit der jugend= lichen Geschlechtsfreiheit eingegangen werden. Daterrechtliche Samilienordnungen, die im allgemeinen die männliche und die weibliche Jugend stärker voneinander trennen, neigen zur Betonung eines Verlöbnisses. Doch tritt ein besonderes Der= löbnis meist erst bei Ackerbauern auf oder bei Stämmen, die von Aderbauern beeinflußt worden sind 1). Auch hoch zeits= feiern finden sich erst auf höheren Stufen, erst bei solchen Stämmen, die mehr über das menschliche Ceben und das Leben der Samilien nachgedacht haben; besonders bei höheren hirtenvölkern und höheren Ackerbauvölkern haben sich die eine Hochzeit einleitenden und begleitenden Handlungen zu eigent= lichen Seierlichkeiten ausgebildet. Indien, Südostasien und von Indien her beeinflußt — die malaisschen Inseln werden als Gebiete besonders reich entfalteter Hochzeitsfeiern ge= nannt²). Wo aber wie bei den meisten niedriger stehenden Dölkern mit einfachen oder gar dürftigen Gesittungsgütern auch die Heiratsbräuche dürftig sind oder kaum auffallen oder sogar fehlen, da darf nicht etwa auf das Sehlen eigentlicher Ehen und auf ungeregelten Geschlechtsverkehr geschlossen werden.

¹⁾ Thurnwald, (VI), Bd. 14, 1928/29, S. 133 unter "Derlöbnis".

²) Rivers, (II), 1915, S. 430/431; Churnwald, (VI), Bd. V, 1926, S. 333/334 unter "hochzeit".

Don Reisenden sind gelegentlich Sitten wie der Cevirat und der Sororat als regellose Dermischung oder als Überrest früherer regelloser Dermischung mißverstanden worden. Der Frauentausch, der bei einigen Stämmen vorkommt, bei manchen Eskimostämmen häufiger zu sein scheint, ein Tausch, der bei Sortbestehen der beiderseitigen Ehen vorkommen oder zu neuen Cheschließungen führen kann, darf ebenfalls nicht als Anzeichen regelloser Vermischung aufgefaßt werden oder als überrest einer früheren regellosen Dermischung. Nebenehe= liche Beziehungen des Mannes oder der Frau dürfen auch nicht als regellose Dermischung gedeutet werden. Solche Be= ziehungen sind durch die Sitte auf bestimmte Sälle beschränkt und zwar meistens eng beschränkt durch Vorstellungen eines eheherrlichen Besitzrechtes über die Frau. Manche Stämme töten einen Mann, der eines anderen Mannes Che mit dessen Srau gebrochen hat, während Männer der gleichen Stämme nach sittenmäßiger Dereinbarung ihre Frauen einem anderen Manne bei bestimmten Gelegenheiten überlassen können1). Alle diese Bräuche dürfen also nicht als regellose Vermischung gedeutet werden. Ebenso ist die bei manchen Stämmen vor= kommende gastliche Teilnahme an einer ehelichen Geschlechtsbeziehung, die sogenannte "gastliche Prosti= tution", die Überlassung der Ehefrau an einen hierdurch zu ehrenden Gast, weder Prostitution noch Anzeichen einer regellosen Vermischung noch Überrest einer solchen. Auch Formen des Konkubinats, der geschlechtlichen Beziehung eines Mannes zu einem Kebsweibe, zu dem nach der Stammes= sitte Beziehungen erlaubt sind, Beziehungen, aus denen jedoch Rechte der Daterschaft oder Erbschaft nicht abgeleitet werden dürfen, solche Sormen des Konkubinats sind ebenfalls als Anzeichen einer regellosen Dermischung mißdeutet worden.

Auch aus einem hier und dort vorkommenden ius primae noctis, dem Recht eines anderen als des Chemannes auf die erste Nacht, d. h. auf den ersten Beischlaf, darf nicht auf regellose Vermischung geschlossen werden. Ein sagenhaftes ius

¹⁾ Rivers, (II), 1915, S. 428.

primae noctis in Europa ist aus Mozarts Oper "Sigaros Hochzeit" bekannt. Ein solches Recht hat aber in Europa kaum irgendwo bestanden. Dielleicht hat es sich in Teilen Südfrankreichs und Spaniens — auf altem mutterrechtlichem Boden? — eine Zeitlang als droit de seigneur durchgesett, wenigstens als ein Gewohnheitsrecht. Auch als Unsitte mag etwas wie ein ius primae noctis sich da und dort gebildet haben, so auch auf manchen baltischen herrensitzen1). Die Annahme eines wirklichen und geltenden Rechtes auf die erste Nacht ist wahr= scheinlich durch übertreibende scherzhafte Wendungen in alten Rechtsaufzeichnungen entstanden, die von manchen Erklärern wörtlich genommen worden sind. Alte Rechtsaufzeichnungen haben die Leibeigenschaftsrechte des Gutsherrn im Scherz übertreibend so ausgedrückt, daß der Anschein eines buch= stäblichen Rechtes selbst über den Leib des weiblichen Gesindes entstehen konnte. Gierke2) gibt dafür Beispiele.

Wo außerhalb Europas sich ein ius primae noctis findet, so bei Indianerstämmen Brasiliens, bei karibischen Stämmen, bei Stämmen in Nikaragua und anderen Stämmen Mittelund Südamerikas, bei einzelnen Stämmen Afrikas, auch bei den Berbern und bei melanesischen und australischen Stämmen³), da wurzelt es in der hauptsache in drei Dorstellungen: 1. in der Surcht vor dem ersten Beischlase, den der Gatte nicht ausführen will und den er einem geweihten und daher gegen Schaden geseiten Priester überläßt, 2. in der Dorstellung von der heiligkeit des Beischlass mit einem Priester und 3. in dem Geltungsanspruch eines Machthabers, den dieser aus seiner Stellung ableitet oder in den er ein geschlechtliches Begehren einkleidet⁴). Aus solchen Gebräuchen kann aber weder für die Gegenwart noch für die Dergangenheit auf regellose Derzmischung geschlossen werden.

So wird man alle Berichte über Promiskuität prüfen und

¹⁾ Dgl. Elisa von der Recke, Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen, herausgegeben von P. Rach el, Bd. I, 1900, S. 194.

²⁾ Dgl. Gierke, Der Humor im deutschen Recht, 1886, S. 35/36.

³⁾ Malinowsti, (IX), 1929, S. 941.

⁴⁾ Westermard (I) Bd. I, 1925, S. 180—196.

wird feststellen müssen, daß sich eigentliche Promiskuität als eine zeitlich begrenzte, vorübergehende, doch immer noch durch die Stammessitte bestimmte Erscheinung, zwar selten bei Stämmen urtümlicher Gesittung, häusig jedoch bei Stämmen mit höher entwickelter Gesittung sindet, besonders bei Stämmen mit mutterrechtlicher Samilienordnung. Als Ersay der gesetzlichen Ehe oder im Widerspruch zur gesetzlichen Ehe findet sich Promiskuität nirgends; genau genommen kommt also Promiskuität als eine dauernde Einrichtung nicht vor, und alle Völker der Erde, mindestens die der Gegenwart, sind davon überzeugt, daß eine Ehe in gesetzlicher Sorm bestehen müsse¹). Ob sie früher einmal vorgekommen ist und ob sich die menschliche Ehe bei allen Völkern aus einer Stufe der Promiskuität erhoben habe, das muß später untersucht werden.

Neben und außer solcher sittenmäßig begrenzten Promis= kuität der Cedigen und der Verheirateten findet sich in allen Erdteilen auch regellose geschlechtliche Dermischung als eine Erscheinung der Entsittlichung, der Zersetzung berkömm= licher Sittlichkeit. Auf den sittenlosen ungeregelten Geschlechts= verkehr in hafenstädten oder in abendländischen Großstädten habe ich schon hingewiesen. Bei den Naturvölkern finden sich einerseits Stämme, in denen die Chen, Chen in verschiedener Sorm, streng eingehalten werden, die außereheliche Beziehungen verbieten, und andererseits Stämme, die außereheliche Beziehungen nicht als ein größeres Unrecht ansehen; es finden sich Stämme, die beiden Geschlechtern im Jugendalter lose Beziehungen erlauben, und solche, die streng über die Keusch= heit der Mädchen wachen: Sehlen der Jungfräulichkeit kann die Ehe aufheben oder kann den Bräutigam der Zahlung des Brautpreises entheben2). Die strengeren Anschauungen werden den Stamm mehr vor Entsittlichung schützen, die loseren An= schauungen weniger. Eine Auflockerung herkömmlicher Sitt= lichkeit bis zur Zersetzung hat öfters da stattgefunden, wo Naturvölker dem Einfluß der Europäer oder anderer Kultur=

¹⁾ Malinowsti, (VII), 1927, S. 112—217.

²) Rivers, (II), 1915, S. 428; Thurnwald, (VI), Bd. VI, 1926, S. 339 unter "Keuschheit".

völker erlegen sind. In solchen Sällen hat sich ein vorehelicher Geschlechtsverkehr oft da verbreitet, wo er vorher auch unter den sonstigen Sormen der Promiskuität nicht geherrscht hat1). Solche Zersetzung früherer Stammessittlichkeit sollte aber nicht Promiskuität genannt werden, weil eben Promiskuität im völkerkundlichen Sinne, wie oben mehrfach betont worden ist, doch immer noch von einer bestimmten Sittenordnung durch= drungen erscheint. Darum ist es fraglich, ob der ungeregelte Geschlechtsverkehr, der unter besonders einzigartigen Derhält= nissen im 17. Jahrhundert bei den saporogischen Kosaken auf= gekommen ist, als Promiskuität richtig bezeichnet ist und ob andere Sälle, von denen aus Südamerika berichtet wird, oder Sälle, die von hellenischen und römischen Geschichtsschreibern berichtet werden — alles Sälle, die Descamps2) betrachtet hat —, als Promiskuität bezeichnet werden dürfen. Manche der bellenischen und römischen Berichte sind wahrscheinlich mehr Sabeleien als stichhaltige Zeugnisse.

Das Vorkommen von Promiskuität bestimmter Alters= stufen oder regelloser Dermischung bei bestimmten Anlässen darf aber ebensowenig wie das Vorkommen von Probeehen, Zeitehen, Gruppenehen, nebenehelichen Beziehungen oder das Dorkommen von Konkubinaten oder von Frauentausch die Der= mutung aufkommen lassen, als ob die Naturvölker allgemein oder als ob auch nur viele Naturvölker ein hemmungsloses Geschlechtsleben führten. Wir dürfen uns nicht irre machen lassen durch Berichte über angebliche Sittenlosigkeit und Zügellosigkeit oder über eine angebliche Dorherrschaft des Geschlechts= triebes bei den Naturvölkern. Zustände in halb europäisierten hafenstädten können nichts aussagen über die angestammte Sittlichkeit der Einheimischen. Dann aber bedeutet andere Sitte, außereuropäische Sittlichkeit, nicht so viel wie Sitten= losigkeit, was immer wieder betont werden muß. Die frühere Dorstellung von einer geschlechtlichen hemmungslosigkeit der "Wilden" ist durchaus widerlegt worden. Ich habe erwähnt,

¹⁾ Westermard, (XII), 1936, S. 137.

^{2) (}V), 1924, S. 5—9.

daß schon die Meisterung der harten Daseinsbedingungen die Kräfte der Menschen mehr anspannt als bei vielen Kultur= völkern, und solche Anspannung der anderen Kräfte drängt den Geschlechtstrieb zurück. Dazu kommt, daß (nach W. Robertson Smith, I. G. Frazer1), E. Crawley2) und anderen) viele Stämme in urtümlicher oder einfacher Gesittung das Geschlechtliche als ein Lebensgebiet ansehen, dem man sich nur vorsichtig nähern dürfe und das zu Zeiten ganz zu meiden sei. Solchen Stämmen gilt Geschlechtsverkehr als etwas Gefahr= volles, gefahrvoll für Leib und Seele. Wahrscheinlich würde auch ein Naturvolk schnell aussterben, wenn es geschlechtlicher hemmungslosigkeit verfiele, und wahrscheinlich gehört eine gewisse Zügelung des Geschlechtstriebs durch Sitten und Gesetze schon zu den Kennzeichen urtümlicher Menschheit, weil Zügel= losigkeit erhaltungswidrig ist und zügellose Menschengruppen immer wieder ausgemerzt worden wären. Zügelung des Geschlechtstriebs und bestimmte Cheordnungen sind demnach nicht Errungenschaften der frühmenschlichen Gesittung, son= dern Dorbedingungen derjenigen Auslese bzw. Ausmerze, die zur Entstehung der Gattung Mensch (Homo sapiens) beige= tragen hat. Dies werde ich später besser zu begründen ver= suchen. Auf die Behauptung Unwins3), daß eine den Ge= schlechtstrieb einschränkende Spannung die Vorbedingung jeder Gesittungsschöpfung sei, habe ich schon verwiesen. Sicherlich haben ererbte Antriebe, d. h. durch Auslese befestigte Anlagen zu Antrieben der Dorsorge für Obdach, Nahrung, Kleidung und Aufzucht der Samilie und Nachkommenschaft zur Ent= stehung der Ehe bei einer Urmenschenart mehr beigetragen als der bloße Geschlechtstrieb.

In allem Völkerleben und zwar auch bei solchen Völkern,

¹⁾ The Golden Bough, Bb. VII, 2, 1913, S. 277/78.

²⁾ The Mystic Rose: A Study of Primitive Marriage and of Primitive Thought in its Bearing on Marriage, Bd. I, 1927, S. 14ff., 42—87, 215—240, 241—270; vgl. jedoch dazu die Besprechung von B. 3. Seligman in Man. Bd. 28, 1928, Ur. 60, S. 87/88.— E Crawley, Studies of Savages and Sex, 1929, S. 68ff.

³⁾ Sex and Culture, 1934, S. 424, 428.

die für bestimmte Altersstufen oder bei bestimmten Anlässen ungeregelte und flüchtige Geschlechtsbeziehungen zulassen, gilt doch ein bestimmtes Chegesek: eine Cheform regelt die Dauer= beziehungen der Geschlechter zu einander sowie die Beziehungen der Kinder zur Gemeinschaft, zu der sie gehören¹). Allgemein besteht die Vorstellung, daß eine Cheform die Geschlechtsbe= ziehungen regeln und daß Kinder ihre gesetzlichen Eltern haben sollen; allgemein werden uneheliche Kinder geringer geschätt2); allgemein wird der Chebruch verurteilt — bei den Stämmen urtümlicher Gesittung in der Regel noch mehr als bei Stämmen höher entwickelter Gesittung und bei vaterrechtlicher Ordnung mehr als bei mutterrechtlicher, und überall wird der Chebruch der Frau schärfer verurteilt als der des Mannes³). Auch die heiratsbräuche der Völker deuten darauf hin, daß die Ehe als ein Gesetz zur Ordnung der Gemeinschaft angesehen wird; im Grunde haben sie meistens den Sinn und die Absicht, die Cheschließung der Gemeinschaft kund zu geben — to give publicity to the union, wie Westermark es ausgedrückt hat4). Wegen dieser Seierlichkeit ist die Che für viele Völker ein sacramentum und gehört für viele Völker zum "göttlichen Recht" und nicht allein zum menschlichen oder "bürgerlichen" Recht, wie ich das schon betont habe. Ihre Einhaltung wird nach verbreiteten Anschauungen der Völker von göttlichen Mächten belohnt, ihre Derletzung bestraft 5).

Die Regel ist also eine bestimmte Ordnung, die Geltung einer bestimmten Sittlichkeit, einer Sittlichkeit, die auch noch die Gestaltung der betrachteten ungeregelten Beziehungen durchdringt. Tatsächlich ist das Geschlechtsleben der Naturvölker "viel mehr geordnet, als man früher bei uns glauben mochte"), und tatsächlich sind sittenlose Zustände "gerade

¹⁾ Rivers, (II), 1915, S. 423.

²⁾ Malinowsti, (VII), 1927, S. 212—217.

³⁾ Malinowski, (IX), 1929, S. 941; Thurnwald, (VI), Bd. III, 1925, S. 29 unter "Chebruch".

⁴⁾ Westermard (I), Bd. II, 1925, S. 433; Rivers, (II), 1915, S. 423.

b) Malinowsti, ((IX), 1929, S. 946.

⁶⁾ Thurnwald, (X), 1932, S. 85.

unter Primitiven am seltensten zu finden"1). Die Geschlechtslichkeit der Jugendlichen ruft — weniger bei den Stämmen einfacher Gesittung als bei geschichteten Naturvölkern — Neigungen zu regellosen Geschlechtsbeziehungen hervor; diesen treten mutterrechtliche Ordnungen weniger entgegen, die vaterrechtlichen Ordnungen mehr und besonders Altenherrsschaften (Gerontokratien) und vaterrechtliche Adelsherrschaften (der "aristokratische Patriarchat"), so also auch die einzelnen Völker indogermanischer Sprache²).

Das Wesentliche in allen diesen Ordnungen des geschlecht= lichen und ehelichen Cebens ist bei allen Völkern, die nicht der Zersetzung verfalken sind, die Geltung einer bestimmten Sitt= lichkeit. Was als sittlich angesehen und was als unsittlich verworfen wird, wechselt von Volk zu Volk; gemeinsam ist allen Dölkern mit gesunder Gesittung der Wille zu einer festen und jeden Einzelnen verpflichtenden Ordnung eigener Art. Die in Hellas zur Zeit der Sophisten, im Abendlande während des 19. Jahrhunderts aufkommenden Zweifelsfragen, was denn Sitte und Sittlichkeit eigentlich seien und bedeuteten, wenn den einen dies, den anderen jenes als sittlich oder un= sittlich erscheine, wenn somit alle diese Wertungen "relativ" seien und man nie entscheiden könne, was nun eigentlich "von Natur" (physei) und was durch menschliche Sazungen (nomo, thesei) gelte oder gelten solle, diese Fragen sind kenn= zeichnende Fragen auflösender Spätzeiten. Einem gesunden Dolke wird es allein auf die Behauptung und Bewahrung der festen arteigenen Ordnungen ankommen, die sich in der Auseinandersetzung zwischen den ererbten Anlagen der Men= schen und den Eigentümlichkeiten der Umwelt dieser Menschen bewährt haben. Darum fassen viele Völker die bei ihnen gel= tenden Sitten als etwas Heilig-Unveränderliches und als etwas Unbezweifelbares auf, die Ehe somit als ein "ewiges Gesetz".

¹⁾ Nieuwenhuis, Die Entstehung der Ehe, in: Das Chebuch, herausgegeben vom Grafen Keyserling, 1925, S. 71.

²⁾ Thurnwald, a. a. O., S. 86.

VIII. Die Verbreitung der Cheformen bei einszelnen Völkergruppen und die Gründe zur Entstehung oder Bewahrung dieser Formen.

1. Die Einehe.

Die häufigste Sorm, sowohl auf niederer wie auf mittlerer und höherer Stufe ist die Einehe — das haben besonders Graebner, Westermard und W. Schmidt betont. Bei den meisten niedrigeren Jägern und wohl auch den meisten niederen hackbauern (Pflanzern) findet sich die Einehe; doch kann man auf dieser niedrigeren Stufe wie in manchen Sällen auch auf höheren Stufen immer fragen, ob Einehe sowohl tatsächlich wie auch grundsählich bestehe, ob die Einehe eines Stammes überwiegend wirtschaftliche Gründe habe oder ob sie der sittlichen Überzeugung des Stammes entspreche und überwiegend aus ihr zu erklären sei. Es könnte ja tatsächlich Einehe bestehen, ohne daß Sormen der Mehrehe als verwerslich gälten und grundsählich abgelehnt würden. Eine umfassende Untersuchung dieser Frage der Grundsählichkeit gegensüber der Tatsächlichkeit ist noch nicht erfolgt.

Offenbar begünstigen urtümliche und einfache Daseinsbedingungen, darunter die geringe Zahl einer Menschengruppe, die Sorm der Einehe, so daß man von hier aus vieleleicht schließen darf, die Eheform altsteinzeitlicher Menschenrudelsei Einehe oder überwiegend Einehe gewesen. Zur Einehe wird auch ein leichter Männerüberschuß beitragen, der durch verschiedene Umstände entstehen kann. "Natürlich" ist ein Männerüberschuß nicht. Zwar beträgt das sogenannte Geschlechtsverhältnis der Neugeborenen — auch die Sexualproportion, die Geschlechtsproportion (sex ratio), der Geschlechtsbruch oder die Knabenziffer genannt — etwa 106: 100, d. h. das Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter nach den

Lebendgeburten ergibt etwa 106 männliche auf 100 weibliche Neugeborene. Aber durch Mehrsterblichkeit der Knaben entsteht für das jugendliche oder erwachsene Alter etwa das Derhältnis von 100: 100. Sür die Frage nach den Gründen zu bestimmten Cheformen muß man von einem Zahlenverhältnis von etwa gleich viel Männlichen und Weiblichen ausgehen. Außere Um-Ĩtände, schädliche Lebensweisen, Krankheiten, Unglücksfälle, Sehden, Kriege usw. können die Sterblichkeit des einen oder des anderen Geschlechts erhöhen. Ein leichter Männerüberschuß scheint zur Einehe beizutragen. Geringe Unterschiede des Besitzes der einzelnen Samilien oder Stammesgenossen tragen zur Einehe bei wie auch geringer Besitz überhaupt. Zumal bei "Jägern und Sammlern", bei Stämmen, wo die Männer überwiegend jagen und fischen, die Frauen über= wiegend Pflanzennahrung und Kleintiere sammeln, bei solchen "Wildbeutern" und deren dürftiger oder wechselnder und gefährdeter Ernährungsgrundlage wird der Mann nicht leicht mehr als eine Frau und deren Kinder erhalten können.

Die Eifersucht des weiblichen Geschlechts wird die Einehe begünstigen. Dabei ist zu bedenken, daß die seelischen Beziehungen zwischen Chegatten schon bei Stämmen urtümlicher Gesittung reich ausgebildet sein können, wie ja seelische Beziehungen schon in den Ehen mancher Gattungen des Tierreichs wirksam sind. Serner darf nicht übersehen werden, daß Einehen, die aus tiefer und ausschließlicher seeli= scher Bindung zweier Menschen verschiedenen Geschlechts entstanden sind, die also nicht etwa durch einengende äußere Um= stände zu erklären wären, auch in Dölkern mit überwiegender und den Sitten entsprechender Mehrehe möglich und häufig sind, wie solche Einehen auch neben sittengemäßen Gruppen= ehen im gleichen Stamme vorkommen. höhere Gesittung, besonders entwickeltere Schichtung und entwickeltere Wirtschaft eines Stammes, können einerseits zur Dielweiberei beitragen, können aber bei Verfeinerung des seelischen Cebens auch die Einehe begünstigen. Höhere Gesittung trägt oft bei zur Minderung oder zum Schwinden von Reinigungsgeboten für die grau oder von Enthaltsamkeitsgeboten für den Mann. So braucht sich der Mann nur kurze Zeit des Geschlechts= verkehrs mit einer Frau zu enthalten und kann so finden, daß er eine zweite oder mehr Frauen nicht nötig habe.

In niedrigeren Stämmen findet der Mann herzlicheren Anteil der Mitmenschen öfters nur innerhalb seiner Samilie; er wünscht sich daher eine möglichst große Samilie, mehrere Frauen und viele Kinder. Die bäuerliche Bezeichnung "Sreundschaft" für Verwandtschaft deutet auf eine Gesittungs» stufe hin, wo die Menschen Freundschaften nur innerhalb ihrer Sippe erwarten und pflegen. Bei höherer Gesittung findet der Mann häufiger auch außerhalb seiner Samilie Freundschaft und herzliches Entgegenkommen; so kann ihm auch Einehe und die damit verbundene geringere Zahl von Angehörigen schon genügen. Auf einfacherer Stufe oder in den Frühzeiten der Dölker trägt gewöhnlich eine große Zahl von Kindern zur Stärke der hauswirtschaft bei, zum Ansehen und zur Macht eines Mannes; er wird also viele Kinder von mehreren Chefrauen wünschen. Auf höheren Stufen oder in den Spät= zeiten der Völker verliert die Kinderzahl an Bedeutung. Der für die europäischen Verhältnisse des 19. Jahrhunderts und für dessen städtische Bevölkerungen kennzeichnende Übergang vom "Kindersegen" zur "Kinderlast" fündet sich in solchen Wandlungen an.

Die Verfeinerung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern als Grund für die Einehe ist schon angeführt worden. Eine solche Vergeistigung kann sich schließlich so steigern, daß ein Mann oder eine Frau nur in einem Menschen und schließlich auch nur noch in dessen geistigen Eigenschaften Ergänzung sinden können. Die Jugendlichkeit oder die Schönbeit des Weibes, die sich der Mann in Völkern mit Vielweiberei durch wiederholte Verheiratungen wiederholt sichern will, bebeuten nicht mehr die einzigen Anziehungen oder die Hauptsanziehungen des weiblichen Geschlechts. Wo die Frau in den oberen Schichten eines Volkes vieler Arbeit enthoben werden kann, wird sie oft Jugendlichkeit und Schönheit länger bewahren, und bei Vergeistigung einer Gesittung werden seelische Werte höher geschätt. Mit solcher Vergeistigung und Vers

feinerung treten aber auch schon die Gefahren der Überseinerung und Übersteigerung der Empfindungen hervor: Mann und Weib können sich selbst und ihre gegenseitige Liebe als Selbstzweck und Ende ansehen; es entsteht die "Romantische Liebe", die in Richard Wagners "Tristan und Isolde" am solgerichtigsten gekennzeichnet ist. Diesen beiden Menschen erscheint ihre schrankenlose Vereinigung als Sinn ihres Daseins, und alle Dinge außerhalb ihrer unendlichen Vereinigung können ihnen nur unvollkommene Endlichkeiten sein, die der zum Wesentlichen strebende Geist verneinen müsse. Darum suchen sie den Tod. Es berührt gegenüber dieser Liebe Tristans und Isoldens schon geradezu geschmacklos, sich diese beiden Menschen als ein Ehepaar mit Kindern vorzustellen. Damit ist aber ausgesagt, daß hier die Grenze vom Leben zur Lebensfeindlichkeit schon überschritten ist.

2. Die Dielweiberei.

Die Dielweiberei ist bei hackbauern und Ackerbauern ziemlich verbreitet, häufiger jedoch bei solchen Stämmen, die neben hadbau oder Aderbau auch Diehzucht treiben. Noch häufiger ist Dielweiberei bei Hirten und Wanderhirten; von diesen leben die meisten Stämme in Dielweiberei, so 3. B. die Hirten= stämme semitischer und hamitischer Sprache. Niedriger stehende Hirtenstämme haben minder häufig Dielweiberei als höher stehende. Der Erdteil, in welchem Dielweiberei am weitesten verbreitet ist, ist Afrika; auch die Zahl der Frauen eines Mannes steigt in Afrika am höchsten. In Afrika finden sich auch verschiedene Bezeichnungen der Verwandtschaft der Kinder von verschiedenen Chefrauen eines Mannes. Nach Afrika sind Australien und Teile Melanesiens zu nennen. Bei australischen und melanesischen Stämmen haben die älteren Männer heiratsvorrechte auf die jüngeren Frauen. In Australien, dem Erdteil ausgesprochener Altenherrschaft (Gerontokratie), heiraten ältere und angesehene Männer zu ihren vorher geheirateten älter gewordenen Frauen jüngere hinzu, so daß die jüngeren Männer nicht genug jüngere

Frauen finden und wohl öfters mit Witwen und abgeschobenen älteren Frauen vorlieb nehmen müssen¹). (Es gibt zu solcher Derschränkung der Altersstufen des männlichen und weiblichen Geschlechts Entsprechungen im Tierreiche.) Dielweiberei in der Sorm der Sutzessiven Polygamie findet sich bei manchen Stämmen mit ausgesprochen mutterrechtlicher Samilienord= nung und mit heiratsordnungen oder -gewohnheiten, nach denen jüngere Männer zunächst ältere Frauen, später gleich= altrige und schließlich jüngere Frauen heiraten, so 3. B. bei den Banaro in Neuguinea und bei Stämmen der Insel Nauru2), die zu den Marshallinseln (Ozeanien) gehört. Die heirat älterer Männlicher mit jüngeren Weiblichen und jüngerer Männlicher mit älteren Weiblichen wurde von den einer solchen Heiratsordnung folgenden Tupí (Guaraní) in Brasilien damit erklärt, daß jungere Menschen besser durch ältere erzogen würden3). Sutzessive Polygamie findet sich auch bei solchen Stämmen mit mutterrechtlicher Sami= lienordnung, deren Ehen leicht geschieden werden können. Leichte Lösbarkeit der Ehen und entsprechend häufige Sukzessive Polygamie sind 3. B. für die grönländischen Estimo tennzeichnend. häufige Scheidungen und Wiederverheira= tungen kommen bei den islamischen Bevölkerungen Nord= afrikas vor, hier also bei vaterrechtlicher Samilienordnung. In allen Stämmen, deren überwiegende Cheform die Diel=

In allen Stämmen, deren überwiegende Cheform die Dielsweiberei ist und deren Anschauungen grundsätlich die Dielsweiberei entspricht, finden sich neben Chen eines Mannes mit zwei oder mehreren Frauen auch Chen eines Mannes mit einer Frau. Dielweiberei tritt in der Regel erst bei solchen Stämmen auf, deren Wirtschaft und Ständeschichtung höher entwickelt ist. Die Männer der oberen Schichten und der reicheren Familien heiraten dann, da sie größere Familien unterhalten können und dazu meistens größere Samilien mit

¹⁾ Rivers, (II), 1915, S. 427; Thurnwald, (VI), Bd. X, 1927/28, S. 230/31 unter "Polygamie".

²) Churnwald, (VI), Bb. X, 1927/28, S. 231 unter "Polygamie".

³⁾ Quevedo, Kinship Terms as Index of Social Organization, American Anthropologist, Bd. 21, 1919, S. 422.

mehr Frauen und viel Kindern dem Manne erhöhte Geltung verschaffen, mehr Frauen als die der mittleren, minder wohlshabenden Schichten, während die Männer der unteren und armen Schichten sich mit einer Frau begnügen und manche schwächlich und fränklich oder untüchtig veranlagten Männer ledig bleiben. Aus solchen Gründen kommt im gleichen Stamme Einehe neben Dielweiberei vor. In der Türkei haben vor Einschenehe neben Dielweiberei vor. In der Türkei haben vor Einschrung der gesetzlichen Einehe nur etwa 10% der Männer in Dielweiberei gelebt, etwa 90% in Einehe. Auch kann in Stämmen, die grundsätlich Dielweiberei pflegen oder zulassen, sich eine mehr oder minder starke Neigung zur Einehe durchsetzen, so im Gegensatz zu anderen Dölkergruppen arabischer Sprache bei den Beduinen.

Bei den Indogermanenscheint die Einehe auch in vor= geschichtlichen Zeitabschnitten weitaus überwogen zu haben; doch kamen daneben in führenden Geschlechtern auch Mehr= ehen vor. Man darf aber nicht wie O. Schrader2) aus dem vereinzelten Vorkommen von Mehrehen bei diesen Völkern schließen, die Mehrehe sei vorher bei den Indogermanen weiter verbreitet und häufiger oder gar die Regel gewesen und die späteren vereinzelten Mehrehen wiesen "noch" auf die frühere allgemeine Verbreitung zurück. Bei den Hellenen und Römern hat sich eine strenge Einehe ausgebildet. Neben der gesetz= mäßigen Ehe (matrimonium legitimum) konnte der Ehe= mann jedoch im Derhältnis des concubinatus zu einer anderen Frau leben, also in einer außerehelichen Beziehung, die als erlaubt galt und für die es lockere gesetzliche Sormen gab, aus der aber die in solcher Derbindung gezeugten Kinder kein Erbrecht ableiten konnten; solche im concubinatus gezeugten Kinder galten nicht als "echte Erben"3).

Bei den Germanen kam neben der überwiegenden Ein=

¹⁾ Thurnwald, (VI), Bb. X, 1927/28, S. 234 unter "Polygamie".

²⁾ Reallexiston der indogermanischen Altertumskunde, Bd. II, 1929, S. 196/197 unter "Polygamie".

³⁾ Dgl. Digesta Justiniani Augusti 25, 3, 5; 25, 3, 7; 28, 6, 45; herausgegeben von Th. Mommsen, Bd. I, 1870, S. 752, 859; Paul Meyer, Der römische Kontubinat, 1895, S. 55.

ehe in seltenen Sällen auch Dielweiberei vor, anscheinend besonders in Adelsgeschlechtern und hier wahrscheinlich aus Gründen des Ansehens, der Steigerung der Macht und der Derschwägerung mit mächtigen Sippen. Ob diese seltene Mehr= ehe bei einzelnen germanischen Stämmen noch auf die seltene Mehrehe des ursprünglichen Indogermanentums zurückzuführen ist, oder ob sie einer jüngeren und nur germanischen Entwicklung angehört, ist noch nicht untersucht worden. Im Mittelalter gab es in England, Deutschland und Dänemark neben der gesetzlichen Ehe in selteneren Sällen auch Derbin= dungen mit Kebsen (Kebsweibern, Beifrauen, Nebenfrauen, Beischläferinnen) in der Art des concubinatus¹) und zwar ebenfalls in einer zwar loderen, aber doch gesetzlichen Sorm. Die Kinder einer solchen Kebse wurden in deutscher Sprache "Kegel" genannt. Ein Mann "mit Kind und Kegel" war also ein Mann in Begleitung seiner ehelichen und außer= ehelichen Kinder²). Es müßte untersucht werden, ob dieses Dorkommen eines concubinatus bei Engländern, Deutschen und Dänen des Mittelalters auf die Sormen der seltenen Dielweiberei der Germanen zurückzuführen oder ob es aus den alttestamentlichen Anschauungen zu erklären ist, die von der Kirche verbreitet wurden.

Die Anschauungen über Ehe und Samilie, die vom Christentum verbreitet worden sind, gehen zurück auf die Sitten und Gesetze des vaterrechtlichen Wanderhirtentums der Völker semitischer Sprache, auf eine Gesittung, verwandt dersienigen der vaterrechtlichen Völker hamitischer Sprache, also auf ein Wanderhirtentum mit Dielweiberei und einer kennzeichnenden Minderung des Ansehens der Frau. Das Neue Testament verbot die Vielweiberei nur für Bischöse und Diaskonen, und erst die mittelalterliche Kirche forderte schließlich grundsählich die Einehe. Die Geltung des Alten Testaments bewirkte aber immer wieder eine Unsicherheit, welche Eheform

¹⁾ Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, Bd. II, 1897, S. 15ff.; Westermarck, (XII), 1936, S. 121.

²⁾ Dgl. Kluges Etymologisches Wörterbuch, herausgegeben von A. Götze, 1934, S. 293 unter "Kegel".

eigentlich die gottgefällige sei, da doch die "heiligen Erzväter" in Dielweiberei gelebt hätten. Im Reformationszeitalter konnten weder Katholiken noch Protestanten "aus der Schrift" entscheiden, welche Cheform die gebotene sei. Der Katholik Caietanus hielt Dielweiberei für erlaubt, Luther hielt sie nicht für verboten, Melanchthon für zulässig, obschon nicht ratsam; Zwingli und Oecolompadius sprachen sich gegen Dielweiberei aus. Luther gab Philipp von Hessen auf dessen Befragen die Mehrehe zu: er hielt eine Mehrehe für minder bedenklich als die Chescheidung, wenn der Sall so liege wie bei den Erzvätern1). Die Wiedertäufer lebten in Mehrehen, und Gelehrte der naturrechtlichen Schule sprachen sich im 17. Jahr= hundert für Dielweiberei aus. Der Nürnberger Kreistag vom 14. Sebruar 1650 erlaubte die Mehrehe in Sorm der Zweiweiberei zum Ersat der großen Bevölkerungsverluste, die der 30 jährige Krieg bewirft hatte2). Im 19. Jahrhundert lebten die Mormonen im Staate Utah in Nordamerika in Dielweiberei und zwar aus Gründen ihrer dristlichen Glaubenslehre.

Jur Dielweiberei können verschiedene Gründe beitragen. Allgemein läßt sich sagen, daß kaum irgendwo und irgendwann die geschlechtliche Begier des Mannes Sitten der Dielsweiberei hervorgerufen hat. Solche Begier mag hin und wieder zur Mehrehe einzelner Männer beigetragen haben oder zur Erhöhung der Jahl der Ehefrauen eines Mannes. Die Einstichtung der Mehrehe oder Stammessitten der Mehrehe lassen sich nicht aus dem männlichen Triebe erklären³). Am meisten werden zur Dielweiberei beitragen der Wunsch nach viel Kindern, die Schähung des Nuhens weiblicher Arbeitsstraft und das Streben nach höherem Ansehen. Aufsfällig ist — wenigstens für Betrachter aus den in grundsählicher

¹⁾ Rodwell, Die Doppelehe des Candgrafen Philipp von Hessen, 1904, S. 213, 215/216, 222, 236, 258, 283, 306/307; Köhler, Die Doppelsehe des Candgrafen Philipp von Hessen, Historische Zeitschrift, Bd. 94, 1905, S. 385—411; Köhler, Cuther und die Cüge, Schriften des Dereins für Reformationsgeschichte, Bd. 30, Schrift 109/110, 1912.

²⁾ Frankisches Archiv, Bd. I, 1790, S. 175.

³⁾ Cowie, (XI),1933, S. 149.

Einehe lebenden Dölkern —, daß weibliche Eifersucht sich ansscheinend selten der Dielweiberei widersett oder die Ehen in Dielweiberei stört; wo Zwiste unter den Ehefrauen eines Mannes entstehen, scheinen diese weniger aus den geschlechtslichen Empfindungen dieser Frauen hervorzugehen als aus der gegenseitigen Stellung und Behandlung der von den Frauen geborenen Kinder¹).

Sitten oder Glaubensgebote der Reinigung für die Srau oder der Enthaltsamkeit für den Mann können die Neigung zur Dielweiberei hervorrufen oder bestärken, zumal der Volksglaube vieler Gruppen die Fristen der Reinigung oder Enthaltsamkeit bei Menstruation, Schwangerschaft und Säugung der Kinder oft über die natürlichen Zeiten hinaus verlängert. Der Wunsch des Chemannes nach einer jüngeren Frau, wenn seine erste Frau älter geworden ist, träat zur Dielweiberei bei. Don dieser Vorstellung geht auch Schopenhauers Mehrehevorschlag aus, den er durch die längere Zeugungsfähigkeit des Mannes zu begründen ver= sucht hat. Ein beträchtlicher grauenüberschuß kann zur Dielweiberei beitragen. Durch Kriegsverluste der Männer²) oder durch Seuchen oder Unglücksfälle, die überwiegend die Männer des Stammes treffen, kann das gegenseitige Zahlen= verhältnis der beiden Geschlechter verschoben werden. Frauen= überschuß wirkt immer stark auf die Gesittung einer Gruppe ein, wie Karl Bücher3) am Beispiel des deutschen Mittel= alters nachgewiesen hat und wie ich in Dorlesungen über Gattenwahl und Samilie für die Nachkriegsjahre von 1919 bis etwa 1929 ausgeführt habe. Mehr aber als solche Gründe wirkt der männliche Wunsch nach ausreichen dem oder gar reichlichem Nachwuchs ein. So kommt es zur heirat einer zweiten Frau, wenn die erste kinderlos bleibt, so zur heirat mehrerer Frauen, um die Samilie durch möglichst viele Kinder zu vermehren. Da die zahlreiche Samilie mehr gilt,

¹⁾ Lowie, a. a. O., S. 150.

²⁾ Dgl. 3. B. W. El. Warner, Murngin Warfare, Oceania, Bd. I, 1930/31, S. 457ff., 482.

³⁾ Die Frauenfrage im Mittelalter, 1882.

entsteht hieraus die Dielweiberei zur Erhöhung des Anssehens des Samilienvaters und seiner Samilie. Der kindersreiche Mann ist der höher geachtete Mann, und die Männer der reicheren und tüchtigeren Samilien, die darum mehr gelten, können den Mehrauswand leisten für mehrere Frauen, ja für viele Frauen. Solche Gründe gelten besonders für viele afrikanische Stämme: dort sind viele Frauen und Kinder die Anseichen eines tapferen, geschickten und reichen Mannes.

3. Die Dielmännerei.

Dielmännerei (Polyandrie) ist viel seltener als Einehe oder Dielweiberei und wird den meisten Betrachtern, die von einer solschen Eheform hören, als eine ungesunde Einrichtung erscheinen. Die besten Beispiele für Dielmännerei ergeben sich in Indien und dessen Grenzgebieten, so bei einzelnen Stämmen Ceylons und besonders in Tibet, dann auf den Marquesasinseln und — falls es sich hier nicht um nebeneheliche Beziehungen handelt — bei Wahima und Wasipa, zwei Bantustämmen Ostafrikas. Neben Einehe und Dielweiberei sindet sich Dielmännerei bei den Eskismoskammen der Aläuten, bei den Igluliks und Netsiliks Eskimo des Gebietes der Hudsonbay und bei den Kupfereskimo im Gebiete der Unionstraße und des Prinz AlbertsCandes¹).

Ich habe schon über einzelne Arten der Dielmännerei bestichtet: die Chemänner der einen Chefrau brauchen nicht Derwandte zu sein, wie die Dielmännerei beim Stamme der Nair (Nayar) in Südwestindien zeigt, oder die Chemänner müssen Brüder sein wie in Tibet oder beim Stamme der Toda in Südindien²). Es scheint, daß Dielmännerei in frühgeschichtslicher Zeit auch bei Arabern, bei den Guanchen der Kanarischen Inseln, bei der vorkeltischen Bevölkerung Irlands und bei den Pikten in Schottland vorgekommen ist; doch sind die Nachsrichten hierüber nicht eindeutig genug; es könnte sich auch um nebeneheliche Derbindungen handeln, um bestimmt begrenzte

¹⁾ J. Maderner, Das Gemeinschaftsleben der Eskimo, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft zu Wien, Bd. 69, 1939, S. 283, 309.

²⁾ Rivers, (II), 1915, S. 427.

außereheliche Beziehungen gesetzlicher Art¹). Dielmännerei findet sich häufiger bei Mutterrecht als bei Daterrecht²). Mutterrecht ist auch für Guanchen und Pikten bezeugt, mutterrechtlicher Einfluß vorkeltischer Bevölkerungen Irlands auch für die keltischen Briten, Spuren früheren Mutterrechts auch für die Araber, Hebräer und andere semitische Stämme.

Der hauptgrund für die Entstehung der Dielmännerei scheint ein beträchtlicher Männerüberschuß zu sein, der durch Tötung weiblicher Neugeborener bewirkt ist. Lowie3) meint, Tötung weiblicher Neugeborener sei die allgemeine Ursache der Dielmännerei; diese Tötung selbst habe bei ver= schiedenen Stämmen verschiedene Gründe. Es scheint mir aber fraglich, ob wirklich Dielmännerei in jedem Salle durch die Tötung weiblicher Neugeborener verursacht worden ist. Sür die Dielmännerei der Toda in Südindien und die ein= zelnen Stämme der Marquesasinseln läßt sich Tötung weib= licher Neugeborener sicherlich als Grund der Dielmännerei angeben4); wahrscheinlich auch für die angegebenen Eskimo= stämme, nicht aber für die tibetanischen Stämme, die in Dielmännerei leben 5). Thurnwald 6) nimmt an, daß ein Zu= sammentreffen von Srauenmangel mit mutterrechtlichen Samilienordnungen Dielmännerei ergeben habe und erwähnt als wirtschaftlichen Grund, daß öfters zwei Brüder eine grau nehmen, wenn deren Erwerb oder Unterhalt für den einzelnen unerschwinglich ist. Westermarct?) fand, daß Binnenheirat (Endogamie) und Dielmännerei oft verbunden seien; man tönne daher vermuten, daß Dielmännerei aus der Binnen= heirat kleinerer Gruppen hervorgegangen sei. Maderner8) erklärt die Dielmännerei bei den Eskimoskämmen der Alëuten

¹⁾ Rivers, a. a. O.

²⁾ Thurnwald, (VI), Bd. X, 1927/28, S. 233 unter "Polygamie".

³) (III), 1921, S. 419.

⁴⁾ Rivers, (II), 1915, S. 427.

⁵⁾ Willystine Goodsell, A History of Marriage and the Family, 1934, S. 22.

⁶⁾ R. Thurnwald, Cehrbuch der Völkerkunde, 1939, S. 49.

⁷) (I), Bb. III, 1925, S. 178—185.

⁸⁾ a. a. O., S. 283, 309.

aus dem Einfluß der auf dem nordostasiatischen Sestland bes nachbart wohnenden Tschuktschen, die in Gruppenehe leben. So wird sich die Eheform mancher Gruppe durch Einflüsse aus Gesittungen benachbarter Stämme oder aus Überschichstungen eines erobernd eingedrungenen über einen einheimischen Stammerklären; die Beantwortung der Frage nach den Gründen zur Entstehung oder Bewahrung bestimmter Eheformen kann dadurch wohl erschwert, nicht aber unmöglich gemacht werden.

Das Beispiel der oben angeführten Eskimostämme zeigt, daß die behandelten Cheformen einander nicht beim gleichen Stamme ausschließen, sondern daß Einehe, Dielweiberei und Dielmännerei neben einander möglich sind, und ein solches Nebeneinander legt wieder die Frage nahe, ob die bestimmtetatsächlich vorkommende Cheformeiner Gruppe jeweils auch ausschließlich als die grundsählich gebotene Cheform gilt.

Man hat angenommen, die Schwagerehe (Ceviratsehe) sei aus einer Form der Brüder-Dielmännerei entstanden. Dies ist aber kaum aufrecht zu erhalten, denn der Grundgedanke der Schwagerehen verschiedener Stämme ist — wie ich schon berichtet habe — die brüderliche Derpflichtung zum Schutze der Witwe und der Kinder eines verstorbenen Bruders und im Falle der Kinderlosigkeit des Derstorbenen die Pflicht zur Zeugung eines Erben für den Derstorbenen.

Jedenfalls ist Dielmännerei in allen ihren Sormen als eine Ausnahmeerscheinung zu begreifen, als Cheform, die sich nur unter besonderen, geradezu außergewöhnlichen Umständen ersgeben wird, so wie Dielmännerei auch im Tierreiche selten ist; Alverdes¹) gibt Bonellia (zur Unterklasse der Sternswürmer, Gephyrea, gehörig) und gewisse Spinnen als Tiersarten in Dielmännerei an.

4. Die Gruppenehe.

Ich habe schon ausgeführt, daß die Sorscher nicht in allen Sällen einig sind, ob von der Sitte erlaubte oder gebotene

¹⁾ Che, Samilie und Gesellschaft bei Tieren und Menschen, Zeitschrift für Sexualwissenschaft, Bd. 13, 1926/27, S. 4.

Geschlechtsbeziehungen als Gruppenehen oder als andere Che= formen anzusehen seien. In manchen Sällen, die als Gruppen= ehen bezeichnet worden sind, handelt es sich eher um neben= eheliche Beziehungen einer Chefrau zu einem oder mehreren Männern aus dem Freundschaft= oder Derwandtschaftskreise ihres Chemannes, und wie es öfters schwierig ist, zwischen Chemann im Sinne einer Gruppenehe und gesetzmäßigem Geliebten der Chefrau zu unterscheiden, so ist es auch nicht immer leicht, zwischen Weib und Kebsweib zu unterscheiden. Salsche Deutungen, die zur Annahme des Bestehens von Gruppenehen geführt haben, sind öfters ausgesprochen worden. Wie ich erwähnt habe, nimmt Grau1) Ehen in Sorm der Gruppenehe nur an bei den Toda in Südindien, den Tschuftschen in Nordostasien, bei inneraustralischen Stämmen, bei Banaro und Massim in Neuguinea — deren Cheformen Rivers nicht eigentlich als Gruppenehe auffassen möchte —, bei den Owa=Herero in Südwestafrika und bei Stämmen des Kululandes in Nordindien. Ob man annehmen darf, hawai= ische Stämme hätten früher in Gruppenehe gelebt, möchte Grau bezweifeln.

Es scheint, daß Dielmännerei zur Entstehung von Gruppenehen beitragen kann, wenn die Dielmännerei die Sorm der Brüder-Dielmännerei hat. Dann können unter bestimmten Umständen z. B. drei Brüder drei Schwestern heisraten; Derwandtschaft und Erbschaft der Kinder solcher Derbindungen, die nun Gruppenehen geworden sind, können so bestimmt werden, daß die Kinder der ältesten dieser Schwestern dem ältesten Bruder angehören, die Kinder der nächstälteren dem nächstälteren Bruder und so fort. Auch durch eine Derschwestälten hin und wieder die Sorm der Gruppenehe entstanden zu sein; wenigstens in Indien neigen Dielmännerei und Dielsweiberei zur gegenseitigen Derschwelzung, also zu Sormen der Gruppenehe (communal marriage)²). Zur Erhaltung einer

¹⁾ Die Gruppenehe, ein völkerkundliches Problem, Diss. Leipzig 1931, S. 139.

²⁾ Rivers, (II), 1915, S. 427.

112 VIII. Die Verbreitung d. Cheformen b. einz. Völkergruppen usw.

Cheform wie der der Gruppenehe kann beitragen, daß in Abwesenheit anderer Chegatten einer der Chegatten den Schutz der Frauen einer Gruppenehe übernimmt und daß auch beim Tode eines Chemannes oder mehrerer Chemänner die Frauen der Gruppenehe nicht schutzlos werden¹). hin und wieder mag auch die Gruppenehe oder eine Neigung dazu in kleinen Menschengruppen entstanden sein, die zu Dorstellungen einer streng einzuhaltenden Binnenheirat (Endogamie) gelangt waren, bei denen ferner die Besitzunterschiede gering und Regungen männlicher Cifersucht schwach waren.

¹⁾ Descamps, (V), 1924, S. 11.

IX. Die Linwirkung der Cheformen auf die Auslese.

ie Frage, in welcher Weise die einzelnen Cheformen auf die Auslese einwirken, ob die eine Sorm etwa Kinder= reichtum, die andere etwa Kinderarmut bewirke, ob eine der Cheformen mehr als die anderen zur Ertüchtigung der be= treffenden Menschengruppe, d. h. zu einer Mehrung höher= wertiger Erbanlagen, beitrage oder eine andere Eheform eher Entartung, d. h. Mehrung minderwertiger Erbanlagen, ver= ursache — solche Fragen sind bisher nur selten gestellt worden und ihre Beantwortung ist bisher nicht möglich. Es gibt eine ältere Arbeit von Casch: "Über Dermehrungstendenzen bei den Naturvölkern und deren Gegenwirkungen"1), die aber zur Beantwortung der eben bezeichneten Fragen so gut wie nichts beiträgt. Carr=Saunders2) hat die Bevölkerungs= vorgänge im Bereiche aller Völker der Erde, also auch der Naturvölker betrachtet, dabei aber nur die Frage der Zahl, nicht die der Beschaffenheit gestellt.

Steinmeg³) zeigt, daß unter den Naturvölkern nur wenige Gruppen die Chelosigkeit kennen, so z. B. die Drawidasskämme Indiens, diese aber wohl in Nachahmung der hinduskämme, bei denen bestimmte priesterliche Kasten ehelos bleisben. Die ehelosen priesterlichen Gruppen im Brahmanismus, Buddhismus und Christentum sind bekannt. Sie umfassen jeweils eine sehr große Zahl von Menschen, dabei aber von Menschen überdurchschnittlichen Erbwertes, deren Anlagen durch die Chelosigkeit also dauernd innerhalb der betroffenen Dölker ausgemerzt werden. Sür die Naturvölker ist die Frage

¹⁾ Zeitschrift für Sozialwissenschaft, Bd. V, 1902, S. 81 ff., 162ff., 341 ff.

²) The Population Problem, 1922, und World Population, 1936, S. 295 ff.
³) Der Zölibat als Institut und seine Derbreitung über die Welt, Sest=gabe für Serdinand Tönnies, 1936, S. 268 ff.

nach dem Erbwerte ehelos bleibender Gruppen noch nicht gestellt worden. Zahlenmäßig betrachtet, bedeuten aber innerhalb der Naturvölker solche ehelosen Gruppen nicht viel für die Auslese, denn es handelt sich hier immer nur um vershältnismäßig wenig Menschen, deren Kinderlosigkeit die erbsliche Beschaffenheit ihres Stammes kaum verändern wird.

Die angeführten Arbeiten gewähren zwar einige Einblicke in Bevölkerungsvorgänge außereuropäischer Dölker, im ganzen aber nur Einblicke, die einzelne Aussagen über die Zahl der Bevölkerungen zulassen, kaum jedoch Aussagen über deren Beschaffenheit und die etwaigen Änderungen dieser Beschaffenheit. Aus Mangel an Untersuchungen muß ich mich dasher im folgenden mit einigen Andeutungen in Sorm allzgemeiner Schlußfolgerungen begnügen und dabei die Gruppenehe unerwähnt lassen, da sich über deren Auswirkung auf Siebung und Auslese aus Mangel an Berichten nichts aussagen läßt.

1. Die Dielmännerei.

Die Dielmännerei ist zweifellos eine ungünstige Cheform. Während die Zeugungsfraft eines Mannes zur Schwängerung einer großen Anzahl von Frauen ausreichen würde, wird dieser Überschuß in den Ehen einer Frau mit mehreren Männern noch weniger verwertet als in der Ehe einer Frau mit einem Manne. Die Frau in Vielmännerei kann eben innerhalb eines bestimmten Zeitabschnitts nicht häufiger gebären als die Frau in Einehe. Sie leistet also für Bestand ober Dermehrung ihres Stammes nicht mehr, als wenn sie mit nur einem Manne verheiratet wäre. Somit ist die Diel= männerei schädlich mindestens für die Erhaltung des Bestands der Bevölkerung, kann aber, wie ich weiter unten zeigen werde, auch nicht ein Mittel zur hebung der erblichen Beschaffenheit dieser Bevölkerung werden. Da der Ersatz der Samilien in diesen Mehrehen der Frau nur langsam vor sich geht und Verluste schwieriger auszugleichen sind, Verluste,

wie sie durch Krankheiten und Kriege oder durch Unfruchtbarsteit mancher Frauen eintreten, so bedeutet wahrscheinlich Dielmännerei die Gefahr des Aussterbens eines solchen Stamsmes. Die Eheform ist erhaltungswidrig, und aus dieser Ershaltungswidrigkeit läßt sich zum Teil wohl auch die Seltensheit der Dielmännerei erklären. Stämme in Dielmännerei könnten immer wieder ausgestorben sein.

hinaufzüchtend, d. h. die höherwertigen Erbanlagen versmehrend, wird sich Dielmännerei auch nicht auswirken, da 1. unter den Frauen ausgesiebt werden müßte, was bei Frauenmangel kaum geschehen wird, und da 2. die Fraunicht die Möglichkeit hat, unter ihren Chemännern nur den erblichstüchtigsten als Erzeuger ihrer Kinder zu wählen.

2. Die Dielweiberei.

Die Dielweiberei, die dazu dienen könnte, eine Anzahl von Männern geringeren Erbwertes von der ehelichen Fort= pflanzung auszuschließen und gelegentlich sich auch so aus= wirkt, siebt in der Wirklichkeit des Völkerlebens anscheinend weder nach der männlichen noch nach der weiblichen Seite wirksam aus. Bei höheren hirten und Acerbauern, aber auch bei manchen Stämmen niedrigerer Gesittung wirkt Diel= weiberei in vielen Sällen eher hinabzüchtend, da die Männer öfters auch Kinder zeugen mit Sklavinnen, die käuflich aus niedriger stehenden Stämmen erworben worden sind. Auf solche Weise vollzieht sich nach und nach eine Vernegerung mancher beduinischen Stämme Arabiens und arabisch sprechender Stämme Nordafrikas. Auch Capouge1) hat ver= merkt, daß in Arabien die ehemalige Rassenreinheit beduini= scher Stämme dahin schwinde, weil dort Negerinnen in den harems ziemlich häufig seien?). Auf ähnliche Weise, von den

¹⁾ Les Sélections Sociales, 1896, S. 338.

²⁾ Dgl. auch Popenoe, Eugenics and Islam, in: Eugenics in Race and State, Bb. II, Baltimore 1923, S. 445, 447, 448.

Hausstlavinnen und Kebsweibern her, ist ein negerischer Einschlag auch in das hebräische Volk eingedrungen, der im jüdischen Volke der Gegenwart immer wieder sichtbar wird.

hinabzüchtend wird Dielweiberei wirken, wenn zu ihr hauptsächlich der Wunsch ärmerer Männer nach weiblicher Arbeitskraft geführt hat: dies ergibt eine ungünstige Siebung, da zwar nicht jeder Arme erblich-minderwertig, wohl aber die Gruppe der Armen in allen Völkern zugleich die Gruppe gerin= geren durchschnittlichen Erbwertes ist. In der Regel — und besonders unter Bauern und Wanderhirten — gehören diejenigen Menschen den ärmeren Ständen an, die auf Grund bestimmter erblicher Mängel ihrer Eltern in solchem Stande geboren und auf Grund eigener erblicher Mängel im ärmeren Stande verblieben sind. Das gilt bei Betrachtung der durchschnittlichen Erbwerte einzelner Stände, somit also als eine Regel mit Ausnahmen, auch für die Völker in Hochkultur und gilt besonders für die vorkapitalistischen Zeitabschnitte im Leben solcher Dölker, fürZeitabschnitte also, wo—wie im allgemeinen immer unter bäuerlichen Verhältnissen — die Stärke der Hauswirtschaft einer Samilie in der Regel deren erbliche Tüchtigkeit anzeigt. Im großen ganzen beruhen jedenfalls die Ständeschichten der Dölker auf Erbanlagen der sie zusammensetzenden Sami= lien, und das Aufsteigen — zwar weniger der Einzelmenschen, wohl aber — der Samilien beruht auf überdurchschnittlicher Tüchtigkeit. Wo also Arme, die nicht Sklaven halten können, darum mehr Frauen heiraten, wird Dielweiberei hinabzüch= tend wirken und zwar desto mehr, je geringer der Erbwert der= jenigen Frauen ist, die zur Che mit einem solchen Armen bereit sind.

Wo in einem Dolke die Wohlhabenden mehr Frauen heis raten als die Armen, damit aber — wo nicht etwa außers gewöhnlicher Frauenüberschuß herrscht — den Ärmeren die Frauen wegheiraten, so daß diese nur eine Frau heiraten oder überhaupt nicht heiraten können, wird man fragen müssen, welche menschlichen Eigenschaften und welche äußeren Umstände bei dieser Gesittung und in diesem Zeitabschnitt hauptsächlich zur Wohlhabenheit beigetragen haben. Ist Wohls

habenheit in einer Samilie durch bewährte Tüchtigkeit und wiederholte förderliche Gattenwahl erreicht worden, so wird in diesem Salle Mehrehe in der Sorm der Dielweiberei hinauf= züchtend wirken. Sie wird zu gleicher Zeit in einem solchen Volte auch zur Ausmerze der minderwertigen Anlagen der= jenigen Samilien beitragen, die auf Grund schlechter erblicher Deranlagung und ungünstiger Gattenwahl arm geblieben oder arm geworden sind und deren Männer ehelos bleiben oder sich mit einer Frau begnügen müssen. Bei manchen Estimostämmen ist Mehrehe nur demjenigen Manne er= laubt, der eine zahlreichere Samilie sicher ernähren kann; bei manchen Stämmen in verschiedenen Erdteilen nur dem= jenigen, der sich durch besondere Leistungen ausgezeichnet, 3. B. mehrere Seinde im Kampf erschlagen hat. Vielweiberei wird hinaufzüchtend wirken, wo bei betont kriegerisch=helden= tümlicher Gesittung der Tapferste die meisten Frauen gewinnt, zumal innerhalb solcher Völker, die den Nahkampf pflegen, in welchem in der Regel die Schwächeren in größerer Zahl fallen als die Starken, Gewandten, Entschlossenen und Mutigen1). Bei solchen friegerischen Derhältnissen und so auch in den Frühzeiten und Mittelaltern der Kulturvölker herrscht regelmäßig ein merklicher Frauenüberschuß, der Dielweiberei ermöglicht. Dazu kommt, daß auch die Töchter der tüchtigen Samilien dem Wunschbilde des herrentümlichen Mannes, des helden, folgen und untüchtige und unkriegerische Freier ablehnen. Im allgemeinen und wo nicht betont mutterrechtliche Ordnungen bestehen oder ein ungewöhnlich großer Frauenüberschuß eintritt, wirbt zwar der Mann um das Weib; doch überall wählt ja das Weib unter den Freiern. So tommt es bei der Gattenwahl und bei der dabei bewußt oder unbewußt vor sich gehenden Siebung immer auf beide Seiten an.

Gegenüber solchen mehr als Möglichkeiten dargelegten Derhältnissen scheint die Dielweiberei gerade bei den bekannsteren Dölkern, die in Dielweiberei leben, eher hinabzüchtend

¹⁾ Dgl. auch Capouge, a. a. O., S. 331/332.

als hinaufzüchtend zu wirken. Wo ein Mittelstand ausgebildet ist, wollen dessen Frauen gepflegter erscheinen als die Frauen der unteren Stände. Die Folge wird sein, daß viele Männer der mittleren Stände nur eine Frau heiraten oder jedenfalls weniger Frauen als einerseits manche bedürfnislosen und auftriebslosen Armen, die entsprechende Frauen gefunden haben, und andererseits viele Reiche, die auch anspruchsvollere Chefrauen in größerer Zahl erhalten können. In Zerfallszeiten, in denen die Oberschichten der Völker von aufgestiegenen geldbesitzenden Samilien durchsetzt sind, deren Reichtum anderen Gründen zuzuschreiben ist als der Reichtum eines landbesitzenden wer viehbesitzenden Kriegeradels, können die Männer einer solchen vermischten Oberschicht, die sich von der Überlieferung strenger adliger Sitten abgekehrt hat, ihre Frauen allein nach oberflächlichen geschlechtlichen Reizen wählen und geschlechtlichen Begierden folgen, zu deren Wesen die Sucht nach Abwechslung gehört: die Folge wird die hinabzüchtung der Oberschicht und — da mittlere und untere Schichten stets dem Beispiel der oberen folgen — die hinabzüchtung dieses ganzen in Dielweiberei lebenden Dolkes sein. Auf solche Weise scheint die hinabzüchtung der vorher so hervorragenden islamischen Sührergeschlechter der Kalifenzeit vor sich gegangen zu sein, nachdem diese dem Stadtleben verfallen und in den Städten sich mit den Samilien des Geld= reichtums verschwägert hatten. In allen solchen und ähn= lichen Sällen würde eine Chefrau wohl sorgfältiger gewählt werden als mehrere.

Wo in einem in Dielweiberei lebenden Dolke einmal ein Mann und eine Frau gegenseitig tiefere seelische Beziehungen empfinden, können solche Empfindungen so ausschließend werden, daß solche Menschen in Einehe leben, falls die Sitte das zuläßt. So bleiben dann gerade Menschen mit einer zur Einehe drängenden Deranlagung innerhalb ihres Dolkes im Wettbewerb der Zeugungen zurück. Damit ist aber gesagt, daß in Dölkern mit Dielweiberei die Anlagen zu seelischen Zügen, welche sich als Neigung zur Einehe auswirken würden, immer wieder vermindert oder gar ausgemerzt werden;

immer wieder wird sich ein Zeugungsvorsprung seelisch gröber oder minder verseinert angelegter Menschen ergeben. Wahrscheinlich werden mit den Anlagen der zur Einehe neisgenden Menschen jeweils aber auch andere Anlagen dieser Menschen ausgemerzt, die zur Gesittung des betreffenden Volkes hätten beitragen können. So wird in manchen Stämsmen Dielweiberei eher Menge als Güte hervorbringen, eher eine größere Zahl als bessere Beschaffenheit.

Es wird aber öfters auch bestritten, daß Menschengruppen in Dielweiberei kinderreich wären oder kinderreicher als in Einehe lebende Gruppen. I. Chardin¹) hat zu Beginn des 18. Jahrhunderts vermerkt, daß aus den Mehrehefamilien der Perser weniger Kinder hervorgingen als aus den Einehe= familien der Franzosen. Schon Capouge, der die hinabzüchtende Wirkung der Mehrehe des Islams bemerkt hat, hat darauf aufmerksam gemacht, daß in islamischen Harems manche Frauen leben, die nie geschwängert, vielleicht über= haupt nie berührt werden. Die große Anzahl der Chefrauen dient in der Hauptsache zur Erhöhung des Ansehens eines reichen Mannes. Ähnliche Verhältnisse lassen sich auch bei nicht=islamischen Stämmen in Dielweiberei beobachten. Zie= mann²) führt den Sultan von Bamum (Kamerun) an, der als reicher Herrscher 300 Frauen besaß, von denen er aber nur 136 Kinder hatte. In vielen Stämmen mit Dielweiberei scheint bei Sehlen öffentlicher Gesundheitspflege die Säug= lingssterblichkeit sehr hoch zu sein. Diese Säuglingssterblichkeit und andere noch zu erwähnende Umstände erschweren die Untersuchung der Beziehungen zwischen Cheform einerseits und Zahl und Beschaffenheit der Nachkommen andererseits. Eine solche Untersuchung ist ja schon erheblich erschwert durch den Mangel jeglicher zuverlässigeren Volkszählung in den meisten Gebieten außerhalb der geordneten europäischen, amerikanischen und asiatischen Staatsgebiete. Auch Gebräuche

¹⁾ Voyages en Perse, Bb. VII, 1711, S. 235/336.

²⁾ Beitrag zur Bevölkerungsfrage der farbigen Rassen, Metron, Bd. III, 1, 1923, S. 96.

der Abtreibung und der Kindestötung erschweren die Ersfassung der Bevölkerungsvorgänge bei vielen Dölkern. Pitts Rivers¹) möchte doch annehmen, daß im allgemeinen in Gruppen mit Dielweiberei mehr Kinder geboren werden als in Gruppen gleichen Dolkstums, gleicher Gesittung und ähnslicher Cebensumstände, die in Einehe leben. Er führt den Indianerstamm der Navaho in Arizona an, den einzigen Indianerstamm mit einer größeren Anzahl von Mehrehen in Sorm der Dielweiberei; diese Navaho seien zugleich die einzigen Indianer Nordamerikas, die sich vermehrten, die einzigen also, die als kinderreich zu bezeichnen sind.

In der gleichen Arbeit führt Pitt=Rivers aus, im allgemeisnen würden bei Dielweiberei mehr Mädchen geboren als Knaben; es verschiebe sich also die Knabenziffer (Geschlechtsproportion, Geschlechtsbruch, Sexualproportion, Inverhältnis der beiden Geschlechter, Jahlenverhältnis der Cebendgeburten bei beiden Geschlechtern) bei Dielweiberei zusgunsten der Mädchengeburten. Somit würde, wenn dies zusträfe, Dielweiberei, die an sich schon auf Frauenüberschuß besruhen kann, das Jahlenverhältnis der beiden Geschlechter weiterhin ungünstig verändern. Die bisherigen Untersuchungen genügen jedoch nicht zur Beantwortung der Frage eines Einsslusse der Eheform auf die Knabenziffer.

Eine ältere Arbeit von Sanderson²) läßt keinen Schluß zu, weil — abgesehen von der Ungenauigkeit solcher Ziffern bei Mangel zuverlässiger Dolkszählungen — die Zahl der untersuchten Ehen dieser südafrikanischen Eingeborenen zu gering ist. Ebenso reicht eine Arbeit von Düsing³) nicht zu Schlüssen aus, die heutigen erbkundlichen Gesichtspunkten gerecht werden könnten; ihre Angaben müßten unter solchen Gesichtspunkten nachgeprüft, Dersuche müßten unter neueren

¹⁾ Sex Ratios, Man, Bb. 24, Nr. 83, S. 112.

²⁾ Polygamous Marriage among the Kafirs of Natal and Countries around, Journal of the Anthropological Institute, Bo. 8, 1878/79, S. 254ff.

³) Die Regulierung des Geschlechtsverhältnisses bei der Dermehrung der Menschen, Tiere und Pflanzen, Jenaische Zeitschrift für Naturwissenschaft, Bd. 17, 1884, S. 593ff.

Gesichtspunkten eingeleitet werden. Später wollte Düsing¹) aus Ergebnissen beobachteter Pferdepaarungen schließen: "Stets also zeigt sich, daß die Zahl der männlichen Sohlens geburten zunimmt mit der geschlechtlichen Inanspruchnahme der Hengste." — Gleiche Derhältnisse wollte Parker²) bei Mäusen feststellen: es ergäben sich bei Mäusen mehr männliche Nachkommen bei Mehrehe (polygamous mating) einer männslichen Maus. Gegenüber Annahmen, die aus solchen Züchtersergebnissen bei Tieren auf die Knabenziffer innerhalb menschselicher Eheformen schließen wollen, läßt sich aber schon einswenden, daß Dielweiberei durchaus nicht so viel bedeuten müsse wie häufigere geschlechtliche Betätigung des Mannes.

Allgemeinere Arbeiten zur Frage nach den Ursachen des Zahlenverhältnisses der beiden Geschlechter bei Neugeborenen ("The Sex Ratio") finden sich bei Holmes") verzeichnet; spätere Arbeiten erwähnt S. Müller. Nach S. Müller haben einzelne (Grünspan, Orchansty, Rauchales) angenommen, das Geschlecht werde durch das Zeugungsalter von Dater und Mutter bestimmt, andere (Sürst, Siegel), es werde bestimmt durch das Alter des Eis zur Zeit der Bestruchtung, wieder andere (Bürkle, Sahlbeck, Setscher, Reibmayr, Parker), das Geschlecht hänge von der höhe der Kinderzahl oder gar (Grünspan, Orchansty, Tephoven) von der Reihenfolge der Geburten einer Frau ab; einige Sorscher (Setscher, Orchansty) wollten annehmen, die Knabenziffer beruhe auf bestimmten Anlagen zur bevorzugten Erzeugung des einen der beiden Geschlechter.

¹⁾ Die Regulierung des Geschlechtsverhältnisses bei Pferden, Candwirtschaftliche Jahrbücher, Bd. 16, 1887, S. 699ff.

²⁾ The Effect of Polygyny, The Annals of Applied Biology, Bo. 12, 1925, S. 217.

³⁾ A Bibliography of Eugenics, 1924, 5. 482ff.

⁴⁾ Untersuchungen über die Zahl und das Geschlechtsverhältnis der Geschwister von begabten und unbegabten Schülern, Archiv für Rassenund Gesellschaftsbiologie, Bd. 32, 1938, S. 143/144, S. 158.

⁵⁾ Dgl. auch A. Kaven, Statistik und experimentelle Beiträge zur Frage der Beeinflussung des Zahlenverhältnisses der Geschlechter, Archiv für Rassen= und Gesellschaftsbiologie, Bd. 31, 1937, S. 11ff.; Agnes

Eine Beeinflussung der Knabenziffer durch die Eheform läßt sich aber nach den Ergebnissen der Erblehre heute nicht mehr annehmen. Das zeigt auch wieder die Darstellung Kühns "Die Geschlechtsbestimmung als Dererbungserscheinung"1): "Es läßt sich streng beweisen, daß durch den gleichen Vorgang der Chromosomenverteilung, der die Mendelschen Erbanlagen austeilt, auch geschlechts= bestimmende Anlagen verteilt werden"2). In der Regel werden bei einer Art ebenso viele männchenbestimmende wie weibchenbestimmende Samenzellen erzeugt. Es scheint aber — diese Vermutung hat Cenz ausgesprochen —, daß die männchenbestimmenden Samenzellen (Spermatozoen), da ihnen das X=Chromosom fehlt, ein geringeres Gewicht haben und daher den Weg zum Ei schneller zurücklegen können. So kommen beim Menschen unter den erzeugten Keimen auf 100 weibliche etwa 125 oder mehr männliche. Das Verhältnis der beiden Geschlechter bei den Sehlgeburten ergibt ein solches Überwiegen der männlichen Keimlinge, das mit steigendem Alter der Keimlinge abnimmt und bei Geburt etwa 105 Kna= ben auf 100 Mädchen ergibt. Die Übersterblichkeit sowohl der männlichen Keimlinge wie der Knaben beruht nach Cenz wahrscheinlich auf krankhaften geschlechtsgebunden=überdeckten (rezessiven) Anlagen entsprechend dem Sehlen eines X=Chro= mosoms beim männlichen Geschlecht. Diese Übersterblichkeit der Knaben stellt aber im allgemeinen für die Altersstufen der heiratsfähigen Jugend in allen Völkern ungefähr ein Derhält= nis von gleich viel Männlichen zu gleich viel Weiblichen (1:1) wieder her oder ergibt sogar einen geringen Überschuß der Weiblichen, also etwa das Zahlenverhältnis, von dem Betrachtungen über die Zusammenhänge zwischen der Eheform einerseits und der Siebung und Auslese andererseits immer wieder werden ausgehen müssen.

Der einzige besser bekannte Sall von Dielweiberei unter

Bluhm, Ist Alkoholisierung des Männchens der weißen Maus imstande, die Männchenziffer zu steigern?, an gleicher Stelle, S. 22ff.

¹⁾ Grundriß der Dererbungslehre, 1939, S. 73—81.

²) a. a. O., S. 73.

den Gesittungsverhältnissen europäischer Dölker ist die Dielweiberei der "Kirche Jesu Christi der Heiligen der Cetten Tage", der Latter Day Saints, die meistens Mor= monen genannt werden. Die Mormonen sind eine dristliche Sekte, die von Joseph Smith (1805—1844) gegründet worden war. Im Jahre 1843 hatte Smith eine "Offen= barung": Dielweiberei sei gottgefällig. Er dachte zuerst nur an Mehrehen für einen engeren und frömmeren Kreis von Männern innerhalb seiner Sekte. Er selbst hatte schließlich Chefrauen. Nach der Ermordung Smiths gründete Brigham Young den Mormonenstaat in Utah mit der hauptstadt Salt Cake City; nun wurde die Dielweiberei öffentlich eingeführt. Seit 1862 fämpfte die Bundesregierung der Dereinigten Staaten gegen die mormonische Dielweiberei, 1890 mußten die Mormonen nachgeben, es wurden keine neuen Mehrehen geschlossen; 1906 zählte man noch etwa 500 mormonische Mehrehen.

Am Beispiele der Mormonen und ihrer Ceistungen könnte untersucht werden, wie Dielweiberei auf die Siebung und Auslese einer Menschengruppe europäischer Art einwirkt, wenn die Zeit der uneingeschränkten Mehrehen ausgereicht hätte, auch wenigstens noch eine weitere Geschlechtsfolge von Nachkommen aus mormonischen Mehrehen heranwachsen und in solchen Mehrehen Kinder zeugen zu lassen. Über die Lei= stungen der Mormonen darf man nicht Berichte bekehrungs= eifriger Geistlicher anderer dristlicher Bekenntnisse lesen, nicht etwa G. A. Zimmer von Ulbersdorf, Unter den Mor= monen in Utah, 1908. Der unvoreingenommene Eduard Meyer, der hervorragende Geschichtsforscher, stellt den Mor= monen in "Ursprung und Geschichte der Mormonen", 1912, S. 223/24, ein gutes Zeugnis aus: sie unterschieden sich von Bevölkerungen der Nachbarstaaten dadurch, daß in ihrem Gebiete keine Ausschweifungen vorkommen, weder Unzucht noch Trunksucht, weder Sluchen noch Glückspiele noch Besuch von Kneipen oder Bordellen; die Bestrafungsziffer im Mor= monenstaate sei gering. Kennzeichnend sei für die Mormonen Reinlichkeit, höflichkeit und Rechtlichkeit, ein freundliches, aber

verschlossens Wesen, eine gewisse Geringschätzung der Fremsen, die das heil nicht kennen, also nicht die mormonische Glaubenslehre anerkennen. Den Mormonen ist nach Eduard Meyer die Schöpfung "einer gewaltigen Kulturoase inmitten der Einöde des Felsengebirges" zu danken, eines Staates, in dem weit bessere Zustände herrschten als sonst im Westen der Dereinigten Staaten: hübsche Gärten, treffliche Baumpflanzungen, sorgsam bestellte Felder. "Mit vollem Recht dürsen die heiligen stolz sein auf alles das, was sie geleistet haben."

Diese Tüchtigkeit der Mormonen ist aber viel weniger aus Siebung und Auslese durch eine besondere Eheform zu erstlären, sondern muß in der Hauptsache als Auswirkung der ererbten Tüchtigkeit der ursprünglichen Gruppe mormonischer Männer und Frauen angesehen werden, der ererbten Tüchtigsteit dieser meist aus den Ländern Nordwesteuropas ausgewanderten Anhänger einer — nicht nur wegen der später eingeführten Mehrehe, sondern schon wegen ihrer sonstigen Glaubenssätze absonderlichen — Sekte mit strengen Glaubensgeboten und strenger Sittenaussicht. Die Leistungen der Mormonen lassen sich also mehr auf die Siebung durch besondere Glaubenslehren als etwa auf die Siebung und Auslese durch eine besondere Eheform zurücksühren.

Auch im Salle des Mormonentums zeigt sich übrigens, daß zur Dielweiberei der Geschlechtstrieb des Mannes weniger beiträgt als verschiedene andere Gründe. Es läßt sich nach den Berichten kaum annehmen, daß ein Mann sich dem Mormonenstum angeschlossen hätte, weil sein Trieb von einer solchen Gelegenheit zu einer Mehrehe angezogen wurde; die mormonischen Glaubensgebote und Sittenvorschriften waren zu streng, als daß eine größere Anzahl Männer sie um der bezgehrten Mehrehe willen in Kauf genommen hätte. Das Beispiel der mormonischen Dielweiberei kann aber auch lehren, daß Frauen europäischer Herkunft, also Frauen aus Völkern, deren ererbten Antrieben (Instinkten) offenbar die Einehe viel mehr entspricht als die Dielweiberei, daß solche Frauen sich nur unter dem Zwang einer ihnen als "heilig" erscheinens den Glaubenslehre zu einer Ehe mit einem in Dielweiberei

lebenden Manne bereit finden werden. Derschiedene Berichte, welche die Mormonen nicht in voreingenommener Weise kennzeichnen, schildern die seelische Bedrückung, die von vielen mormonischen Ehefrauen empfunden wurde¹). Nur das Bestehen einer ungewöhnlich starken Glaubensbindung kann die Eigenart der mormonischen Mehrehen erklären, und die morsmonischen Ceistungen erklären sich hauptsächlich aus den ererbten Anlagen einer Menschengruppe, die einer solchen Glaubensstrenge fähig war. Damit ist aber gesagt, daß die Einführung der Mehrehe bei anders zusammengefaßten Gruppen europäischer Herkunft sich ganz anders auswirken müßte. Starke Glaubensbindungen sind im heutigen Europa selten, was sich auch durch den Geburtenrückgang in kathoslischen Gebieten und Samilien erweisen läßt, da doch die katholische Cehre Geburtenverhütung streng untersagt.

Nach großen europäischen Kriegen sind meistens Dorschläge zur Zulassung der Dielweiberei oder wenigstens zur Zulassung einer gesetzlichen Nebenehe für Ehemänner aufgetaucht, so der Beschluß zur Einführung von Ehen eines Mannes mit zwei Frauen, den der Fränkische Kreistag von 1650 in Nürnsberg faßte und der von den Erzbischöfen von Bamberg und Würzburg gutgeheißen wurde²), so der Vorschlag, gesetzliche Beziehungen eines Ehemannes zu einer "Geliebten" (maktresse légitime) oder Nebenfrau einzuführen, um die Verluste durch den Weltkrieg auszugleichen, den Georges Ansquetil³) in Frankreich vorgebracht hat.

3. Die Einehe.

Die Einehe wird wenig auslesend wirken, wenn in einem Volke fast alle jungen Menschen heiraten können und geheiratet

¹⁾ Dgl. Linn, The Story of the Mormons from the Date of their Origin to the Year 1901; 1923, S. 585.

²⁾ Fränkisches Archiv, Bd. I, 1790, S. 175.

³) La Maîtresse Légitime: Essai sur le Mariage polygamique de demain, 1923.

werden können. Bei solcher heiratsmöglichkeit für jedermann werden Siebung und Auslese eingeschränkt auf die Gattenwahl der Einzelnen und auf die Kinderzahlen der einzelnen Samilien. Es wird dann von den jeweiligen sittlichen, gesell= schaftlichen und wirtschaftlichen Umständen abhängen, welche allgemeine Richtung die Gattenwahl der Einzelnen einschlagen wird und ob die Erbtüchtigen oder die Erbuntüchtigen mehr Kinder hinterlassen werden. Unter einfacheren Derhältnissen, besonders unter vorkapitalistischen und überwiegend bäuer= lichen Derhältnissen sind im Abendlande die erbtüchtigen Samilien die kinderreicheren, die erbuntüchtigen die kinderarmen gewesen, zumal bis in die Siebziger Jahre des 19. Jahr= hunderts hinein die Gesetzebungen verschiedener Cänder die heirat derjenigen erschwert haben, die mit Wahrscheinlichkeit unfähig waren, eine Samilie zu erhalten, und zumal vor Ein= setzen der staatlichen Sürsorgemaßnahmen die Säuglings= sterblichkeit, besonders aber die Sterblichkeit unehelicher Säug= linge, durchschnittlich um so größer gewesen sein mag, je geringer der Erbwert der Eltern solcher Säuglinge war. Besonders unter rein oder überwiegend bäuerlichen Derhältnissen und in Gebieten mäßiger Bevölkerungsdichte, in geringerem Maße aber auch unter allen anderen Umständen, ist im Durchschnitt die Gruppe der Armen auch die der Erb= untüchtigen oder die mit der größeren häufung minder= wertiger Erbanlagen 1). Unter solchen Umständen bedeutet das Aufsteigen zwar nicht jedes Einzelmenschen, wohl aber jeder Samilie in mehr als einer Geschlechtsfolge regelmäßig ein Aufsteigen als Auswirkung einer überdurchschnittlich guten Veranlagung und einer umsichtigen Gattenwahl. Die aufsteigenden Einzelmenschen und Samilien wurden so — besonders unter überwiegend bäuerlichen Derhältnissen — nach und nach den mittleren und oberen Bevölkerungsschichten zugeführt, damit zugleich den Schichten mit durchschnittlich größerem Kinderreichtum. Auf solche Weise war auch bei

¹⁾ Dgl. auch K. D. Müller, Der Aufstieg des Arbeiters durch Rasse und Meisterschaft, 1935, S. 48 ff.

Einehe eine Mehrung höherwertiger und eine Minderung, ja Ausmerze minderwertiger Erbanlagen in einer Bevölkerung möglich.

Solche Ausleseverhältnisse wurden im 19. Jahrhundert in Mittel= und Westeuropa in zunehmendem Maße abgewandelt, als nicht nur schließlich jeder Volljährige, ob zur Gründung und Erhaltung einer Samilie tüchtig genug oder nicht, ein Recht auf Samiliengründung erhielt und nicht nur die staat= liche Sürsorge mehr und mehr erbuntüchtigen Menschen zu Samiliengründung und Kinderreichtum verhalf, sondern als zu gleicher Zeit in den oberen Ständen und — schlimmer noch — in den aufstrebenden und aufstiegsfähigen Samilien der unteren und mittleren Stände die Kinderzahlen ein= geschränkt wurden. Gerade die aufstiegsfähigen und aufgestiegenen Samilien mußten die Steuern aufbringen, die zur staatlichen Unterstützung eines wachsenden heeres von Erb= untüchtigen benötigt wurden und schränkten bei der sich ver= breitenden rechnerischen Denkweise der jüngsten Dergangen= heit und Gegenwart die Kinderzahl noch mehr ein. So können schließlich Einehe und kapitalistisch=fürsorgerische Derhältnisse hinabzüchtend wirken, und es ist, wenn man die Dinge so betrachtet, nicht verwunderlich, daß schließlich der Erb= gesundheitsforscher Christian v. Ehrenfels1) einen Dor= schlag zur Einführung von Mehrehen erbtüchtiger Männer darlegen fonnte²).

Einehe wird nur dann hinaufzüchtend wirken, wenn Ehe und Samiliengründung nicht selbstverständliches Recht eines jeden Menschen ("Menschenrecht") sind, sondern wenn Staat und Dolk unterscheiden zwischen dem "Recht zu leben" und dem "Recht, Leben zu geben", wie dies der norwegische Erbsgesundheitsforscher Mjöen einmal ausgedrückt hat, und wenn Staat und Dolk die ausstrebenden Samilien, soweit zusgleich deren Gattenwahl günstig ausfällt, zu den kinderreichen

¹⁾ Archiv für Rassen= und Gesellschaftsbiologie, Bd. IV, 1907, S. 615ff., 803ff.

²⁾ Dgl. hierzu A. Plötz, gleiche Zeitschrift, Bd. V, 1908, S. 97ff.

Samilien werden lassen. Einehe wird immer wieder leicht zu einer Einrichtung werden, die schärfere Ausmerze verhindert und die den erbuntüchtigen Samilien einen Zeugungs= vorsprung verschafft. Bis ins 19. Jahrhundert hinein, als noch verschiedene heiratserschwerungen bestanden und als noch nicht hochkapitalistische und fürsorgerische Derhältnisse und Magnahmen in den Städten, besonders den Groß= städten Mittel= und Westeuropas, das Reichwerden und die Sortpflanzung bedenklich veranlagter Menschen zuließen, muß die europäische Einehe sittliche Tiefe und Widerstands= fraft, Dordenklichkeit und Rechtschaffenheit und mit allem dem auch den Sinn für eine förderliche Gattenwahl nicht nur beim Einzelmenschen bestärkt, sondern innerhalb der Bevölkerung durch Kinderreichtum der so veranlagten Menschen als erbliche Anlagen vermehrt haben. Durch solche Siebung und Auslese, bei solcher Gattenwahl und solchen Kinderzahlen sind in Europa durch Einehe auch die Anlagen zur Dertiefung der seelischen Gattenbeziehungen gemehrt worden und die Anlagen zu einem eigentlichen Samiliensinn. Do= penoe1) hat vermutet, daß in Völkern mit Einehe auch die= jenigen Anlagen gezüchtet worden seien, die sich in den Empsindungen "romantischer" Liebe auswirken. Eine zunächst erscheinungsbildliche (phänotypische) Bestärkung des Sami= liensinns beim Einzelmenschen ergibt sich in der Einehe da= durch, daß das Kind zwei Eltern um sich fühlt, die ihm gleichermaßen herzlich zugetan sind, während solche Eltern= liebe in den Samilien der Dielweiberei seltener zu sein scheint. Eine solche Bestärkung des Samiliensinns bei den Heran= wachsenden kann sich aber bei deren Gattenwahl als günstige Siebung auswirken.

Abschließend wird man sagen können, daß Dielweiberei nur dann hinaufzüchtend wirkt, wenn die erbtüchtigen Männer mehr Frauen heiraten und in solchen Mehrehen auch wirklich erheblich mehr Kinder gezeugt werden, und daß Einehe nur dann hinaufzüchtend wirkt, wenn die Fortpflanzung und

¹⁾ The Conservation of the Family, 1926.

Derheiratung der Erbuntüchtigen erschwert oder verhindert und die eheliche Sortpflanzung der Erbtüchtigen erheblich gefördert werden kann.

Die Vorgänge der Siebung und Auslese werden bei Natur= völkern niemals genügend erhellt werden können, da nicht nur die Volkszählungen fehlen, die Einblicke in die Bevölkerungsbewegung gewähren, sondern auch Geburtenverhütung, Abtreibung und Kindertötung die Eigentümlichkeiten der Bevölkerungsbewegung verschleiern können. Geburtenver= hütung tritt schon bei verhältnismäßig urtümlichen Stäm= men auf¹), so schon bei den Australiern und bei ihnen sogar in der Sorm einer Operation der männlichen Geschlechtsteile, die Schwängerung verhindern soll2). Auch Abtreibung — meist durch Anwendung bestimmter Kräuter oder Gewächse findet sich schon bei niedrig stehenden Stämmen in einfacher Gesittung, wie Casch's) und E. Crawley 4) gezeigt haben 5). Kindertötung und Aussetzung von Kindern kommt ebenfalls schon bei niedriger stehenden Stämmen vor 6) und hat bei diesen den Sinn, einer "Übervölkerung" vorzubeugen, die ja auf der Stufe der Jäger und Sammler selbst bei geringer Bevölkerungsdichte leicht eintreten kann, wenn das Wild ausbleibt oder von Seuchen befallen wird oder wenn Mißwachs der Nährpflanzen herrscht. E. Grosse⁷) hat bemerkt, daß niedere Jäger häufig darben und darum leicht eine größere

¹⁾ Carr=Saunders, The Population Problem, 1922, S. 177, 186.

²⁾ v. Mikluch o = Maclay, Über die Mikaoperation in Zentral= australien, Derhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Ig. 1880, S. (85) ff.

³⁾ Über Dermehrungstendenzen bei den Naturvölkern und ihre Gegenwirkungen, Zeitschrift für Sozialwissenschaft, Bd. V, 1902, S. 162ff., 341ff.

⁴⁾ Studies on Savages and Sex, 1929, 5. 151ff.

⁵⁾ Carr=Saunders, a. a. O. S. 145/146, 178 ff; vgl. auch Dictionnaire de Sociologie, Bd. II, 1935, unter "Avortement", S. 1446 ff.

⁶⁾ Carr=Saunders, a. a. O. S. 146ff., 189ff.

⁷⁾ Die Sormen der Samilie und die Sormen der Wirtschaft, 1896, S. 36/37.

Zahl von Kindern in ihrem Stamme fürchten. Don manchen Stämmen wird berichtet, daß sie bei drohender hungersnot die Kranken und die Alten töten, die oft vorher befragt werden oder auch sich selbst töten1). Don anderen Stämmen wird berichtet, daß sie die Neugeborenen töten, so auch von inner= afrikanischen Stämmen und Buschmännern, von Seuerländern und von Stämmen der Sidschi-Inseln wie überhaupt der Inselwelt des Stillen Ozeans; in Indien und China ist Kindertötung, besonders Tötung weiblicher Neugebore= ner, innerhalb der armen Dolksschichten verbreitet. Kinder= tötung kommt aber auch bei Stämmen vor, die von hunger nicht bedroht sind. Bei einigen Stämmen ist anscheinend Kindertötung in bestimmten Sällen zu einer Sitte geworden. In Tahiti sollen früher etwa zwei Drittel der Neugeborenen getötet worden sein²). Bei einigen Stämmen werden mehr männliche Neugeborene getötet, bei anderen mehr weibliche. Die Tötung weiblicher Neugeborener soll bei den Toda in Südindien und bei Estimostämmen verbreitet gewesen sein. Anscheinend neigen vaterrechtliche Stämme mehr zur Tötung weiblicher Neugeborener, während zur Tötung männlicher Neugeborener einzelne Stämme in mutterrechtlicher Samilienordnung neigen, nach deren Anschauungen die Samilie durch die Töchter fortgesett wird, und ebenso einige Stämme, bei denen die Töchter durch ihre Verheiratung der elterlichen Samilie einen Brautpreis einbringen3).

Die meisten Stämme scheinen mehr darum besorgt zu sein, ihre Zahl zu erhalten, als sie zu vermehren. Das mosaische Zeugungsgebot der Hebräer: "Seid fruchtbar und mehret euch!" stellt wahrscheinlich mehr eine Ausnahme dar als die Regel der Anschauungen über Erhaltung oder Vermehrung des eigenen Stammes. Bei den Okande am Ogowa im frans

¹⁾ Casch, a. a. O., S. 162ff., 341ff.; Sartori, Die Sitte der Alten= und Krankentötung, Globus, Bd. 67, 1895, S. 107ff.

²⁾ Carr=Saunders, The Population Problem, 1922, S. 190/191; Derselbe, World Population, 1936, S. 297.

³⁾ Ogl. Buschan, Knabe oder Mädchen im Völkerglauben, Münchener Medizinische Wochenschrift, Bd. 45, 1934, S. 736 ff.

zösischen Äquatorialafrika soll eine Frau nur alle drei Jahre gebären, dazwischen soll sie nicht schwanger werden oder abtreiben, damit der Stamm nicht zu zahlreich werde. Die große Kindersterblichkeit — die ja auch in Europa im 18. Jahr= hundert noch um 50% betrug — bewirft außer den Verlusten durch verschiedene Krankheiten und Seuchen, daß die Natur= völker im allgemeinen ihre Zahl eben erhalten oder nur lang= sam zunehmen 1). Wahrscheinlich sind Geburtenverhütung, Abtreibung, Aussetzung und Tötung von Neugeborenen bei den Stämmen niedrigster Gesittungsstufe seltener als bei Stämmen höherer Stufe, etwa bei einfacheren hackbauern, weil auf niedriger Stufe die große Kindersterblichkeit eine Surcht vor Nahrungsmangel immer wieder mindern wird. Auch scheint die Freude über neugeborene Kinder und die Liebe zu den Kindern bei Stämmen niedriger Gesittung eher größer zu sein als bei Stämmen mittlerer Gesittungsstufe. Doch sollen von den Stämmen höherer Gesittung die Ainu in Ostasien, die Galla und Somali in Nordostafrika, die Wa= tanda und Wakidi, die Mangbetu und ebenso viele westafri= kanische Stämme sehr kinderfreudig sein.

Jedenfalls finden sich "malthusianische" Gebräuche, wie heinrich Schurt?) schon erkannt hat, bei vielen Naturpölkern. Auch Sitten oder Unsitten gleichgeschlechtlicher Beziehungen lassen sich wahrscheinlich in manchen Fällen auf die Surcht vor einem übergroßen Kinderreichtum zurücksühren; das hat nach h. Schurt auch Casch) angenommen. Ein häusig angewandtes Derfahren zur Derhütung einer wiederholten Schwangerschaft ist die Derlängerung der Säugezeit der Kinder. Während der Säugezeit ist eine neue Empfängnis nicht wahrscheinlich. Dies machen sich die Frauen mancher Naturvölker, aber auch Frauen der unteren Schichten der Kulturvölker, zunuße. Nach Carr=Saunders⁴)

¹⁾ Ploz, Das Kind in Brauch und Sitte der Dölker, Bd. I, 1911, S. 464ff.

²⁾ Urgeschichte der Kultur, 1900, S. 230.

⁸⁾ a. a. O., S. 349.

⁴⁾ The Population Problem, 1922, 5. 37, und World Population, 1936, 5. 303.

sollen die Frauen der ausgestorbenen Tasmanier ihre Kinder bis ins dritte oder vierte Lebensjahr gesäugt haben, Austraslierinnen sollen oft bis ins fünfte oder sechste Lebensjahr säugen, Estimofrauen Grönlands sogar bis ins 10. Lebenssjahr. In vielen Stämmen Afrikas wird bis ins zweite oder dritte Lebensjahr gesäugt und zwar eben in der Absicht, eine neue Schwangerschaft zu vermeiden.

Diese Maßnahmen der Naturvölker zur Regelung ihrer Sortspflanzung erschweren jegliche Untersuchung eines Zusammenshangs zwischen den Cheformen einerseits und der Siebung und Auslese andererseits und würden solche Untersuchungen auch dann erschweren, wenn zuverlässigere Volkszählungen einen Einblick in die Bevölkerungsbewegung gestatteten.

X. Die Sormen der Samilie.

1. Großfamilie und Kleinfamilie.

nter "Samilie" kann in der Dölkerkunde sowohl die den Mittel= und Westeuropäern vertraute Kleinfamilie oder die einigen slawischen und manchen außereuropäischen Döl=kern vertraute Großfamilie verstanden werden. Die Bezeich= nung "Großfamilie" hat Ernst Grosse1) vorgeschlagen.

Als Kleinfamilie bezeichnet man eine Gruppe, bestehend aus den Eltern (in Einehe oder Mehrehe) und deren Kindern. Die Kleinfamilie umfaßt also eine Solge von zwei Geschlechtern,

das Elterngeschlecht und das Kindergeschlecht.

Als Großfamilie bezeichnet man eine an einem Orte zusammenwohnende und von einem Oberhaupt geleitete Derswandtengruppe, die mehrere Geschlechterfolgen umfaßt. In die Großfamilie einbezogen sind auch noch die Nachkommen verheirateter Kinder. Nach solchen "dazugeborenen" Kindern der in der Großfamilie lebenden verheirateten Söhne nannten die Römer ihre (vaterrechtliche) Großfamilie die "Agnatensfamilie"; sie war geleitet durch ein Oberhaupt, den pater familias. Die Großfamilie ist nicht der Sippe gleichzuseten, denn sie wird von einem Oberhaupte geleitet und wohnt am gleichen Orte beisammen mit gemeinschaftlichem Eigentum, sei es an Jagdgebiet, an Pflanzungss oder Ackerland oder an Dieh oder auch an Ackerland und Dieh. Die angelsächsische Dölkerkunde und Gesellschaftslehre (Soziologie) bezeichnet die Großfamilie als joint family oder large family.

2. Vaterrecht und Mutterrecht.

Ehe ich weiter auf die Sorm der Samilie nach deren Zu= sammensetzung eingehe, möchte ich die Samilie nach der Dor=

¹⁾ Die Sormen der Samilie und die Sormen der Wirtschaft, 1896, S. 10.

herrschaft des Daters oder der Mutter betrachten. Man unterscheidet eine vaterrechtliche Samilie von einer mutterrechtlichen. Man spricht von Vaterrecht (father-right) und Mutter= recht (mother-right), von Daterfolge (patrilineal descent) und Mutterfolge (matrilineal descent), auch von Daterherr= schaft oder Patriarchat (patriarchy) und Mutterherrschaft oder Matriarchat (matriarchy). Die angelsächsischen Sorscher sprechen auch von paternal system oder patronymic system und von maternal system oder metronymic system, von patriarchal family und matriarchal family, je nachdem man eine Vorherrschaft des Vaters oder eine Vorherrschaft der Mutter in der Samilie eines Volkes betrachtet. Die Bezeich= nungen wollen also den Einfluß des Mannes bzw. der Frau innerhalb der Samilie kennzeichnen und nicht etwa innerhalb des Staates. Ich werde auszuführen haben, daß Mutterrecht oder Muttervorherrschaft (Matriarchat) nicht so viel bedeutet wie Vorherrschaft der Frau im Staate, nicht so viel wie gynaikokratía (Leitung des Staates durch die Frau). Durch Wandlungen im Staatsgefüge entsteht aber aus Vaterfolge oder Daterrecht innerhalb der Samilie leicht eine Datervor= herrschaft auch im Staate, so meistens über die verschiedenen Sormen einer Altenherrschaft, etwa eines senatus wie in Rom, oder über den sogenannten patriarchalischen Despotismus bei verschiedenen Naturvölkern.

Don den angeführten Bezeichnungen werde ich nun im folgenden nur "Daterrecht" und "Mutterrecht" anwenden und werde gleich die hiermit gekennzeichneten Samilienformen nach ihren hauptzügen schildern. Dabei gehe ich vom Bekannten aus und d. h. für uns Europäer von der vaterrechtlichen Samilie.

a) Daterrecht.

Daterrecht bestimmt Derwandtschaft, Erbschaft, Rang und oft auch Namen der Kinder einer Samilie nach dem Daters=

geschlecht. Die Ehefrau geht bei Daterrecht durch Derheiratung aus ihrer Sippe in die des Ehemannes über.

Bei vaterrechtlicher Samilienform entwickelt sich — wenig= stens unter tatkräftigeren Stämmen — leicht aus der Vor= herrschaft des Mannes und Daters in der Samilie eine Dor= herrschaft der häupter mächtiger und angesehener Samilien im Staate: die Oberhäupter der Sippen oder Sippenverbände oder der Verbände ganzer Geschlechter bestimmen als "Älteste" über den Staat, der so zu einem "Männerstaate" werden kann — wenn man dafür ein Wort wählen möchte, das von Frauenrechtlerinnen so oft mit Abscheu ausgesprochen worden ist, daß es durch den ihm anhaftenden Geschmack heute in wissenschaftlichen Erörterungen schon stören kann. Am bekanntesten ist eine solche Auswirkung der vaterrechtlichen Samilie auf das Staatsleben durch das Beispiel Roms geworden, wo die patres, d. h. die Oberhäupter der angesehenen Bauern= geschlechter, der gentes, den Altestenrat, genannt senatus, zusammengesetzt haben, der die Geschicke des Staates wie eine "Versammlung von Königen" (Plutarchos, Pyrrhos 19) gelenkt hat. hier hat sich aus dem Daterrecht des indoger= manischen Stammes der Catiner eine wirkliche Vaterherrschaft, ein Patriarchat, herausgebildet. Ein wesensmäßiger Zug des Daterrechts oder eine notwendige Solge dieser Samilienform ist dies aber nicht. Daterrecht braucht nicht Daterherrschaft zu bedeuten und nicht Männerstaat; es braucht nicht mehr zu bedeuten als ein Überwiegen des Datereinflusses in der Sa= milie gegenüber dem Muttereinfluß; ein solcher Datereinfluß kann sogar da bestehen, wo Derwandtschaft und Erbschaft anders bestimmt werden als nach der Abstammung von Datersseite. Es gibt also Grade der vaterrechtlichen Ordnungen, die von weniger betontem bis zu ausgesprochenem Daterrecht reichen und von einem Daterrecht, das auf den Bezirk der Samilie begrenzt ist bis zu einem Daterrecht, das auch die staatliche Ordnung noch durchdringt. Im allgemeinen ist das Daterrecht auf die Kleinfamilie beschränkt und dabei wenig betont bei Menschengruppen, die in kleineren Horden oder an Zahl begrenzten Kleinstämmen unter einfacheren Derhält=

nissen leben, während Daterrecht sich in ausgesprochener Sorm und mit folgerichtiger Anwendung auf das Staatsleben innerhalb geschichteter Stämme durchsetzt, in denen mächtigere Großfamilien hervorgetreten sind, Großfamilien mit hörigen oder Sklaven. In Australien hat das Vaterrecht auch unter Derhältnissen, die in vieler hinsicht als urtumlich gelten kön= nen, die Macht der häuptlinge so bestärkt, daß die häupt= linge gegen die Neigungen jugendlicher Staatsangehöriger Ehen stiften, Scheidungen anordnen und Wiederverheiratung Geschiedener befehlen1).

Daterrechtliche Samilienformen kennzeichnen vor allem die Wanderhirtenstämme der Uralaltaier, der Semiten und der hamiten, aber auch die Bauernfriegerstämme der Indogermanen. Besonders durch Wanderhirtentum scheint Daterrecht begründet oder bestärkt zu werden; aber auch die Ausbreitung der Stämme ackerlandsuchender Bauernkrieger und die damit verbundenen Kämpfe und Eroberungen fördern und betonen die vaterrechtliche Samilienordnung und den Adelsstaat der Sippenhäupter2).

Außer den Indogermanen, den Semiten und hamiten mit Ausnahme jedoch der mutterrechtlichen, wahrscheinlich zum Mutterrecht übergegangenen westhamitischen Stämme sind die meisten nordsibirischen und ostasiatischen Dölker vaterrechtlich, so also auch Chinesen, Koreaner und Japaner. Die folgerichtigsten vaterrechtlichen Ordnungen wird man in der Gegenwart bei den Wanderhirten der afrikanischen Steppen finden. Innerasien, Innerafrika und das jungsteinzeitliche Mitteleuropa sind Hauptausstrahlungs= gebiete vaterrechtlicher Ordnungen gewesen, einerseits also Steppengebiete der Wanderhirten und andererseits Wald- und Ackergebiete von Bauernkriegern3). Eine Karte der Der=

¹⁾ Thurnwald, (VI), Bb. X, 1927/28, S. 53 unter "Patriarchat".
2) Westermard (I) Bb. I, 1 925, S. 277ff.; Thurnwald, (VI), Bd. VIII, 1927, S. 364 unter "Mutterrecht" und (VI), Bd. XIV, 1928/ 1929, S. 95 unter "Daterrecht".

³⁾ Dgl. hierzu auch hobhouse=Wheeler=Ginsberg, The Material Culture and Social Institutions of the Simpler Peoples, 1930, S. 150ff.

breitung älterer und jüngerer vaterrechtlicher Gesittungen hat §. Graebner entworfen¹).

Die Samilie der Indogermanen ist die vaterrechtliche Samilie eines Bauernfriegertums mit adelstümlichen Staats= ordnungen. Diese indogermanische Samilie ist betrachtet worden von Ed. Hermann²) und P. Koschaker³), der zugleich hermann berichtigt hat. Die indogermanische Samilie steht unter dem hausherrn, dem despótēs. Dieses Wort ist aus dem-s-pótes zu erklären; den Stamm dem "bauen, zimmern" habe ich schon S. 13/14 erwähnt. In seinem zweiten Bestandteil enthält despótes den indogermanischen Stamm pot, indisch pat "herr", der auch im lateinischen posse aus pot-esse und in possidere aus pot-sedere enthalten ist (possum aus potsum "ich bin Herr" — "ich kann"; in potes, potest erscheint das t des Stammes wieder). Possidere bedeutet also soviel wie "als herr ansässig sein" oder "Freisasse sein" oder "besitzen" und zwar "Ackerland besitzen". Geldbesitz konnte ursprünglich nicht als possessio bezeichnet werden, wie händlertum nicht herrentum sein konnte. Der durch solche Bezeichnungen umrissene Dorstellungskreis, auf den ich schon bei Behandlung des Wortes "Samilie" aufmerksam gemacht habe, ist in kennzeich= nender Weise indogermanisch=adelsbäuerlich. Der herr des angestammten hauses, in dem die Sippe wohnt, herr über die Sippe und die hörigen Knechte der Sippe, herr über Ackerland und Dieh, Dertreter der Sippe im Rate der Sippenhäupter, zugleich Priester der Haus= und Ahnengötter und Richter im Bereiche der Sippe — das ist der indogermanische Hausvater, der despótes, der pater familias. Der "Dater Zeus" der Hel= lenen, besonders in der Gestalt des Zeus Herkeios, ist der Haus=

^{1) (}IV), 1923, S. 518/519 oder die gleiche Karte bei S. Graebner, Das Weltbild der Primitiven, 1924, vor dem Titelblatt.

²⁾ Die Cheformen der Urindogermanen, Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Phil.=Hist. Klasse, Sachgruppe III, N. S., Bd. I, Nr. 2, 1934, S. 29 ff.

³⁾ Die Eheformen bei den Indogermanen, Deutsche Candesreserate 3um II. Internationalen Kongreß für Rechtsvergleichung im Haag 1937; 1937, S. 77ff.

vater des frühen Hellenentums, ins Göttliche gesteigert. In jedem hellenischen Hause stand ein Altar des Zeus Herkelos, des familienbeschützenden Zeus. Erst später ist dieser "Vater Zeus" als Göttervater verstanden worden¹).

Die Stellung des latinisch=sabinischen pater familias ist in ihrer Einseitigkeit als eine Sonderentwicklung innerhalb des Indogermanentums zu verstehen. Der Samilienvater der Römer ist nicht unmittelbar mit dem der Hellenen und der Germanen zu vergleichen. Zwar entspringt die manus und die patria potestas, die eheherrliche und väterliche Gewalt bei den Römern, der gleichen Wurzel wie die munt des germanischen hausherrn, wie auch die Wörter munt und manus urverwandt sind; aber die patria potestas stellt eine schon geradezu über= steigerte Ausprägung der vaterrechtlichen Samilienform dar. Während bei Hellenen wie bei Germanen die Vatermacht bei Mündigkeit des Sohnes endete, blieb bei den Römern der Sohn, solange sein Dater lebte, dem Dater unterworfen, dem Dater, der als Richter im Bereiche seiner Samilie über seine ganze Samilie ius vitae ac necis hatte, also im Samilienrate über Angehörige seiner Samilie als Strafe für bestimmte Der= gehen auch die Todesstrafe aussprechen konnte. Die Römer wußten, daß die Datersgewalt des römischen Hausherrn einzig= artig war und sich bei keinem anderen ihnen bekannten Volke mehr fand2).

Der vaterrechtlichen Samilie der Indogermanen entsprach die Ahnenverehrung mit dem Brauche des heiligen Herdsteuers, welches das Sortleben der Geschlechter versinnbildslichen sollte. Am Herdseuer durften bei den Hellenen nur die männlichen Angehörigen der Samilie sitzen; die eingeheirateten Srauen ehrten ihre Ahnen in ihrem Geburtshause, bei der Samilie, der sie entstammt waren³).

¹⁾ Martin P. Nilsson, Dater Zeus, Sorschungen und Sortschritter 14. Ig. 1938, S. 40.

²) Dgl. Justiniani Institutiones I, 9, 2, herausgegeben von P. Krüger, 1921, S. 13, und Digesta Justiniani Augusti I, 6, 3, herausgegeben von Th. Mommsen, Bd. I, 1870, S. 18.

³⁾ Über die indogermanische und germanische Che vgl. v. Hoff, Der

Die Indogermanen kannten ursprünglich die vom haus= herrn geleitete Großfamilie, eine durch Zeugung und Anheirat entstandene Derwandtschaftsgroßfamilie, bestehend aus Dater, Mutter, Töchtern und Söhnen und den von diesen Söhnen geheirateten Frauen. Sir henry Maine1) und Karl Bücher2) nahmen an, die Großfamilie stelle überhaupt die Urform menschlichen Zusammenlebens dar. Die Groß= familie ist bezeugt bei den alten Indern, den alten Persern, den heutigen Afghanen, Belutschen, Kurden und Ossen (Osseten), bei den Parsen in Indien, die von mazdaistischen Persern abstammen, bei Armeniern, bei den Albanern, den Spracherben der indogermanischen Thrako-Illyrer, bei hellenen und Römern, bei den mittelalterlichen Iren und Kymrern, bei den mittelalterlichen und späteren Nordgermanen, bei den alten Preußen, den Litauern, Letten, Russen und Südslawen also so gut wie bei allen Einzelvölkern indogermanischer Sprache und nordischer Rassenherkunft3). Bis in die neueste Zeit erhielt sich die indogermanische Großfamilie auch bei den sogenannten Kurischen Königen, bestimmten Freibauern= familien im Kreise Goldingen (Lettland) 4). Am bekanntesten ist die Sortdauer der indogermanischen Großfamilie durch das Beispiel der südslawischen zadruga (= Großfamilie) geworden, die sich am besten bei Kroaten, Slowenen, Serben und Bulgaren erhalten hat. Die südslawische zadruga entspricht nach Wort und Sache der altrussischen derewnja. Im 18. Jahr=

nordische Sippengedanke, Rasse, 6. Ig., 1939, S. 241 ff.; über die hellenische Che vgl. Gloß, La Cité grecque, 1928; W. Erdmann, Die Che im alten Griechenland, 1934; über die Ahnenverehrung bei hellenen und Römern vgl. Bethe, Ahnenvild und Samiliengeschichte bei Römern und Griechen, 1935; über die römische Che W. W. Sowler in der Encyclopaedia of Religion and Ethics, Bd. VIII, 1915, S. 463 ff.; Kunkel unter "Matrimonium" in Paulys Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft, Bd. 14, 2, 1930, Sp. 2259 ff.

¹⁾ Ancient Law, 1894, S. 133ff. (1. Aufl. 1861); Derselbe, Village Communities in the East and West, 1871, S. 15.

²⁾ Die Entstehung der Volkswirtschaft, Bd. I, 1926, S. 94 ff.

³⁾ Ed. hermann, a. a. O., S. 36/37.

⁴⁾ Ed. Hermann, Ein Zeugnis für die Großfamilie bei den Balten, Indogermanische Forschungen, Bd. 50, 1932, S. 146.

hundert konnten solche südslawischen Großfamilien 100 bis 250 Menschen umfassen; gegen Ende des 19. Jahrhunderts mögen sie durchschnittlich 15—25 oder höchstens 30 Menschen umfaßt haben, die dann in mehreren Sippenhäusern beisammen wohnten inmitten des der Großfamilie eigenen Ackerlandes. Das haupt einer solchen Großfamilie leitet die Arbeit und verteilt die Erzeugnisse des gemeinschaftlichen Ackerlandes.). Allerhand Einflüsse des neuzeitlichen Lebens lösen diese südslawischen Großfamilien nach und nach in Einzelsfamilien oder Kleinfamilien auf.

In Frankreich und in der Schweiz hat sich die Großfamilie auf dem Cande bis ins 17. und 18. Jahrhundert, da und dort sogar bis zur Französischen Revolution erhalten, bis zu der gleichen Erbteilung auch des bäuerlichen Besitzes (partage forcé), die mit der Revolution Gesetz wurde2). Bei den Ger= manen, wenigstens bei Süd= und Ostgermanen, ist die Groß= familie — wohl noch durch Tacitus, Germania 21, zu er= schließen — schon in vor= und frühgeschichtlicher Zeit nach und nach in Kleinfamilien aufgelöst worden — in die Klein= familien, die jedoch in Sippen als Ansiedlerverbände benachbart zu wohnen pflegten. Daneben hielten sich aber in ein= zelnen Gebieten auch noch Großfamilien über das Mittelalter hinaus. Bei den Samilien, die Shakespeare schildert, hat sich eine hausgemeinschaft von Großeltern zu Enkeln auch unter städtischen Verhältnissen noch erhalten3). Die wirtschaftlich noch unselbständigen früh-beiratenden Chepaare pflegten bei den Eltern des jungen Chemannes zu wohnen.

¹⁾ Über die südslawische Großfamilie vgl. S. D. Konsulowa, Die Großfamilie in Bulgarien, Diss. Erlangen 1915; G. P. Tschemschiroff, Die bulgarische hauskommunion (Zadruga), eine sozialökonomische Studie, Schmollers Jahrbuch für Gesetzebung, Derwaltung und Dolkswirtschaft, 61. Ig., 2. heft, 1937, S. 53ff.; handjieff, Zur Soziologie des bulgarischen Dorfes, Diss. Leipzig 1931.

²⁾ K. D. von Bonstetten, Schriften, herausgegeben von S. v. Mathisson, 1824, S. 11/12; Babeau, La Vie rurale dans l'ancienne France, 1883, S. 226ff.

⁸⁾ Shüding, Die Samilie bei Shakespeare, Englische Studien, Bd. 62, 1927/28, S. 210; Fripp, Shakespeare's Stratford, 1928, S. 23.

Ein Zusammenhang der vaterrechtlich geordneten Sippen in festen rechtlichen Sormen hat sich in den germanischen Cändern noch lange erhalten, zumal ja die Sippe selbst ur= sprünglich immer ein Ansiedlerverband gewesen war. Ein Sippenzusammenhalt in rechtlicher Form bestand in Süd= deutschland bis ins 13. Jahrhundert, in Flandern, in den Niederlanden und in Friesland bis ins 16. Jahrhundert, in Schleswig-holstein bis ins 18. Jahrhundert, abgeschwächt sogar bis ins 19. Jahrhundert, so vor allem beim freien Bauern= tum der Dithmarscher¹). Diese Sippenverbände haben in vielen Sällen wie Dersicherungsgesellschaften gewirkt gegen= über einer durch Mißgeschick bedrohten Kleinfamilie, haben den Candbesitz geschützt und die Entstehung von Großgütern gehemmt. Aus solchen Sippenverbänden, also nicht etwa aus Männerbünden, sind auch die mittelalterlichen Gilden ent= standen.

Aus den Cebensverhältnissen der Derwandtschaftsgroßfamilie, der agnatischen Großfamilie, bei den Indogermanen
aus den Cebensverhältnissen der bäuerlichen Sippenverbände,
erklärt sich die aus der Geschichte und Sage der Dölker indogermanischer Sprache bekannte "Kenntnis der Dorfahrenreihen"²): jeder heranwachsende hausgenosse lernte einen
geschlossenen Sippenverband übersehen vom Urgroßvater bis
zum Urenkel, lernte die Dererbung leiblicher und seelischer
Eigenheiten der Sippe beobachten. Daher auch die achtsame
Gattenwahl der tüchtigeren Geschlechter, eine Wahl, die nicht
den Jugendsichen allein überlassen wurde, sondern — wie
heute noch bei den Bauern — von der ganzen Sippe ausging
und auf Derschwägerung mit angesehenen und bewährten
Sippen zielte.

Sür die Großfamilie der Indogermanen wie für die gersmanischen Sippensiedlungen in Kleinfamilien ist weiterhin kennzeichnend das Zusammenwohnen der Samilie mit dem Gesinde, mit den famuli, wie dieses Gesinde bei den Catinern

¹⁾ Bertha S. Phillpotts, Kindred and Clan in the Middle Ages and After: A Study in the Sociology of the Teutonic Races, 1913 S. 247 ff.

²⁾ Ed. hermann, a. a. O., S. 40.

hieß. Dem herrenhof des Indogermanen ist entsprechend dem indogermanischen Vaterrecht seßhafter Bauernkrieger eben dieses "patriarchalische" Verhältnis zu Knechten und Mägden eigen, so auch die Einbeziehung des Gesindes in den Sippengottesdienst und die Ahnenverehrung der Geschlechter. Davon hat sich in den besterhaltenen Teilen des deutschen Bauerntums heute noch das Zusammenwohnen und Zusammenessen der Bauernfamilie mit ihrem Gesinde erhalten. Die indogermanische Samilie war also eine Wirtschaftsgroßfamilie, die Samilie der Germanen eine Wirtschaftsfamilie.

Großfamilien finden sich aber auch außerhalb des Kreises der Indogermanen, so 3. B. weit verbreitet bei mongolischen Stämmen; sie finden sich in Indien auch außerhalb des Gebietes der indischen Mundarten indogermanischen Sprachstammes. Weit verbreitet ist die Großfamilie in China¹). In Indien wie in Borneo wohnen die Angehörigen solcher Großfamilien in Sippenhäusern beisammen²). Meistens findet sich die Großfamilie nur bei vaterrechtlicher Samilienordnung, doch kommt sie da und dort auch bei Mutterrecht vor, so etwa bei den Nair (Nayar) der Malabarküste Südostindiens und bei den Stämmen der Irokesen und der Pueblo-Indianer.

Während Daterrecht bei den Wanderhirten semitischer und hamitischer Sprache mit einer gewissen Erniedrigung der Frau verbunden ist, bedeutet das Daterrecht der indogermanischen Bauernkrieger durchaus nicht Zurücksung oder Entwürdigung der Frau. Zwar ist die Frau der Indogermanen ursprüngslich ein Mensch verminderten Rechts. Aber es gilt immer wieder zu bedenken, daß im Alltage der vollzogenen Sche das tatsächliche Recht nicht so viel wiegt wie der rechtlich unumsschriebene Gehalt der einzelnen ehelich verbundenen Menschen. Jeder Pantoffelheld des 18. Jahrhunderts, eines Jahrhunderts, dem die Frauenrechtlerinnen Derknechtung der Frau zusschreiben, kann einen belehren, geltendes Recht vom wirksamen menschlichen Gewicht und Übergewicht zu unterscheiden. Eine

¹⁾ Dgl. E. Th. Williams, China, 1935; vgl. auch die Schilderungen bei Waln, Süße Frucht, bittere Frucht, China, 1935.

²) Thurnwald, (VI), Bd. 14, 1928/29, S. 458 unter "Zadruga".

Ehe kann aus dem Abwägen gegenseitiger Rechtstitel weder begriffen noch gelebt werden. Die "entrechtete" Frau der Indogermanen hat als Hausherrin (déspoina, domina) durch ihr Wesen im Samilienbezirke sicherer geherrscht als die gesetzlich "emanzipierte" Frau der heutigen wests und mittelseuropäischen Völker. Man erfaßt die Stellung der Frau innershalb von Familie und Volk viel besser, wenn man weniger die Rechte des Mannes und der Frau prüft als deren herskömmliche und sittengemäße Geltung. Cato hat (nach Plutarchos, Cato 8) ausgesagt, der Römer beherrsche zwar die Welt, den Römer aber beherrsche die Römerin. Das ist die gleiche Bauernweisheit, die sich in dem schwäbischen Sprichsworte ausdrückt, der Mann sei zwar der Kopf, die Frau aber der Hals, der diesen Kopf dreht.

Innerhalb des Indogermanentums und Germanentums hob sich die Geltung der Frau am höchsten bei den Nordsgermanen¹). Bei den Nordgermanen treten Frauen auf als Dichterinnen, Runenschnitzerinnen und Priesterinnen; sie besaussichtigen wie bei allen Indogermanen die Knechte und Mägde, sie führen als hosherrinnen die Geschäfte in Abwesensbeit des Chemannes — ganz so wie heutige Großbäuerinnen oder Chefrauen von Gutsbesitzern. Erst in dem sittenzerssetzenden Wikingszeitalter wird die Stellung der nordgersmanischen Frau gedrückt, zum Teil unter christlichem Einfluß. Bei den Südgermanen hat das Christentum mit seiner Beshauptung eines Zwiespaltes von "Geist" und "Sleisch", von

¹⁾ Für die germanische Geschlechtsliebe, Ehe und Samilie vgl. Nedel, Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen, 1934; G. Dogl, Die Stellung der Frau bei den vorchristlichen Germanen, Bayrische Blätter sür Gymnasialschulwesen, Bd. 70, 1934, S. 88ff.; S. Arlt, Die Frauen der altisländischen Bauernsagen und die Frauen der vorezilischen Bücher des Alten Testaments, Diss. Leipzig 1936; E. S. Kvaran, Sippengesühl und Sippenpslege im alten Island im Lichte erbbiologischer Betrachtungsweise, Archiv für Rassen und Gesellschaftsbiologie, Bd. 30, 1936, S. 97ff.; G. Merschberger, Die Rechtsstellung der germanischen Frau, Mannusbücherei Bd. 57, 1937; vgl. auch S. Mezger, Der germanische Kult und die altenglischen Semina auf -icge und -estre, Archiv für das Studium der Neueren Sprachen, Bd. 168, 1935, S. 177ff.

Seele und Leib, mit seiner Entwertung des Geschlechtslebens und seiner — dem semitischen Wanderhirtentum entstammten — Geringschätzung der Frau im Frühmittelalter eine Herabwürdigung des weiblichen Geschlechts bewirkt. Den mittel= alterlichen Kirchenlehren zum Trope ist aber im Mittelalter die germanische Chrung der Frau als eine ererbte Macht des Gemüts immer wieder durchgebrochen und hat zwar nicht das geistliche und weltliche Recht abändern, sich aber im All= tage der Chen doch durchsetzen können. Die Ehrung der Haus= herrin als angeborener Zug indogermanischen Wesens zeigen die weiblichen Gestalten der persischen Frühgeschichte und der persischen Heldensage ebenso gu't wie die der hellenischen und germanischen Sage und Geschichte. Andromache, Arete, Penelope, Nausikaa bei homeros, die römischen Frauen des Patri= ziats und der Nobilitas aus den Zeiten der Adelsrepublik und noch des frühen Kaiserreichs: sie zeigen wie die Beispiele aus germanischem Leben die Stellung der indogermanischen Frau als "hausherrin", als "Gebieterin des hauses", als déspoina, als domina und matrona, als die selbstbeherrschte und beherrschende Chefrau und Mutter eines vom Werte der Dor= nehmheit überzeugten Adelsbauerntums. Ich erinnere an die berühmte Schilderung des Tacitus (Germania 18—20) von der Zucht des Geschlechtslebens und dem Ernste der Ehen, von der Seltenheit des Chebruchs (severa matrimonia, paucissima adulteria), von der Überzeugung der germanischen Männer, den Frauen sei etwas "Heiliges und Dorahnendes" (aliquid sanctum et providum) eigen: "Sie verschmähen ihren Rat nicht und achten auf ihre Antworten". — So hat indogermanisches adelsbäuerliches Daterrecht sich immer mit einer kennzeichnend indogermanischen Ehrung der hofberrin perhunden.

b) Mutterrecht.

Als die Indogermanen das Mittelmeergebiet und Gebiete Dorderasiens erreicht hatten — so auf Ausbreitungszügen

ackerlandsuchender Stämme, die seit dem Ende der Jungstein= zeit und in der Bronzezeit zu verfolgen sind — stießen sie als Stämme mit ausgesprochen vaterrechtlichen Anschauungen auf Bevölkerungen mit mutterrechtlichen Samilienordnungen. Einer der ersten Geschichtsschreiber eines indogermanischen Stammes, der Hellene Heródotos (I, 173) berichtet über das Mutterrecht einer solchen Bevölkerung, die Sitten der kleinasiatischen Cykier: "Sie nennen sich nach der Mutter und nicht nach dem Dater. Wenn einer den anderen fragt, wer er sei, wird er die Mutter nennen und die mütterliche Großmutter und so fort". — Sür die Hellenen mit ihrer Namensgebung nach dem Datersgeschlecht — die Atreiden nach Atreus, der Caertiade nach Caertes, die Aiakiden nach Ajar — mit ihren Patronymika, vergleichbar den germanischen Geschlech= ternamen auf einge und eunge — Karlinge, Nibelunge, Gibi= dunge — für diese Indogermanenstämme war die mutterrechtliche Samilienordnung und waren mutterrechtliche Sitten, Glaubens= und Rechtsformen etwas Erstaunliches, das ihnen leicht als etwas Widerwärtiges erschienen sein muß, so wie zu Beginn des 19. Jahrhunderts Francis Buchanan1) mutter= rechtliche Sitten und die Dorherrschaft des Mutterbruders als "ganz widersinnig und unpassend" (most absurd and inconvenient) bezeichnet hat. Erstaunlich war auch dem Euro= päertum des 19. Jahrhunderts die Kunde von einem "Mutterrecht", als der Schweizer Bachofen im Jahre 1861, der Schotte Mc Cennan im Jahre 1865 und der Nordameri= kaner Morgan im Jahre 1871 diese Samilienordnung darstellten — Bachofen überwiegend nach den Zeugnissen verschiedener Schriftsteller der hellenisch=römischen Welt, McCen= nan nach völkerkundlichen Berichten und Morgan haupt= sächlich nach eigenen Beobachtungen bei einem Indianer= stamme. Die Bezeichnung "Mutterrecht" hat Bachofen vorgeschlagen, Morgan sprach von descent in female line oder von female authority oder female rule 2).

¹⁾ A Journey from Madras through the Countries of Mysore, Canara and Malabar, Bb. II, 1807, S. 513.

²⁾ Ancient Society, 1877, S. 349.

Dor dem Eindringen der Indogermanen in die Mittelmeer= länder und auf den Britischen Inseln herrschte das Mutterrecht anscheinend bei allen Bevölkerungen von den Britischen Inseln über die Mittelmeerländer bis nach Kleinasien und Dorderasien. Die dort lebenden steinzeitlichen Bevölkerungen gehörten in Westeuropa und in den Mittelmeergebieten über= wiegend der westischen (mediterranen) Rasse an, in den Ost= mittelmeergebieten und in Dorderasien überwiegend der vorderasiatischen Rasse, die man wohl als mutterrechtliche Rassen bezeichnen darf und aus deren Gebieten auch immer wieder Glaubensvorstellungen von einer "Großen Mutter", Magna Mater, einer Demeter, einer Urmutter ausgegangen sind 1). Spuren des Mutterrechts und der oft mit diesem verbundenen Sitte des Männerkindbetts (der Couvade), die sich in den Sitten einiger europäischer Dölker der Gegenwart zeigen, sind auf diese später von Indogermanen überschichteten Bevölkerungen zurückzuführen. Man versteht die hellenische und römische Geschichte, vor allem Geistesgeschichte, nicht, wenn man sie nicht auch als das Ringen zweier Rassenseelen erkannt hat, von denen die eine vaterrechtlich, die andere mutterrechtlich empfand. Bei den vorkeltischen Pikten der Britischen Inseln hat sich das Mutterrecht auch in christlicher Zeit und zwar noch bis ins 9. Jahrhundert erhalten. Auf einen Piktenherrscher folgte immer der Sohn der Schwester des verstorbenen Herr= schers 2).

Mutterrecht bestimmt Derwandtschaft, Erbschaft, Rang und oft auch Namen der Kinder einer Samilie nach dem Muttersgeschlecht; der Ehemann geht bei Mutterrecht öfters in die Sippe oder auch in die Wohnung der Frau über.

Das Daterrecht betont also die Abstammung in väterlicher Solge, das Mutterrecht die in mütterlicher Solge; das Dater=

¹⁾ C. Franz, Die Muttergöttin im Dorderen Orient und in Europa, Der Alte Orient, Bd. 35, Heft 3, 1937.

²) H. Zimmer, Das Mutterrecht der Pikten und seine Bedeutung für die arische Altertumswissenschaft, Zeitschrift für Rechtsgeschichte, Romanistische Abteilung, Bd. 15, 1894, S. 209; J. Rhŷs, Celtic Folk-Lore, Welsh and Manx, Bd. II, Oxford 1901, S. 637.

recht beachtet mehr die Verwandtschaft von Vater zu Sohn, das Mutterrecht mehr die von Mutter zu Tochter. Bei Dater= recht bedeutet die Frau mehr eine Gebärerin von Söhnen, bei Mutterrecht mehr eine Gebärerin von Töchtern. Bei Mutter= recht wird oft die Beziehung des Daters zu seinem Kinde weniger betont als die des Mutterbruders zu dessen Schwester= find. Bezeichnungen der Verwandtschaft des Mutterbruders zum Schwesterkind, also der des Onkels mütterlicher Seite zu den Kindern seiner Schwester, heben sich in ihrer sprachlichen Sorm öfters ab von den übrigen Derwandtschaftsbezeich= nungen. Der Samilienvater, der Erzeuger der ehelichen Kinder, der bei Daterrecht hervortritt, bedeutet bei Mutterrecht we= niger; Mutterrecht neigt zu verschiedenen Ausprägungen einer Vorherrschaft der Mutter als Gebärerin der ehelichen Kinder. Da mutterrechtliche Samilienformen aber die Betonung der Frau und Mutter so steigern, daß man von einer Dorherrschaft der Frau in der Sippe sprechen muß, wird in den meisten Sällen mutterrechtlicher Samilienordnungen die Samilie vom Bruder der Chefrau, vom mütterlichen Onkel der Kinder, geleitet. Bei Zurücktreten des Ehemannes, der ja bei Mutterrecht hin und wieder bei der Samilie seiner Mutter wohnen bleibt, fällt der Schutz der Frau und ihrer Kinder dem Bruder der Frau zu. Daher die häufig und in verschiedener Abwandlung vorkommende korm der "Samilie unter der Herrschaft des Mutterbruders". Diese Samilienform heißt auch Avuntulat, so benannt nach dem lateinischen avunculus "Mutterbruder". Aus avunculus ist im Französischen oncle geworden, woraus "Onkel" entnommen ist. Onkel bedeutet aber wie oncle sowohl Mutterbruder (lateinisch avunculus) wie Datersbruder (lateinisch patruus). Überset man "Avuntulat" also als "Onkelherrschaft", so darf man nicht übersehen, daß bei dieser Samilienform nur der mütterliche Onkel, der Mutterbruder, gemeint ist. Die Samilie unter der Herrschaft des Mutterbruders ist eine häufige Sorm der mutterrechtlichen Samilie, nicht aber deren einzige Sorm. Man wird die Samilie unter der Herrschaft des Mutterbruders als die folgerichtige Samilienform ausgesprochenen Mutterrechts bezeichnen kön= nen. hier herrscht der Bruder der Frau über seine Schwester und deren Kinder, während die Frau ihrem Chemanne nicht untergeben ist. Der Mutterbruder versorgt den haushalt seiner Schwestern, der Chemann arbeitet für den Haushalt seiner Schwestern. Oft tritt der Mutterbruder besonders bei der Erziehung des Neffen hervor und bei dessen Einführung in die Männergesellschaft. Innerhalb bestimmter Lebensgebiete gilt bei manchen Stämmen der Mutterbruder mehr als der Dater. Bei den OmahasIndianern ist es Pflicht des Mutterbruders, seinen Neffen zu verteidigen oder zu rächen, nicht jedoch Pflicht des Daters gegenüber seinem Sohne. In manchen Stämmen erbt der Schwestersohn vom Mutterbruder¹).

Es liegt im Wesen mutterrechtlicher Samilienformen und letten Endes im Wesen des Weibes begründet, daß diese Samilienformen mannigfaltiger sind als die vaterrechtlichen, daß man von einem mehr oder minder ausgesprochenen oder folgerichtigen Mutterrecht sprechen kann. Während sich aus männlichem Wesen eine vaterrechtliche Vorherrschaft des Samilienvaters leicht ergibt, scheint sich eine mutterrechtliche Dorherrschaft der Samilienmutter aus weiblichem Wesen nicht so leicht zu ergeben. Man könnte von einem Zögern des Weibes sprechen, eine Dorherrschaft auszuüben oder die ganze Der= antwortung zu übernehmen. Aus solchem Zögern würden sich die verschiedenen Grade der Solgerichtigkeit mutterrechtlicher Ordnungen ergeben und würde sich auch begreifen lassen, warum eine Vorherrschaft der Frau in der Samilie niemals und nirgend eine Vorherrschaft der Frau im Staate, einen "Frauenstaat" ergeben hat. hier scheint eine Grenze des weiblichen Wesens angezeigt zu sein. Mutterrecht bedeutet nicht so viel wie Mutterherrschaft (Matriarchat) oder gar wie Frauenherrschaft (Gynaikokratie). Schon herakleides von Pontos, ein Schüler Platons und Aristoteles', hat das Mutterrecht der Cyfier als gynaikokratía mißverstanden: "Die Cyfier lassen sich von Frauen beherrschen" (Dom Staate, 15). Man kann also verschiedene Stufen oder Grade des Mutter-

¹⁾ Thurnwald, (VI), Bd. I, 1924, S. 291 nter "Anvunkulat".

rechts unterscheiden; allen Ausprägungen wird gemeinsam sein, daß der Anteil der Frau am Kinde mehr betont wird als der des Mannes: das Kind erscheint seiner Mutter mehr blutsverwandt als seinem Dater. Das können die Derwandtschaftsbezeichnungen betonen und das kann sich in heiratsverboten aussprechen, die sich mütterlicherseits auf weiter entfernte Derwandte erstrecken als väterlicherseits, die nach der mütterlichen Seite heiraten zwischen Derwandten verbieten, welche sie nach der väterlichen Seite zulassen — bei einzelnen mutterzechtlichen Stämmen sogar bis zur heirat zwischen Dater und Tochter.).

Man könnte einige Stufen der Ausprägung des Mutterrechts unterscheiden: In einer abgeschwächten Sorm wird zwar die Abstammung von der Mutterseite betont, die angelsächsische Sorschung spricht hier von matrilineal ("mutterstämmlich"); dabei kann aber der Besitz oder der Rang sich von der Dater= seite vererben und der Dater kann die Samilie leiten, der Mutterbruder mehr zurücktreten. Schließlich kann die mutter= rechtliche Samilienordnung sich nur noch in bestimmten sitten= mäßigen Derpflichtungen zwischen Schwestersohn und Mutter= bruder ausdrücken2). In betonterer Sorm wird die Abstam= mung von der Mutter hervorgehoben und der Chemann zieht aus dem Wohnort seiner elterlichen Samilie an den Wohnort oder in das haus seiner Chefrau oder das haus der Samilie seiner Chefrau. hier spricht die angelsächsische Sorschung von "mutterörtlich" (matrilocal), von mutterörtlichen Samilien= ordnungen. Diese sind aber auch da, wo Mutterrecht besteht, seltener als die vaterörtlichen (patrilocal) Ordnungen. In der ausgesprochensten Sorm des Mutterrechts besitzt die Frau und Mutter entschieden auch mehr Geltung in der Samilie als der Mann, bestimmt also nicht nur Abstammung und Der= wandtschaft und nicht nur den Wohnort, sondern mit ihrem Bruder zusammen die Geschicke der Samilie oder hat mindestens mit ihrem Bruder zusammen mehr Anteil an der Leitung der

¹⁾ Thurnwald, (VI), Bd. VIII, 1927, S. 361 unter "Mutterrecht".

²⁾ Thurnwald, (VI), Bd. X, 1927/28, S. 52 unter "Patriarchat".

Samilie als ihr Chemann, der Erzeuger ihrer Kinder. Diese Sorm des Mutterrechts wird von der angelsächsischen Sorschung matriarchal genannt. Die Bezeichnungen matrilocal und patrilocal, wie auch die Bezeichnungen matrilineal und patrilineal für die Abstammung und matripotestal und patripotestal für die Vorherrschaft — die sonst gewöhnlich mit matriarchal und patriarchal bezeichnet wird — hat N. W. Thomas vorgeschlagen.

Der Übergang der Frau an den Wohnort ihres Chemannes überwiegt, wie eben schon erklärt worden ist, auch in mutterrechtlichen Stämmen; der Übergang des Chemannes an den Wohnort seiner Frau ist also auch hier seltener, und nur ganz selten bleibt der Chemann bei seiner Sippe wohnen, die Chefrau bei ihrer Sippe, so daß also der Chemann nur regelmäßig auf Zeit den Haushalt seiner Frau besucht. Dieser Fall gestrennten Wohnens findet sich bei den Pueblo-Indianern, den Seri-Indianern, den Nair in Südostindien und den Minangkabau-Malaien in Westsumatra. Aber auch in solchen Chen, wo der Mann nur regelmäßig auf Zeit anwesend ist, ist doch der Chemann gesetzlich notwendig, damit die Verbindung als Chegelte, die Kinder als rechtmäßige Kinder²).

Selten ist also das Mutterrecht bis in alle Cebensbezirke hinein folgerichtig ausgebildet. Die ausgesprochenen Sormen finden sich am ehesten bei den Irokesen, den Pueblo-Indianern, den Mikronesiern und Melanesiern. Bei dem nordamerikanischen Indianerstamme der Irokesen besahen die Frauen das Cand und die häuser und stifteten die Ehen der Jugendlichen. Sie hatten großen Einfluß bei der Wahl männlicher Anführer und durch ihr Urteil über ihre jüngeren männlichen Derwandten; die eigentliche Macht aber übten die Männer aus³). Auch bei den Pueblo-Indianern gelten die Frauen als die Eigentümerinnen des Candes, der häuser und des haushaltbesitzes; von ihnen geht die Erbschaft aus und sie beteiligen

¹⁾ Kinship Organizations and Group Marriage in Australia, 1906, 5. 109.

²⁾ Malinowsti, (IX), 1929, S. 943.

³⁾ A. A. Goldenweiser, Early Civilization, 1922, S. 77ff.

sich an der häuptlingswahl. Bei den huronen bilden die Chesfrauen im Stammesrate eine Mehrheit und wählen den häuptling. Bei den Waiandot-Indianern sind die Frauen mit $\frac{4}{5}$, die Männer mit $\frac{1}{5}$ in dem unter dem häuptling tagensden Stammesrate vertreten. Bei den Seri-Indianern nehmen die Frauen am Stammesrate teil; sie haben gesetzgeberische und richterliche Befugnisse und sind auch "Medizinsfrauen", also priesterliche Zauberinnen. Aber auch bei so ausgesprochen mutterrechtlicher Familienordnung, die hier schon in die Staatsordnung übergreift, bleibt in der Stamsmessührung, im Staate doch die Männervorherrschaft bestehen.

Oft begründen und sichern die Männer eines mutter= rechtlichen Stammes ihre staatliche Vorherrschaft durch einen Männerbund, oft einen Geheimbund der Männer. Männer= bünde sind also Dersuche zum Widerstand gegen einen bedrohlichen Druck mutterrechtlicher Sitten. Mutterrecht be= deutet also nicht Frauenherrschaft, gar Frauenherrschaft im Staate: gynaikokratía. Das wird man immer wieder betonen müssen. Als Ausnahme von dieser Regel darf man vielleicht einige Estimostämme und einige Stämme der Wedda und der Andamanen-Bevölkerung anführen, bei denen Frauen führend bervortreten fönnen³). Unter den Wedda soll es nach einem Bericht des 17. Jahrhunderts eine häuptlingin gegeben haben, die zusammen mit Weddahäuptlingen bei einer Sehde ge= fangen genommen worden sei4). Sicherlich neigen Jäger und Sammler dazu, der Frau eine sehr selbständige Stellung ein= zuräumen; sicherlich sind Geltung und Einfluß der Frau besonders ausgesprochen bei Hackbauvölkern, diesen überwiegend

¹⁾ J. W. Powell, Wyandot Government, First Annual Report of the Bureau of American Ethnology, Bb. I, 1879/80, S. 61.

²⁾ W. J. McGee, The Seri Indians, Seventeenth Annual Report of the Bureau of American Ethnology, Teil I, 1895/96, S. 274.

³⁾ Thurnwald, (VI), Bd. IV, 1, 1926, S. 90 unter "Frau"; Marsgaret Mead unter Woman: Position in Society: Primitive in der Encyclopaedia of the Social Sciences, Bd. 15, 1935, S. 439.

⁴⁾ C. G. und B. 3. Seligman, The Veddas, 1911, S. 10.

mutterrechtlichen Dölkern, und sicherlich ist die Geltung der Frau bei den vaterrechtlichen Wanderhirten merklich verringert und so auch bei manchen anderen Stämmen mit vaterrechtlicher Samilienordnung. Aber es wäre verkehrt, irgend welche Grade des Fraueneinslusses in unmittelbare Beziehung zu sehen zur Gesittungsstuse oder Gesittungsart einerseits oder zu den einzelnen Samiliensormen andererseits. W. Koppers von zeigt, daß Derbindungen von Mutterrecht mit Dielweiberei leicht zu einer Minderung des Ansehens der Frau führen können, daß also Mutterrecht die Frau nicht vor Entwertung schüßen müsse. Koppers meint ja, die Dielweiberei sei innerhalb mutterrechtlicher Gesittungen entstanden. Die von ihm vertretene Auffassung, Dielweiberei sei stets mit einer Minderung des Ansehens der Frau verbunden, ist aber nicht haltbar²).

Wie die Stellung der Frau bei urtümlichen Stämmen ge= artet ist und welche Geltung der Frau in der Urgeschichte der Menschheit wohl zukam, will ich später zu erörtern versuchen. Im ganzen ist das Dasein der Frau bei Stämmen verschiedener Gesittungshöhe oder verschiedener Samilienordnung vor allem dadurch bestimmt, daß sie die Pflege der Behausung übernimmt und die Aufzucht der Kinder wie auch die Sertigung der Kleidung, daß sie für den Garten und die pflanzliche und tierische Kleinkost sorgt und im Bereiche dieser Beschäftigungen selb= ständigen Anteil an dem kleinen Handel ihrer Samilie hat. Bei vielen Stämmen sind die Häuser Eigentum der Frauen. Das eigentliche staatliche Leben bestimmt aber der Mann, wenn auch bei einzelnen mutterrechtlichen Stämmen die Frau im Staatlichen mitbestimmt. Der Mann übernimmt auch die Wirtschaft des Stammes und den Kampf gegen feindliche Gruppen3). Auch in mutterrechtlichen Stämmen besteht der Fraueneinfluß mehr im Derborgenen, ohne daß die Frau die Derantwortung offen und öffentlich zu übernehmen hätte.

¹⁾ Die Anfänge des menschlichen Gemeinschaftslebens im Spiegel der neueren Völkerkunde, 1921, S. 173.

²⁾ Cowie, (III), 1921, S. 40.

³⁾ Thurnwald, (VI), Bd. IV, 1, 1926, S. 90 unter "Frau".

Bedeutet also Daterrecht nicht etwa in jedem Falle eine Minsterung des Ansehens der Frau, so bedeutet Mutterrecht nicht in jedem Falle eine Stärfung des Ansehens der Frau, wie andererseits Mutterrecht auch nicht als Anzeichen einer Unsmännlichkeit der Männer aufgefaßt werden darf. Nicht nur die vaterrechtlichen Sioux haben sich als männliche Männer, als friegerische Jäger, gezeigt, sondern auch die übrigen Indianerstämme Nordamerikas, die überwiegend in Mutterrecht lebten.

Ein wesentlicher Zug des Mutterrechts ist eine Betonung des Anteils der gebärenden Frau an dem geborenen Kinde und eine Derringerung des Anteils des erzeugenden Daters. Bei ausgesprochen mutterrechtlichen Anschauungen wird die Zeugung durch den Mann als nebensächlich oder un= wesentlich bezeichnet oder geradezu geleugnet. Es ist schon von mehreren Sorschern berichtet worden, daß einigen niedriger stehenden Stämmen die Kenntnis eines Zusammenhangs zwischen Begattung und Schwängerung fehle. Malinowsti1) berichtet dies von der Bevölkerung der Trobriand=Inseln2). Read3) teilt mit, einige australische Stämme kännten die Bedeutung der Begattung, andere jedoch nicht. Immerhin müsse man unterscheiden zwischen dem, was Eingeborene glauben und dem, was sie zu sagen gewohnt seien. Man wird bei mutterrechtlichen Stämmen auch unterscheiden mussen zwi= schen dem, was die Eingeborenen über Begattung und Emp= fängnis wirklich wissen und dem, was sie dem Fragenden nach mutterrechtlichen Anschauungen hierüber antworten. Daterrechtliche Stämme neigen dazu, bei Zeugung und Geburt allein den Mann hervorzuheben, diesem die Zeugung ausschließlich zuzuschreiben und dem Weibe nur eine Art Ernährung der vom

¹⁾ The Sexual Life of Savages in Northwestern Melanesia, 1929, S. 148ff.

²⁾ Dgl. auch hartland, Primitive Paternity, Bb. II, 1910, S. 249ff.; Malinowsti, Baloma: The Spirits of the Dead in the Trobriand Islands, Journal of the Anthropological Institute, Bb. 46, 1916, S. 406ff.; Malinowsti, Argonauts of the Western Pacific, 1922, S. 71, 223.

³⁾ On Paternity, Journal of the Anthropological Institute, 48, 1918, 5. 146ff.

Manne gezeugten Frucht einzuräumen — so denken manche australischen Stämme¹) und dies war auch die Annahme einiger hellenischer Denker²). Mutterrechtliche Stämme neigen dazu, das Weib allein als hervorbringerin der Leibesfrucht anzusehen. Nach Auffassung solcher Stämme vollzieht sich die Schwängerung durch das Essen bestimmter Früchte, durch das Licht des Mondes, durch Geister oder auf andere, einen mensche lichen Erzeuger ausschließende Weise³).

c) Sitten und Anschauungen bei Daterrecht und Mutterrecht und Derbreitung dieser Formen.

Ich habe schon erwähnt, daß mutterrechtliche Samiliensordnungen oft für beide Geschlechter eine Zeit vorehelicher geschlechtlicher Lockerkeit zulassen, während vaterrechtliche solchen Neigungen der Jugend eindämmend entgegenstreten. Manche mutterrechtlichen Stämme geben auch den verheirateten Frauen außereheliche Beziehungen zu oder rügen solche kaum. Diele mutterrechtlichen Stämme bestrafen den Ehebruch der Frau kaum oder nur gering, während vaterrechtliche Stämme diesen streng bestrafen und oft schon flüchtige Dertraulichkeiten als Ehebruch bewerten. Die mutterrechtlichen Anschauungen vorkeltischer Bevölkerungen der Britischen Inseln haben noch auf das frühgeschichtliche Keltentum so eingewirkt, daß die mittelalterlichen Sagen Irlands Mädchen und Frauen schildern, die nach vaterrechtlich=germanischem Empfinden als schamlos bezeichnet werden müßten). Aus

¹⁾ M. S. Ashley=Montagu, Coming into Being among the Australian Aborigines, 1937, S. 192.

²⁾ Dgl. Aischylos, Oresteia, Ders 627ff.

^{*)} hartland, Primitive Paternity, Bd. I, 1909, S. 30ff.; Malisnowsti, The Sexual Life of Savages in North-Western Melanesia, 1929, S. 4/5.

⁴⁾ h. Zimmer, Der kulturhistorische hintergrund in den Erzählungen der alten irischen heldensage, Sitzungsberichte der Preußischen Akas demie der Wissenschaften, Jahrgang 1911, 1, IX, S. 176 ff.

dieser Cocerteit der geschlechtlichen Cebensführung in manchen mutterrechtlichen Stämmen, überhaupt aus der mutterrecht-lichen Auffassung des Geschlechtslebens, wird sich auch erstlären lassen, daß innerhalb mutterrechtlicher Gesittungen die Hochzeitsgebräuche meistens wenig entwickelt sind, während vaterrechtliche Gesittungen, besonders die Gesittungen vaterrechtlicher Hirten und Ackerbauern, eben diese Gebräuche reichlich ausgebildet haben.

Unter Stämmen mit einfacher Gesittung, so bei Jägern und Sammlern, findet sich sowohl Daterrecht wie Mutterrecht; dabei sind beide Samilienformen auf solcher Stuse in der Regel wenig betont. Bei Stämmen auf der Stuse des hackbaus überwiegt das Mutterrecht so start, daß man die Einführung des Wurzelausgrabens, hadens und Ansäens, die wahrscheinlich der Frau zuzuschreiben ist, immer wieder als die Ursache des Entstehens mutterrechtlicher Ordnungen angesehen hat. Daß die in der Völkergeschichte tatkräftig hervorgetretenen uralaltaischen, semitischen und hamitischen Wanderhirten und die ebenso tatkräftigen indogermanischen Bauernkrieger vaterzrechtliche Samilienordnungen besaßen und — mit Ausnahme der Westhamiten — besißen, habe ich schon erwähnt. Es sind die Dölkergruppen, die man auch schon als die der "jüngeren vaterrechtlichen Kulturen" bezeichnet hat¹).

In Ostasien herrschen vaterrechtliche Gesittungen vor, so bei Japanern, Koreanern und Chinesen. Die einzigen nordssibirischen Stämme mit Mutterrecht sind die Ainu; ob ihr Mutterrecht ursprünglich ist, ist fraglich. In China lassen sich Spuren früherer mutterrechtlicher Gesittungen verschiedener Urbevölkerungen versolgen. In Indien, Westasien und Dordersasien sowie in den Mittelmeerländern und in Südosteuropa haben die vaterrechtlichen Indogermanen ureinheimische Besvölkerungen mutterrechtlicher Gesittung überlagert. Bei den Etruskern und den nordafrikanischen Libyern lassen sich

¹⁾ Dgl. die Karte bei Fr. Graebner (IV), 1923, S. 518/519 oder die gleiche Karte bei Fr. Graebner, das Weltbild der Primitiven, 1924, vor dem Titelblatt.

Spuren ehemaligen Mutterrechts oder mutterrechtlicher Ein= flusse erkennen. Mutterrechtliche Vorstellungen dringen in Europa immer wieder von ehemals untergeschichteten Volks= teilen vor, am meisten aus den südosteuropäischen Gebieten. Die ostische (alpine) und die ostbaltische Rasse wird man sich als ursprünglich mutterrechtlich vorstellen müssen. Die mutter= rechtlichen Bevölkerungen des vorindogermanischen (jung= steinzeitlichen und noch bronze= und eisenzeitlichen) Gesit= tungsfreises der Britischen Inseln habe ich schon erwähnt. Mutterrechtliche Gesittungsformen zeigen in der Gegenwart große Teile der indischen Urbevölkerung, die meisten Ozeanier und die meisten Indianer sowohl in Nord= wie in Südamerika. Mutterrechtlich sind auch die westhamitischen Stämme in Nordwestafrika, während das hamitentum ursprünglich wahr= scheinlich streng vaterrechtliche Ordnungen besaß. Einzelheiten über Derbreitung und Abarten des Mutterrechts unter den Dölkern der Erde hat Rivers angegeben1).

Die ausgesprochenen Sormen des Mutterrechts sind den sogenannten "jüngeren mutterrechtlichen Kulturen" eigen, die nicht nur die Abstammung von der Mutter zählen (matrilineal), sondern meist auch den Übergang des Mannes an den Wohnort der Frau kennen (matrilocal) und der Frau größere Geltung zuschreiben (matriarchal): sie sind vor allem in Amerika, Indonesien und Afrika zu finden. Die sogenannten "flassischen", besser: folgerichtigen Ausprägungen des Mutter= rechts werden sich am ehesten bei einigen nordamerikanischen Indianerstämmen ergeben haben. Innerhalb der "jüngeren mutterrechtlichen Kulturen" sind auch mutterrechtliche Groß= familien entstanden, in deren Siedlungen jeweils die heira= tenden Männer aus ihrer Samiliensiedlung übergehen. häufig hat sich hier die Dienstheirat herausgebildet: die Dienstleistung des Werbers, der die Braut so durch Arbeit erwirbt, bei dem fünftigen Schwiegervater bzw. der fünftigen Schwiegermutter. hier werden nicht nur die häuser, sondern auch das bewegliche

¹⁾ Unter "Mother-Right" in der Encyclopaedia of Religion and Ethics, Bd. VIII, 1915, S. 852ff.; dazu Westermarck (I), Bd. I, 1925, S. 277ff.

Eigentum in weiblicher Linie vererbt, und hier ist die Dorsherrschaft des Mutterbruders in der Samilie, der Avunkulat, völlig entwickelt¹). Die stärkste Entwicklung der Herrschaft des Mutterbruders findet Lowie²) bei den Pueblo-Indianern, noch mehr aber bei den indianischen Stämmen im Gebiete der Küste von Britisch-Kolumbien in Nordamerika, wo der Neffe, genauer: der Schwestersohn, mit dem Bruder seiner Mutter zussammen lebt und für diesen arbeitet, wo dieser Neffe seines Onkels Tochter zu heiraten pflegt und den Besitz seines Onkels erbt.

In der Gegenwart ist die am weitesten verbreitete Sorm des Mutterrechts die der sogenannten mutterrechtlich=patri= archalischen Samilie, die vom Dater, dem Erzeuger der Kinder, geleitet wird, neben dem aber dem Mutterbruder doch ein mehr oder minder deutlicher Einfluß zukommt; die Derwandtschaft wird dabei von der Chefrau, der Mutter der Kinder, aus gerechnet, und die Erbschaft geht von der Mutter auf ihre Kinder über. Eine solche Samilienordnung stellt immer noch einen Grad der Ausprägung mutterrechtlicher Sormen dar und braucht nicht als eine Mischung vaterrecht= licher mit mutterrechtlichen Sormen angesehen zu werden. Bei den Aruaken (Arawaken) in Nordbrasilien und Britisch= Guiana folgt der junge Chemann seiner Frau an deren Wohnsitz, wo er für den Dater seiner Frau arbeitet; in der Samilie aber herrscht der Chemann: also eine Sorm des Mutterrechts, die in der Samilie Daterherrschaft zuläßt3). Man wird auch eine solche Sorm noch nicht als Ergebnis einer Mischung vaterrechtlicher und mutterrechtlicher Sitten auffassen müssen, da eben für das Mutterrecht verschiedene Grade der Solge= richtigkeit kennzeichnend zu sein scheinen.

Es gibt aber auch Samilienordnungen, die man weder als vaterrechtlich noch als mutterrechtlich bezeichnen kann, und ferner Ordnungen, die sich kaum anders erklären lassen als aus der Mischung einer mutterrechtlichen Gesittung mit

¹⁾ Graebner, (IV), 1923, S. 545/46.

²) (III), 1921, S. 67 ff., 78.

³⁾ E. S. im Thurn, Among the Indians of Guiana, 1883, S. 186.

einer vaterrechtlichen, aus der gegenseitigen Überschichtung oder Durchdringung zweier Völker. Aber auch die Übertragung von Gesittungsformen von einem benachbarten Stamme auf den anderen hat Verdrängungen und Mischungen der Samilienordnungen ergeben1). Bei vielen Stämmen der Inselwelt des Stillen Ozeans, so auch bei denen der Sidschi-Inseln (Witi-Inseln), ferner bei einzelnen westaustralischen Stämmen wird zwar die Derwandtschaft von der Mutter aus gerechnet, Besitz und Rang aber oft vom Dater aus, der als der Leiter der Samilie gilt. Bei melanesischen Stämmen wird der Besitz vom Mutterbruder auf dessen Schwesterkinder übertragen, die häuptlingswürde jedoch vom Dater auf den Sohn. In manchen Sällen wird man sich fragen dürfen, ob hier innerhalb einer Gesittung sich ein Übergang von Mutterrecht zu Daterrecht vorbereitet oder vollzieht; in anderen Sällen haben Über= schichtungen nach Eroberung oder gegenseitige Durchdringung bei friedlicher Ausbreitung verschiedene Sormen einer gemischten Samilienordnung ergeben. Ob nur ein geringerer Grad der Solgerichtigkeit mutterrechtlicher Sitten ober ob ein Übergang von einer Samilienordnung zur anderen oder Mischung zweier Ordnungen anzunehmen sei, wird meistens erst eine eingehende geschichtliche Erforschung ergeben. Thurnwald2) hat viele Beispiele von Mischungen der beiden Samilienordnungen und von Derdrängungen der einen durch die andere angeführt. Bei Mischungen und Derdrängungen geht der vaterrechtliche Einfluß meistens auf tatkräftigere Stämme, der mutterrechtliche auf fügsamere Stämme zurück.

Mit dem Mutterrecht zeigen sich meistens kleinere Stammessgruppen verbunden, eher einzelne Dorsschaften als weiter verbreitete staatlich gefestigte Dölker. Mutterrechtliche Stämme sind meist loser zusammengefaßt als vaterrechtliche, die staat lichen Bindungen sind bei ihnen lockerer als bei den vaterrechtlichen. Mutterrecht ist meist mit einem demokratischen Zuge, Daterrecht mit einem aristokratischen verbunden.

¹⁾ Lowie, Primitive Society, 1921, S. 163, 167, 289.

^{2) (}VI), Bd. 14, 1928/29, S. 98—100 unter "Vaterrecht".

Mutterrechtliche Stämme pflegen oft einen Geist des liebe= vollen Eindringens in die Gegenstände der Nähe und der enger umschlossenen Umwelt. Den vaterrechtlichen Stämmen eignet oft ein Geist herber Größe mit einem Empfinden für weiträumige Derhältnisse. Die Sestigung lockerer Gemeinwesen zu einem Staate mit bestimmten Formen der Über= und Unter= ordnung wird eher aus vaterrechtlichem Empfinden hervor= gehen als aus mutterrechtlichem. Es mag sein, daß auch da und dort mutterrechtliche Ordnungen nach und nach in vater= rechtliche umgewandelt worden sind, wenn der ursprünglich mutterrechtliche Stamm durch bestimmte Umstände zu einer festeren staatlichen Ordnung und zu eroberndem Ausgreifen gelenkt worden ist. Coderungen vorher straffer staatlicher Bin= dungen mögen in vaterrechtlichen Gesittungen mutterrecht= liche Unterströmungen begünstigt haben. Das große Staats= leben der Erde ist in allen Erdteilen von vaterrechtlichen Dölkern ausgegangen; bei der Zersetzung vaterrechtlicher Ge= sittungen haben sich innerhalb des Indogermanentums immer wieder mutterrechtliche Regungen durchzuseten versucht.

In mutterrechtlichen Gesittungen wird das Glaubenssleben oft durch die Derehrung einer Urmutter, einer Großen Mutter, einer Muttergöttin oder Gottesmutter bestimmt. Bei der Überschichtung mutterrechtlicher Stämme durch die vaterzechtlichen Indogermanen sind im Mittelmeergebiete, in Südosteuropa und Dorderasien die Gestalten solcher Urmütter zurückgedrängt worden i), so daß sie später nur noch als Gestalten einer grauen Dorzeit wirkten, so etwa Rhea, die Frau des Kronos, wahrscheinlich ursprünglich die Urmuttergöttin der vorhellenischen Bevölkerung Kretas, der sogenannten minoischen Bevölkerung. Bei Auflösung der vaterrechtlichen Gesittungen der Indogermanen haben sich in Iran, in hellas und Rom die Gestalten der Urmütter wieder erhoben: die Magna Mater, die aus Phrygien nach Rom eindrang, die Kybeles und Ischtargestalten, die den hellenistischen Göttinnen

¹⁾ Dgl. C. Franz, Die Muttergöttin im Vorderen Orient und in Europa, Der Alte Orient, Bd. 35, Heft 3, 1937.

Jüge verliehen. Manche Einzelheiten der Marienverehrung, der Muttergottesgestalt, gehen auf mutterrechtliche Gesitztungen des bandkeramischen Kreises der Jungsteinzeit und auf den jungsteinzeitlichen Kreis der Bemalten Keramik zurück. Die auf der Mondsichel stehende Maria geht auf hellenische und römische Mondgöttinnen zurück, die selbst wieder Züge von Göttinnen der vorindogermanischen mutterrechtlichen Dölker übernommen hatten.

Bei Mutterrecht überwiegen die Mondsagen; der Mond und Monat sind dem weiblichen Wesen enger verbunden als dem männlichen¹). In mutterrechtlichen Gesittungen finden sich oft animistische Neigungen, d. h. Neigungen zu einem Geister= glauben. Auf mutterrechtliche Gesittungen scheint die Wirt= schaftsweise tiefer einzuwirken als auf vaterrechtliche. Die Sormen der herrschaft sind entsprechend dem erwähnten "demokratischen" Zuge bei Mutterrecht in der Regel weniger entwickelt als bei Daterrecht. Die vaterrechtlichen Gesittungen neigen zu Über= und Unterordnungen im Staate und in der Samilie; hier treten die ausgesprochenen Adelsherr= schaften auf; Zauberertum und erbliches häuptlingstum treten hervor. Die Großfamilie unter der Leitung eines Sip= penoberhauptes ist kennzeichnend vaterrechtlich. Innerhalb ausgesprochen vaterrechtlicher Stämme entstehen leicht Schich= tungen in arme und reiche Samilien, entsteht leicht eine Schicht halbfreier oder unfreier höriger. Am stärksten sind solche Überordnungen von Adligen und Reichen über Nichtadlige und Arme in Polynesien ausgebildet; sie sind aber auch ein Kennzeichen des Indogermanentums. So entstehen bei Vaterrecht die geschichteten Ständestaaten, die weiträumigen Großstaaten der Erde. "Reichsgründung" ist eine kennzeichnend vater= rechtliche Dorstellung.

Das Daterrecht verurteilt in der Regel Eigentumsversgehen schärfer als das Mutterrecht. Entsprechend den adelsstümlichen Dorstellungen wird die Jungfräulichkeit der Bräute angesehener Samilien hoch gewertet und zwar bis zur

¹⁾ Dgl. R. Briffault, (VIII), Bb. II, 1927, S. 597ff.

Ablegung von Keuschheitsproben. Auch die Reinhaltung der Rasse wird von vaterrechtlichen Stämmen betont¹).

Ich habe schon ausgeführt, daß mit Mutterrecht häufig geschlechtliche Ungebundenheit verbunden ist, vor allem vor= eheliche Ungebundenheit der heranwachsenden, die von ein= zelnen Beobachtern als Promiskuität beschrieben worden ist. In den mutterrechtlichen Gebieten Alteuropas hat anscheinend ein ziemlich freier Geschlechtsverkehr der Mädchen und Frauen stattgefunden. Don den kleinasiatischen Cydiern wie von ihren Derwandten, den Etrusfern Italiens, wird berichtet, daß die Mädchen ihre Aussteuer durch geschlechtliche Preisgabe erworben hätten, was die vaterrechtlichen Römer dotem quaerere corpore nannten. Eine ähnliche Sitte läßt sich auch bei den Pikten vermuten. Solche Zustände einer ihnen unverständlichen Sittlichkeit waren den Indogermanen, die sich über mutterrechtliche Gebiete ausbreiteten, ein Greuel — bis sie bei Rassenwandel und Zerfall in ihren Spätzeiten als Zer= setzung ähnlichen Zuständen verfielen, wie sie als Sittenordnung bei vorindogermanischen Stämmen bestanden hatten. Mit dem Aufsteigen ehemals mutterrechtlicher Volksschichten bei Aussterben der vaterrechtlichen Sührergeschlechter entstehen in vaterrechtlich geführten Dölkern adelsfeindliche, gleich= macherische und "frauenrechtlerische" Strömungen aus mutterrechtlichem Geiste.

Nach Graebner²) ist mit den ältesten vaterrechtlichen Gesittungen der Totemismus verbunden; nach Marett³) gehört der Totemismus eher zum Mutterrecht.

Bei Daterrecht überwiegen die Sonnensagen oder auch Sagen von Sonne, Mond und Sternen. Die Neigung zum Geisterglauben ist bei Daterrecht im allgemeinen gering. Oft herrscht ein Sonnengott im Glauben vaterrechtlicher Stämme. Die indogermanische Anschauung ist in sol (männs

¹) Dgl. Koppers, Die Anfänge des menschlichen Gemeinschaftslebens im Spiegel der neueren Dölkerkunde, 1921, S. 173 ff.; Graebner, (IV), 1923, S. 543, 547, 548.

²) a. a. O., S. 546.

³⁾ Sacraments of Simple Folk, 1923, S. 80.

lich) und luna (weiblich) deutlich erhalten. Bei Daterrecht ist meistens die Götter= und heldensage reich entwickelt, so besonders bei den Indogermanen: himmelsgötter, Sonnen= helden, Wind=, Wasser= und Unterweltgötter. Die olympischen Götter der homerischen Sagen, die vaterrechtlichen, gegenüber den tiergestaltigen chthonischen Göttern, den mutterrechtlichen, den Wesen des Sumpses und der Erdhöhlen: so der Gegensat im Glauben zwischen der vorindogermanischen und der helle= nischen Schicht in hellas. Echt vaterrechtlich ist die Betonung eines himmelsgottes — Zeus, Juppiter, Djauspitar, — als Götterherrschers, als Daters der Götter und Menschen, die Erhöhung der hausvater=Gestalt.

Bei Daterrecht finden sich meist mannigfaltige Dorstellungen von einem Fortleben nach dem Tode. Die Totenversehrung ist beivaterrechtlichen Stämmen verbreitet; entsprechend der betonten Ständeschichtung wird jedoch bei einigen nur dem Adel Unsterblichkeit zugeschrieben.

Das Männerkindbett.

Im Zusammenhang mit dem Mutterrecht ist eine seltsame Sitte zu erwähnen, die als Männerkindbett oder Couvade (von frz. couver "brüten") bezeichnet wird, eine Sitte, die in Resten auch in einzelnen Teilen Europas noch erhalten ist und im vorgeschichtlichen Westeuropa anscheinend weiter versbreitet war. Nach dieser Sitte legt sich der Ehemann, dessen Srau ein Kind geboren hat, ins Bett und spielt dort den Wöchner, jedoch bei manchen Stämmen länger als eine Woche. In einem französischen Gedicht aus dem Jahre 1792 wird diese Sitte auch aus französischen Gebieten berichtet:

En Amérique, en Corse et chez l'Ibérien, En France même, encore chez le Vernarien, Au pays Navarrois, lors qu'une femme accouche, L'épouse sort du lit et le mari se couche.

On le met au régime, et notre faux malade Soignée par l'accouchée, en son lit fait couvade. (Medicina, Paris 1926, Nr. 11/12, S. 27). Die früheste Erwähnung des Männerkindbetts durch einen Europäer mag sich bei Marco Polo (1254—1323) finden, der von einer Urbevölkerung des südlichen Chinas, den Miau-tse in Jünnan erzählt, daß dort die Chemänner nach Geburt eines Kindes durch ihre Frau etwa 20 Tage lang das Männerkindbett hüten und dabei das neugeborene Kind zu sich nehmen, während die Frau gleich nach der Geburt aufsteht und den Mann mit dem Kinde pflegt¹). Es gibt auf der Erde drei Gebiete, in denen die Sitte des Männerkindbetts verbreitet ist: Südostasien, Südwesteuropa, Südamerika und zwar besonders das nördliche Südamerika, das man auch schon als "das klassische Cand des Männerkindbetts" bezeichnet hat²).

Aus welchen Dorstellungen ist das Männerkindbett ent= standen? — Auf diese grage sind seit Bachofen schon verschiedene Antworten versucht worden. Eine Anzahl solcher Erklärungsversuche führt Ploß3) an. Keine dieser Antworten tann gänzlich befriedigen, und W. R. Dawson4) mag wohl vorerst recht behalten, wenn er in Übereinstimmung mit Ploß⁵) ausführt, es sei heute noch nicht zu entscheiden, in welchen Vorstellungen der Ursprung des Männerkindbetts zu suchen sei. So viel ist indessen wahrscheinlich, daß diese Sitte ein Ausdruck männlichen Widerstandes gegen mutter= rechtliche Samilienordnungen ist. Bachofen hatte angenom= men, der Erzeuger eines Kindes habe gegen die mutterrecht= lichen Anschauungen seines Stammes sich durch das Männer= findbett ein Recht auf das neugeborene Kind erwerben wollen; er habe sich also so verhalten, als ob auch er das Kind geboren hätte 6). Thurnwald, der das Männerkindbett

¹⁾ The Travels of Marco Polo, herausgegeben von Roß, 1931, S. 192.

²⁾ Kunide, Über das sog. Männerkindbett, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 43, 1911, S. 346ff.; W. R. Dawson, The Custom of Couvade, Manchester 1929; Man, Bd. 32, 1932, Nr. 288, 338, S. 247, 288; Ethnologischer Anzeiger, Bd. III, 2. Teil, 1932/35, S. 258ff.

³⁾ Das Kind in Brauch und Sitte der Dölker, Bd. I, 1911, S. 208ff.

⁴⁾ a. a. O., 5. 90.

⁵) a. a. O., S. 211.

⁶⁾ J. J. Bachofen, Das Mutterrecht, 1861, S. 255ff.

^{7) (}VI), Bd. VIII, 1927, S. 23 unter "Männerkindbett".

auch aus einem männlichen Widerstand gegen das Muttersrecht erklären möchte, meint, diese Sitte sei am ehesten als ein Dorbildzauber zu begreisen, der eine väterliche Sorge um das Kind ausdrücken soll; diese Sorge um das Kind setze aber wohl die Anerkennung der Vaterschaft schon voraus, die nach Bachsofen durch das Männerkindbett erst bestätigt werden sollte. Malinowski¹) nimmt an, das Männerkindbett habe den Sinn, den Grundsatz rechtmäßiger Abstammung (legitimacy) zu betonen und auszudrücken, daß das Kind einen Vater brauche.

Man könnte annehmen, daß Neigungen zur Sitte des Männerkindbetts dann am ehesten entstehen werden, wenn in einem Stamme sich ein Übergang vom Mutterrecht zum Daterrecht vorbereitet oder eine Schwächung des Mutterrechts eingetreten ist — eine Schwächung aus inneren geschichtlichen Antrieben des Stammes selbst oder aus äußeren Anstößen durch ein Volk mit vaterrechtlicher Samilienordnung. Offensbar soll das Männerkindbett den männlichen Anteil an der Zeugung des Kindes betonen und der Vaterschaft gleiche Anserkennung erwirken wie der Mutterschaft.

Die Männerbünde.

Wie die Sitte des Männerkindbetts, so kann man die Einzichtung der Männerbünde oder wenigstens einen Teil der — in mannigfaltigen Formen auftretenden — Männerbünde als Ausdruck einer Auflehnung der Männer gegen den Druck mutterrechtlicher Ordnungen auffassen. In mutterrechtlichen Stämmen scheinen Männerbünde öfters den Anstoß zu einem eigentlichen Staatsleben gegeben zu haben. Ich habe ja schon erwähnt, daß dem Mutterrecht eher lockere Dorfschaften oder lockere Dereinigungen dörflicher Gemeinschaften entsprechen, während eigentliche Staatsgründungen mehr von vaterrechtzlichen Stämmen ausgegangen sind. Wo innerhalb mutterz

¹) (VII), 1927, S. 215/216.

rechtlicher Stämme Machtgebilde entstanden sind, die einen Stamm oder Stämmebund straffer zusammengefaßt haben, da sind solche Staatenbildungen wahrscheinlich öfters von Männerbünden ausgegangen — von Männerbünden, die dem herrschenden Mutterrecht den Gegendruck einer Dereinigung der Männer entgegengesett haben. Dielleicht könnte man dies am besten am Beispiele der Pueblo-Indianer er= weisen, also eines Stammes, der in ausgesprochenem Mutter= recht lebt 1). Die Männerbünde sind immer ein Teil der Macht= ordnung eines Staates, meistens die Zusammenfassung der friegerischen Derbände und die Träger eines Teils der gesetz= lichen Ordnung im Innern des Stammes. Zur Wahrung ihrer Macht gegenüber den mutterrechtlichen Sitten werden die Männerbünde leicht zu Geheimbünden der Männer, die ihre Geheimnisse vor Frauen und Kindern hüten. Zur Ein= schüchterung der äußeren Seinde und der Frauen und Kinder dienen verhüllende und schreckende Masken, so besonders bei den mutterrechtlichen Indianerstämmen Nordamerikas.

heinrich Schurt (1863—1903) fällt das Derdienst zu, die Bedeutung der Männerbünde erwiesen zu haben. Er zeigte, daß ein Mensch nicht nur einer Sippe oder einem Stamm angehören müsse, sondern daß er auch einem Bunde, einer Altersklasse oder einer Geheimgesellschaft angehören könne, Dereinigungen, die das Leben des Stammes mitbestimmen²). Schurt hat auch gleich vermutet, daß die Männerbünde, wenigstens in der Sorm der Geheimbünde, aus einer Aufelehnung der Männer gegen den Druck mutterrechtlicher Sitten zu begreifen sein mögen³), hat aber entsprechend der Annahme einer mutterrechtlichen Entwicklungsstufe aller Völker der Erde⁴) auch die Entstehung von Männerbünden als einen

¹⁾ A. C. Kroeber, Zuñi Kin and Clan, Anthropological Papers of the American Museum of Natural History, Bd. 18, Teil II, 1917, S. 150 ff.; Cowie, (III), 1921, S. 269 ff.; Thurnwald, (VI), Bd. VIII, 1927, S. 20 unter "Männerbund".

²⁾ Cowie, (III), 1921, S. 284ff.; Cowie, (XIII), 1937, S. 58, 99/100.

^{*)} Schurt, Urgeschichte der Kultur, 1900, S. 107/108, 112, 122; Derselbe, Altersklassen und Männerbunde, 1902, S. 352ff.

⁴⁾ Schurt, Alterstlassen und Männerbunde, 1902, S. 50, 67/68.

allgemeinen Zug der Dölkerentwicklung angesehen. Er hat auch angenommen, die Männerbünde seien von Anfang an nach Altersklassen der Männer gestaffelt gewesen. In solchen Annahmen konnte ihm die völkerkundliche Sorschung nicht folgen. Auch wird diese Sorschung noch mehr als bisher einerseits eigentliche Männerbünde von Altersklassen und andererseits Altersklassen, in die ein Mensch für sein ganzes Ceben eingereiht wird, von Altersstufen, wie sie jeder Mensch durchläuft, unterscheiden müssen, denn solche Gesellungen können jeweils verschiedenen und auch ganz anderen Wurzeln entspringen und etwas anderes bedeuten als eigentliche Män= nerbünde. Thurnwald1) nimmt an, eine Derbindung der Männerbünde mit Einrichtungen der Altersstaffelung sei erst später erfolgt, sei also nicht ursprünglich und liege nicht im Wesen der Männerbünde. Auch eine Annahme H. Websters2), die Männerbünde seien jeweils aus Jünglingsweihen hervorgegangen, hat sich nicht bestätigen lassen.

Nach Graebner³) finden sich heute Männerbünde häufig bei mutterrechtlichen hackbauern. Wegen dieser Derbindung mit den mutterrechtlichen Ordnungen ist es verkehrt, eine Cehre von den Männerbünden als Kernen des Staatslebens aller Dölker, als Keimzellen des Staatslebens überhaupt, vorzutragen und männerbundähnliche Einrichtungen in der Geschichte aller Dölker zu suchen oder gar für die Gegenwart und Zukunft zu empfehlen⁴). Seit hans Blüher und Gustav Wyneken haben sich in Deutschland immer wieder, "männersbündische" Cehren zu verbreiten versucht. Schließlich wollte man Männerbünde bei den frühgeschichtlichen Germanen entdecken — bei Dölkern indogermanisch-vaterrechtlicher hers

¹⁾ a. a. O., S. 19.

²⁾ Primitive Secret Societies: A Study in Early Politics and Religion, 1908, 5. 28 ff., 47/48, 60, 71, 74, 75, 78 ff., 83.

³) 1923, S. 543.

⁴⁾ Dgl. auch Koppers, Die Anfänge des menschlichen Gemeinschaftslebens im Spiegel der neueren Dölferkunde, 1921, S. 173; Cowie, (III), 1921, S. 245—323; Karsten, Naturfolkens Samhällsliv, 1928, S. 86ff.; Casch bei Buschan, Illustrierte Dölferkunde, Bd. I, 1922, S. 5ff.; Thurnwald, (X), 1932, S. 280ff.

kunft, deren Staatsbau eben dadurch gekennzeichnet ist, daß er sich in einer geradezu großartigen Weise über den Sippen= verbänden der Bauernfrieger erhebt — über den Ansiedler= verbänden der Adelsbauern, bei denen Hofherr und Hofherrin etwa gleiche Geltung besaßen und deren Volksversammlungen aus den unter einander freien und gleichen Samilienhäuptern bestanden. Daß man bei den Germanen die der Völkerkunde bekannten Männerbünde gar nicht finden kann, habe ich an anderer Stelle ausgeführt¹). Bertha S. Phillpotts²) hat nach= gewiesen, daß die Sippenverbände, aus denen sich das ger= manische wie das indogermanische Staatsleben erklären, aus denen noch Gebilde wie die Gilden des Mittelalters abzuleiten sind, in einzelnen germanischen Gebieten noch bis ins 18. Jahr= hundert, bei den Dithmarschern sogar noch bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts bestanden haben. Wo innerhalb des indogermanischen Kreises einmal ein Männerbund entstanden ist wie in Sparta, da hat er die Samilie zersetzt und damit den Untergang des Staates bewirkt; das hat H. Lüde= mann³) einleuchtend nachgewiesen. Innerhalb eines Volkes indogermanischer und germanischer Herkunft müßte sich der "männerbündische Gedanke" jeweils in gleicher Weise zersekend auswirken. Es ist germanisch=vaterrechtlich gedacht, wenn Adolf Hitler4) "die Samilie als die kleinste, aber wertvollste Einheit im Aufbau des ganzen Staatsgefüges" bezeichnet und wenn heinrich himmler 5) den Männerbundgedanken ablehnt.

Wo die Dolkskunde in Mitteleuropa etwa Nachwirkungen früherer männerbündischer Regungen spüren könnte, da wird es sich um fortwirkende Einflüsse aus dem mutterrechtlichen Kreise der jungsteinzeitlichen Bandkeramiker handeln, einem

¹⁾ H. S. K. Günther, Sühreradel durch Sippenpflege, 1936, S. 67ff.

²⁾ Kindred and Clan in the Middle Ages and After: A Study in the Sociology of the Teutonic Races, 1913, 5. 201/202, 247/248, 257.

³⁾ Sparta: Cebensordnung und Schickfal, 1939.

^{4) &}quot;Adolf Hitlers Programm", Aufruf zur Wahl vom 31. VII. 1932.

⁽⁵⁾ Die Schutstaffel als antibolschewistische Kampforganisation, Der dritte Reichsbauerntag in Goslar, Archiv des Reichsnährstandes, Bd. III, 1936, S. 56/57.

Kreise mit hadbautreibenden Bevölkerungen, denen wahrscheinlich auch die Derehrung einer Großen Mutter eigen war und die nach ihrer Indogermanisierung zum Aufbau der Dölker Südosteuropas und des östlichen Mitteleuropas beisgetragen haben.

Spuren des Mutterrechts in Europa.

Don den vorkeltischen Bevölkerungen der Britischen Inseln, deren mutterrechtliche Sitten ich schon erwähnt habe, wie auch von den frühgeschichtlichen Keltiberern in Spanien wird das Männerkindbett erwähnt. In Südfrankreich und auf Korsika scheint sich diese Sitte bis in die Neuzeit erhalten zu haben. Reste des Männerkindbetts finden sich auch noch in Schottland') und in Albanien; das Albanische hat sogar ein Wort (merkos) für "Wöchner". Diese Spuren leiten wahr= scheinlich alle auf die vorindogermanischen Bevölkerungen überwiegend westischer (mediterraner) Rasse in Westeuropa und in den Mittelmeerländern zurück. Am deutlichsten erfaßt man sowohl Männerkindbett wie Mutterrecht bei den Basken, die auch sonst viele vorindogermanischen Gesittungsgüter er= halten haben. Bei ihnen ist das Ansehen des Vaters gering, und die Erbschaft der Samilie geht auf die Tochter über, die dann den Brüdern ihre Anteile zuweist2).

Spuren mutterrechtlicher Nachwirkungen einer vorsgermanischen Gesittung auf das vaterrechtliche Germanentum.

Man hat schon öfters auf die hervorgehobene Stellung des Mutterbruders bei den Germanen hingewiesen und in ihr

¹⁾ Dawson, Couvade, Man, Bb. 32, 1932, Mr. 338, S. 287.

²) E. Cordier, De l'Organisation de la Famille chez les Basques, Revue historique de Droit Français et Etranger, Bd. 14, 1868, S. 333 ff.; 577 ff., Bd. 15, 1869, S. 208 ff.

sowie in anderen Einzelheiten der germanischen Rechte und Sitten die Nachwirkung einer früher mutterrechtlichen Gesittung der Germanen erblicken wollen. Ich werde auszuführen haben, daß man im 19. Jahrhundert, dem Zeitalter der Ent= wicklungslehren, auch angenommen hat, es gebe eine all= gemeine "Entwicklung" der Dölker von einem ursprünglichen Mutterrecht zu der "höheren Stufe" des Vaterrechts. Eine Solge dieser Entwicklungslehren war, daß man bei vaterrecht= lichen Völkern nach Spuren und Resten eines überwundenen Mutterrechts suchte. Solche Dersuche lassen sich von E. v. Dar= gun1) noch bis §. Boden2) verfolgen. Die hervorgehobene Stellung des Mutterbruders bei den Germanen hat Cacitus3) erwähnt. Dielleicht lassen sich Spuren früheren Mutterrechts zwar nicht bei den Franken, doch aber bei der fränkischen Knechteschicht verfolgen; auch kennt das Salische Recht der Franken in einzelnen Sällen die weibliche Erbfolge 4). Weitere Arbeiten zu dieser Frage der Spuren mutterrechtlicher Nach= wirkungen auf das Germanentum sind bei Rivers⁵) und bei Gerda Merschberger⁶) angeführt. Diese Fragen werden sich am besten dadurch beantworten lassen, daß man einzelne mutterrechtliche Nachwirkungen aus der Gesittung der Me= galithkeramiker Nordwesteuropas auf das Germanentum an= nimmt, das ja gegen Ende der Jungsteinzeit aus einer Der= schmelzung der überwiegend nordischen Schnurkeramiker und benachbarter Stämme Mitteleuropas mit den nordwest= europäischen Megalithkeramikern überwiegend fälischer Rasse entstanden ist. Der fälischen Rasse ist wahrscheinlich Mutter= recht zuzuschreiben, der nordischen Daterrecht. Die mittel=

¹⁾ Mutterrecht und Raubehe und ihre Reste im germanischen Recht und Leben, 1883.

²⁾ Mutterrecht und Che im altnordischen Recht, 1904.

³⁾ Germania 20; Annalen XII, 29.

⁴⁾ Ernst Mayer, Deutsche und französische Verfassungsgeschichte, Bd. I, 1899, S. 419.

⁵⁾ Encyclopaedia of Religion and Ethics, Bb. VIII, 1915, S. 856 unter Mother-Right.

⁶⁾ Die Rechtsstellung der germanischen Frau, Mannusbücherei 57, 1937, S. 178/179.

europäischen und die südosteuropäischen Bandkeramiker sind wahrscheinlich mutterrechtlich gewesen, mutterrechtliche Hacksbauern, die eine Urmutter in verschiedenen Abwandlungen verehrt haben.

Als Rücklick auf Daterrecht und Mutterrecht soll hier zussammenfassend ausgeführt werden, daß Mutterrecht die Blutsbande zwischen den Menschen betont, die sich aus der Abstammung von einer Ehefrau ergeben, Daterrecht hingegen die Blutss und Rechtsbande betont, die Sippen und Geschlechter durch Abstammung von einem Samilienoberhaupt und Dater verbinden. Mutterrecht neigt dazu, die biologische Bedeutung der Frau zu übertreiben, Daterrecht dazu, die des Mannes zu übertreiben. In Wirklichkeit kommt beiden Geschlechtern gleich großes biologisches Gewicht zu, der sittlichen haltung der Frau ein größeres Gewicht. Ein Staat kann noch geraume Zeit nach Lockerung der sittlichen Anschauungen der Männer bestehen; bei Lockerung der sittlichen Anschauungen der Srauen stürzt er rasch zusammen.

Ju fragen wäre noch, wie die einzelnen Derwandtschaftsformen auf Siebung und Auslese wirken. So viel ich sehe, liegen hierüber aber keine Untersuchungen vor. Ganz allgemein wird man sagen können, daß Mutterrecht, da es oft dem Mädchen eine größere Freiheit bei Werbung und Gattenwahl zukommen läßt, dann hinaufzüchtend wirken wird, wenn die Mädchen unter ihren Freiern den Tüchtigsten wählen, und daß Daterrecht dann hinaufzüchtend wirken wird, wenn die jungen Männer bestrebt sind, Mädchen aus erbtüchtigen Samilien zu gewinnen.

XI. Die Sormen der Verwandtschaft.

Ich habe schon mehrfach ausgeführt, daß Verwandtschaft im Ceben der Naturvölker sehr viel bedeute und daß daher auch Verschwägerung zweier Samilien und Sippen von diesen und vom ganzen Stamme ernst genommen werde. Derwandt= schaft und Verschwägerung ordnen sich den umfassenden Vor= stellungen über Freund und Seind, Vertraute und Fremde und Gegenseitigkeit und Dergeltung unter. Dertraute Freundschaft wird gerne durch Derwandtschaftsbezeichnungen aus= gedrückt, durch Wörter wie "Dater" oder "Mutter", wie "Bruder" oder "Schwester". Eine solche Übertragung von Derwandtschaftsnamen auf Beziehungen der Freundschaft oder der Achtung kennen ja auch die europäischen Sprachen. Die Betonung der Derwandtschaftsbeziehungen lätt sich auch daran erkennen, daß bei vielen Völkern die Menschen im ver= trauteren Kreise nicht mit ihren Eigennamen angesprochen oder genannt werden, sondern mit der ihnen zukommenden Derwandtschaftsbezeichnung. Erst bei geschichteten Stämmen höherer Gesittung kann die Derwandtschaft zurücktreten gegen= über der Betonung von Rang, Stand, Auszeichnung und Besitz. Die Bedeutung der Verwandtschaftsordnungen und =bezeichnungen für die Völkerkunde haben schon Morgan und McCennan erkannt und beide haben auch schon den Unterschied hervorgehoben zwischen den uns Europäern vertrauten Derwandtschaftsordnungen nach Abstammung und den Ordnungen nach Satzung. Morgan (1871) hat die Derwandtschaftsordnungen, die von der Einzelfamilie und der Bluts= verwandtschaft ausgehen, die deskriptiven genannt, die= jenigen, die von einer Gruppe sich verwandt erscheinender Menschen ausgehen, die klassifikatorischen. Die klassifika= torischen zählen also eine ganze Gruppe von Derwandten zu einer "Klasse" und benennen alle Derwandten dieser Klasse mit der gleichen Derwandtschaftsbezeichnung.

Ich habe schon mehrfach auf diese zwei von einander verschiedenen Derwandtschaftsordnungen hinweisen Blutsverwandtschaft oder Verwandtschaft durch Ab= stammung liegt der einen Ordnung zugrunde, Rechts= verwandtschaft oder Verwandtschaft durch Satung der anderen. Consanguinity macht den Grundsatz der einen Ordnung aus, Kinship den Grundsatz der anderen — so hat Marett1) es ausgedrückt. Rivers, dessen bleibendes Der= dienst vor allem seine Untersuchungen über Verwandtschafts= ordnungen ausmachen2), hat in dem Abschnitt "Kinship and Relationship" seines Buches Social Organization3) dar= gelegt, daß Daterschaft und Mutterschaft nach den Anschau= ungen vieler Dölker nicht auf Zeugen und Gebären beruhen brauchen, sondern durch Sitten bestimmt werden können, und daß in diesem Salle Derwandtschaft ganz anders gezählt werde, als dies uns Europäern geläufig ist. Rivers will⁴) eine Derwandtschaft nach Abstammung (relationship, determined by means of genealogies) unterscheiden von einer Derwandtschaft durch Zugehörigkeit zu einem Clan, also zur Untergruppe eines Stammes (relationship or sibship set up by membership of the moiety or clan). Şür die europäische "destriptive" Derwandtschaft hat er auch die Bezeich= nung kin, für die "klassistatorische" die Bezeichnung sib porgeschlagen. Die dem Europäer fremde Ordnung möchte ich als Verwandtschaft durch Satzung bezeichnen. Beide Arten der Verwandtschaft werden sich in der gleichen Unter= gruppe eines Stammes finden, weil ja innerhalb einer Untergruppe immer eine Anzahl unter einander blutsver= wandter Samilien vorkommen werden. So können also Mit= glieder einer solchen Untergruppe zu einander sowohl bluts= verwandt oder abstammungsverwandt wie sakungsverwandt sein.

Die europäische Derwandtschaftsordnung hat Rivers

¹⁾ Anthropology, 1929, 5. 163.

²⁾ H. R. Cowie, (XIII), 1937, S. 176.

³) 1924, S. 52.

⁴⁾ a. a. O., S. 53/54.

Family System genannt¹); sie ist die deskriptive Ordnung Morgans. Die andere Verwandtschaftsordnung hat Morgan als "klassifitatorisch" bezeichnet, weil in ihr ganze Gruppen von Derwandten, jeweils eine ganze "Klasse", mit der gleichen Derwandtschaftsbezeichnung angeredet und angeführt werden wie der Vater, die Mutter, der Bruder, die Schwester usw. Ein Kind nennt also eine Gruppe von Männern, nach Mor= gan eine "Klasse" von Männern, "Dater", eine Gruppe von Frauen "Mutter"; es nennt eine Gruppe von Geschwistern, Dettern und Basen "Brüder" oder "Schwestern". "Vater" bedeutet hier also nicht so viel wie Erzeuger und "Mutter" nicht so viel wie Gebärerin. "Vater" kann sowohl den Erzeuger bezeichnen wie dessen Bruder oder dessen Dettern ersten oder sogar noch zweiten Grades. Ein Kind kann also noch alle die Söhne der Söhne seines väterlichen Großvaters als "Dater" bezeichnen, aber ebenso auch die Chegatten der Schwestern seiner Mutter. Entsprechendes gilt nach der weib-lichen Seite für die Bezeichnung "Mutter". Damit ist jeder Sohn oder jede Tochter eines als "Dater" bezeichneten Mannes zugleich "Bruder" oder "Schwester" satzungsverwandter Art zu den Söhnen oder Töchtern derjenigen Männer, die zur gleichen Gruppe von "Dätern" gehören. In vielen Verwandt= schaftsordnungen nach Satzung wird die Gruppe derer, die als "Datersbrüder" angesehen werden, den Bezeichnungen und der rechtlichen Stellung nach scharf getrennt von der Gruppe derjenigen, die als "Mutterbrüder" angesehen werden. Australier, Odschibwä und Irokesen seken so mit je einem der Eltern bestimmte Verwandte gleichen Geschlechts gleich; so fallen die Bezeichnungen für den Dater und den Daters= bruder zusammen, ebenso die für die Mutter und die Mutter= schwester, und wiederum wird eine Gruppe von Menschen wie die Datersschwester bezeichnet oder wie der Mutterbruder. In den klassistäterischen Ordnungen fallen also eine Anzahl der uns Europäern geläufigen Derwandtschaftsbezeichnungen zusammen, wodurch die Sprache an solchen Bezeichnungen

¹⁾ a. a. O., S. 55.

ärmer werden kann. Am meisten trifft das für die hawaiische Derwandtschaftsordnung zu, die Morgan¹) daher für die ursprünglichste gehalten hat; er nannte sie "die malaiische Ordnung" (malayan system). Ich werde ausführen müssen, daß Morgan aus den von ihm als klassifikatorisch bezeich= neten Ordnungen schließen wollte, eine Bezeichnung wie "Dater" bedeute innerhalb der Stämme mit Verwandtschaft burch Satzung immer einen möglichen Erzeuger oder sei ein Überrest aus einer Vorzeit, welche die Einehe noch nicht gefannt habe; flassifitatorische Bezeichnungen ließen also auf eine Sorm der Gruppenehe als Urehe der Menschheit zurückschließen. Don dieser urmenschlichen Gruppenehe schloß dann Morgan weiter zurück auf eine urmenschliche Promiskuität 2). Die Sorschung nach Morgan (Andrew Lang, N. W. Thomas, Gifford, Kroeber, Westermark, Rivers, Thurnwald, Lowie und andere) hat diese Schlüsse als Sehlschlüsse erkannt und auch nachgewiesen, daß eine geringe Zahl von Verwandt= schaftsbezeichnungen durchaus nicht ein Anzeichen für die Bewahrung urtümlicher Zustände ist, sondern daß oft gerade eine Sülle von bis ins einzelne unterscheidenden Bezeich= nungen als Anzeichen für urtümliche Derhältnisse gelten darf. Über diese Frage der Ursprünge jedoch im letzten Abschnitt!

Die romanischen und germanischen Sprachen Europas waren früher nicht ärmer, sondern reicher an Derwandtschaftsbezeich nungen, so wie heute einzelne Mundarten dieser Sprachen und die meisten slawischen Sprachen den Reichtum des indogermanischen Sprachstammes an Derwandtschaftsbezeichnungen noch zum Teil bewahrt haben. Man könnte sagen, daß die romanischen und germanischen Sprachen die Derwandtschaft früher mehr "deskriptiv" bezeichnet haben und heute einen Übergang von der deskriptiven zur klassissischen Bezeichnungsweise darstellen. Man wird aber auch sagen können, daß sich bei alleiniger Betrachtung der sprachlichen Mittel zur Bezeichnung der Derwandts

¹⁾ Ancient Society, 1877, S. 410, 427, 502.

²) a. a. O., S. 507ff.

schaft weder rein deskriptive noch rein klassifikatorische Ord= nungen ergeben würden, sondern immer nur überwiegend destriptive oder überwiegend klassifikatorische. Die Betrachtung der sprachlichen Mittel zur Bezeichnung der Verwandtschafts= ordnung würde aber für sich allein ein Derständnis der beiden Derwandtschaftsordnungen noch nicht ermöglichen. Bei glei= chem oder vergleichbarem sprachlichem Ausdruck kann doch der Vorstellungsinhalt der Wörter innerhalb der einen Ge= sittungsform anders sein als innerhalb der anderen. So könnte sicherlich unser Wort "Onkel" als eine klassifikatorische Be= zeichnung gefaßt werden, da es sowohl für den Datersbruder wie für den Mutterbruder gebraucht wird, sowohl für lateinisch patruus (Daterbruder) wie für lateinisch avunculus (Mutterbruder), sowohl für standinavisch farbror älterem faderbroder) wie für standinavisch morbror (aus älterem moderbroder). Dennoch geht für denjenigen, der von einem "Onkel" sprechen hört, meistens aus dem Zu= sammenhang hervor, was für ein Onkel gemeint ist, ob der väterlicher oder der mütterlicher Seite, während ein Wort für "Onkel" in den Sprachen der Stämme mit klassifikatorischer Ordnung weniger die Dorstellung eines bestimmten einzelnen Menschen als die eines zu einer Onkelgruppe gehörenden Menschen hervorruft. Thurnwald1) nimmt an, die flassi= fikatorischen Ordnungen entsprächen mehr einer Denkweise, die Einzelnes zu Gruppen sammelt, die deskriptiven Ordnun= gen mehr einer Denkweise, die Gruppen zu Einzelnen auflöst, also die einen einem "analytischen", die anderen einem "in= dividualisierenden" Denken; ein Übergang von der einen zur anderen Verwandtschaftsordnung entspreche dem Übergang von einer Denkweise zur anderen. Auch wenn man diese Annahme Thurnwalds teilt, wird man doch jeweils versuchen mussen, durch die Wörter als Bezeichnungen der Derwandt= schaft hindurch zu den eigentlichen Dorstellungsinhalten dieser Wörter vorzudringen. Dies ist aber gegenüber vielen fremden Sprachen und Völkern sehr schwierig.

¹⁾ Thurnwald, (VI), Bd. 14, 1928/29, S. 148/149 unter "Verwandt-schaft".

Streng genommen sind nur die im Sinne der Blutsverwandt= schaft als deskriptiv gedachten Wörter für "Dater" (Erzeuger) und "Mutter" (Gebärerin) rein deskriptiv. Schon "Bruder" und "Schwester" können auch in den Sprachen der Völker mit Abstammungsverwandtschaft für eine Gruppe von Menschen gebraucht werden. Es gibt aber Sprachen, die eigene Bezeich= nungen für den "jüngeren Bruder" oder den "älteren Bruder" haben, die also genauer und gleichsam noch deskriptiver zu benennen versuchen. So werden die Derwandtschaftsbezeich= nungen eines Volkes mit Abstammungsverwandtschaft nicht rein, sondern eben immer nur überwiegend "deskriptiv" sein, die eines Volkes mit Satzungsverwandtschaft nicht rein, sondern überwiegend klassifitatorisch. Auch innerhalb der flassifitatorischen Ordnungen werden einzelne Bezeichnungen einen einzelnen Menschen treffen, auch innerhalb der destrip= tiven Ordnungen werden einzelne Bezeichnungen eine Gruppe oder "Klasse" umfassen"). In den Sprachen der Estimo und der kalifornischen Mono, wie in gewissem Ausmaße in den standinavischen Sprachen, wird die Derwandtschaft Datersseite von der Derwandtschaft von Mutterseite unterschieden 2). Diel "destriptiver" als die der europäischen Sprachen sind die Derwandtschaftsbezeichnungen innerhalb der semi= tischen Sprachen und der Sprachen von Stämmen im Gebiete des oberen Nils; dort werden die Datersbrüder und deren Söhne und Töchter anders bezeichnet als die Mutterbrüder und deren Söhne und Töchter3).

Klassifikatorische Perwandtschaftsordnungen sind verbreitet im Inselgebiet des Stillen Ozeans, in Polynesien, Melanesien, Neuguinea und Australien, kommen aber zerstreut auch in Indien und in Teilen Afrikas vor⁴).

Wie heute noch die standinavischen Sprachen und manche

¹⁾ Dgl. Lowie in der Encyclopaedia of the Social Sciences, Bd. VIII, 1932, S. 568 unter "Kinship".

²⁾ Lowie, a. a. O., S. 569.

³⁾ Rivers, Social Organization, 1924, S. 61.

³⁾ Rivers, On the Classificatory System of Relationship, bei E. B. Tylor, Anthropological Essays, 1907, S. 310.

deutschen Mundarten, so ist auch das Mittelhochdeutsche, ja noch das Frühneuhoch deutsche genauer, gleichsam "deskriptiver" gewesen als das Neuhochdeutsche unserer Zeit. Die deutschen Mundarten unterscheiden heute noch genauer die Verwandt= schaft von väterlicher Seite von der von mütterlicher und die Blutsverwandtschaft von der durch Verschwägerung, von der angeheirateten Verwandtschaft. In den slawischen Sprachen werden der Datersbruder, der Mutterbruder, der Mann der Vatersschwester und der Mann der Mutterschwester wie im Indogermanischen von einander unterschieden, wo in den roma= nischen und germanischen Sprachen alle diese Bezeichnungen durch eine für "Onkel" verdrängt worden sind. Das gleiche gilt für "Cante". Im Englischen hat das eine Wort cousin eine große Anzahl von Bezeichnungen verdrängt, die jeweils Dettern und Basen von Vatersseite und von Mutterseite unterschieden. Im Mittelalter, ja noch später, wurde im Deutschen die Daters= schwester ("Base") von der Mutterschwester ("Muhme") unterschieden, der Datersbruder ("Detter") vom Mutterbruder ("Oheim"), die Schwestertochter ("Niftel") von anderen Nichten, der Schwestersohn ("Neffe") von anderen Neffen. Die Wörter "Onkel" und "Tante", "Neffe" und "Nichte" haben also eine Anzahl genauer unterscheidender Bezeich= nungen verdrängt oder ersett. Sür das heutige "Detter" und "Base" gab es noch bis zum 18. Jahrhundert Bezeichnungen wie Oheimkind, Muhmenkind, Detternkind und Basenkind. Die Mundarten unterscheiden noch Bruderskind und Schwesterkind und kennen nicht Neffe oder Nichte. In den Mundarten lebt noch "Sohnsfrau" für früheres "Schnur". Untergegangen sind "Schwäher" (= Schwiegervater) und "Schwieger" (= Schwiegermutter)1). Die deutschen Mundarten haben auch "destriptive" Bezeichnungen bewahrt, wo die Schriftsprache der Städter für verschiedene Arten der Verwandtschaft nur noch in "klassifikatorischer" Weise die Worte "Schwager" und "Schwägerin" kennt. So finden sich in den Mundarten noch "Schwe=

¹⁾ C. Weisgerber, Muttersprache und Geistesbildung, 1929, S. 78, 79, 93, 94; Kluges Etymologisches Wörterbuch, herausgegeben von Götze, 1934, unter "Base", "Schnur" und "Schwäher".

stermann" und "Brudersfrau", so "Mannesbruder" und "Mannesschwester". Das Wort "Schwager" kann ja bedeuten: Ehemann der Schwester (lakeinisch sororis vir, spätlateinisch sororius), Bruder der Ehefrau (lakeinisch uxoris frater) oder Bruder des Ehemanns (levir, mariti frater). Das Wort "Schwägerin" kann bedeuten: Frau des Bruders (fratris uxor), Schwester des Ehemanns (glos) oder Schwester der Ehefrau (uxoris soror). Aber auch entferntere Derwandte, also durch Anheirat verschwägerte, können noch als "Schwager" oder "Schwägerin" bezeichnet werden, im Cateinischen als cognatus oder cognata, als vir affinis oder mulier affinis.

So haben sich isso auch im Deutschen die vereinzelnden Bezeichnungen an Zuhl verringert, und für mehrere vereinzelnde Bezeichnungen wird heute jeweils eine verallgemeinernde gebraucht. Man könnte darin einen Übergang von der deskrip= tiven Derwandtschaftsordnung zur klassifikatorischen erbliden, wenn solch ein sprachlicher Vorgang als Anzeichen einer Abwandlung der Verwandtschaftsvorstellungen aufgefaßt werden dürfte. Aus diesem Vorgang darf aber vorerst nur geschlossen werden, daß für das Abendland und vor allem dessen städtische Bevölkerungen die Verwandtschaft an Bedeutung verloren hat, daß seit dem Mittelalter ein den Einzelmenschen betonendes Denken nach und nach auch den Sinn für die Verwandtschaft und deren Bindungen aufgelöst hat. Sür den Städter in Mittel= und Westeuropa besteht nicht mehr, was ich zu Beginn dieses Abschnitts erwähnt habe und was bei den Naturvölkern so stark hervortritt: eine Hoch= schätzung der Verwandtschaft als der Grundlage des mensch= lichen Cebens, eine Achtsamkeit auf Herkunft, Sippe und Derschwägerung. Mit dem Schwinden eines Sinnes für die Derwandtschaft schwand aber die Sorgfalt der Bezeichnung verwandtschaftlicher Beziehungen, und so wurden viele früher lebendige Verwandtschaftsnamen vergessen. Zugleich ist dieses Schwinden der Verwandtschaftsbezeichnungen in den romani= schen und germanischen Sprachen ein Beleg dafür, daß die geringe Zahl solcher Bezeichnungen nicht, wie Morgan wähnte, als Anzeichen urtumlicher Verhältnisse, die große

Zahl hingegen als Anzeichen einer höher entwickelten Geslittung aufgefaßt werden darf.

hiermit ist diese Übersicht über die Sormen der heirat, der Che, Samilie und Verwandtschaft beendet. Sie vermag eine Vorstellung davon zu vermitteln, welche Mannigfaltigkeit solcher Formen menschlichen Zusammenlebens pon Dölkerkunde zu verzeichnen ist. Diese Mannigfaltigkeit ist nahezu unermeßlich. Man könnte fast sagen, die Menschheit habe jede mögliche Sorm der Ehe, Samilie und Derwandt= schaft auch wirklich erprobt, auch die von manchen als neueste Vorschläge angesehenen "Probeehen" oder "Zeitehen" oder "Kameradschaftsehen". Wenn man sich die einzelnen Sormen vergegenwärtigt: Einehe, Vielweiberei, Vielmännerei, Gruppenehe — Daterrecht, Mutterrecht — Kleinfamilie, Groß= familie — Binnenheirat, Außenheirat — Derwandtschaft nach Abstammung und Verwandtschaft nach Satzung — und dazu noch die verschiedenen Formen der Heirat bedenkt, wenn man dann sich die große Zahl der möglichen Zusammenstellungen dieser einzelnen Sormen in der Wirklichkeit des Völkerlebens vorzustellen versucht, so erhält man aus der Jülle dieser Zusammenstellungen eine Ahnung von der Dielfältigkeit des Samilienlebens der Gattung Mensch. Dabei wäre der gegen= seitige Einfluß einzelner Gesittungen auf einander, ein Einfluß, der die Dermischung von Samilienformen bewirkt hat, noch gar nicht bedacht.

XII. Die Bachofen-Morgansche Entwicklungslehre und deren Widerlegung.

In dem Abschnitt über die Geschlechterbeziehungen im Tier-reich habe ich darzulegen versucht, daß offenbar die Ehe — also eine mehr oder minder dauerhafte Verbindung der Eltern von Kindern — schon vormenschliche Wurzeln habe, daß die Wurzeln der menschlichen Che und des menschlichen Samilienlebens mindestens bis zu den Menschenaffen zurückreidzen und daß der Mensch von den verschiedenen vormensch= lichen Antrieben (Instinkten) zur Gesellung die Antriebe zur Samilienbildung übernommen habe. Diese Einsicht ist aber von der Sorschung erst allmählich verbreitet worden und wird noch nicht von allen Darstellungen der Ursprünge menschlichen Samilienlebens geteilt. Besonders die volkstümlich gedachten Schilderungen des menschlichen Samilienlebens der Dorzeit und der Gegenwart stellen die Che immer noch als eine verhältnismäßig junge Errungenschaft des Menschen dar; vor der Einführung der Ehe und verschiedener Heiratsverbote hätten die Menschen in regelloser geschlechtlicher Dermischung gelebt und ohne irgendwelche Meidung geschlechtlicher Beziehungen zwischen Blutsverwandten.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hatten die meisten Darsteller menschlicher Gesellungsformen die Einehe (Monogamie) als ursprüngliche Sorm der gesetzlichen Beziehungen zwischen den Geschlechtern angesehen, so etwa Rousseau, der Marquis de Condorcet, Herder, Klemm und Comte. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts sind auf die Frage nach der Urgeschichte der menschlichen Ehe eine Reihe hiervon verschiedener Antworten versucht worden.

Promiskuität (hetärismus, Agamie, communal marriage, matrimonial communism, sexual communism), also regellose geschlechtliche Vermischung, als Urzustand nahmen

an: Bachofen, Morgan, McCennan, Cubbock (Cord Avebury), dann in gänzlichem Anschluß an diese Forscher oder in mehr oder minder großer Übereinstimmung mit ihnen auch Post, Kohler, Herbert Spencer, Wilken, Schurß, Bernhöft, Achelis, Camprecht und andere, im großen ganzen auch I. G. Frazer¹). Die Cesten, die eine Urpromiskuität annehmen oder an der Bachofen-Morganschen Cehre von einer Entwicklung der Menscheit vom Zustande der Promiskuität bis zur Einehe sesthalten wollten, waren wohl der deutsche Arzt Müller-Cyer (1857—1916) und der jüdische Arzt Iwan Bloch²).

Dielweiberei als ursprüngliche Cheform des Menschen nahmen in verschiedenen Sormen an: Darwin, Andrew Lang und der jüdische Arzt Sigmund Freud.

Eine Ureinehe nahmen an: Tylor, Sorel, Grosse, Kuhlenbeck, Wilhelm Wundt, Westermarck, W. Schmidt und W. Koppers.

Mit solchen Annahmen verbanden sich Annahmen oder Dermutungen über die ursprünglichen Sormen der Heirat, so besonders die Cehre von einer Entwicklung, die von der Raubsehe zur Einwilligungsehe geführt habe, über die ursprüngslichen Sormen der Samilie (Vaterrecht oder Mutterrecht) und über die ursprünglichen Sormen der Verwandtschaft. Am besten wird man den Streit der Auffassungen etwa in geschichtslicher Aufzählung verfolgen:

Der erste hervorragende Gelehrte, der die vor ihm herrschende Annahme, der Mensch habe ursprünglich in Einehe gelebt, unter Anführung bedeutungsvoller Zeugnisse zurückwies, war der in Basel geborene und dort lehrende Johann Jacob Bachofen (1815—1887). Er hatte bei den hellenischen und römischen Geschichtsschreibern Nachrichten über andere als

¹⁾ J. G. Srazer, Totemism and Exogamy, Bb. I, 1910, S. 151, 318ff.; Bb. IV, 1910, S. 110ff.

²⁾ Bloch, Das Sexualleben unserer Zeit, 1907, S. 210ff.

vaterrechtliche Samilienordnungen gefunden und war bei Derfolgung dieser Nachrichten zum Entdecker des Mutter= rechts geworden wie auch zu einem der Begründer einer ver= gleichenden völkerkundlichen Rechtswissenschaft.

Bachofen lehrte seit 1841 als Professor des Römischen Rechts in Basel, veröffentlichte Schriften über römische Geschichte und römisches Recht und Untersuchungen über Sagen und Sinnbilder hauptsächlich der hellenischsrömischen Welt. Als Entdecker des Mutterrechts und einer der Begründer der vergleichenden Rechtsforschung trat er 1861 hervor mit dem Werke: "Das Mutterrecht, eine Untersuchung über die Gysnäfokratie der Alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur". Die zweite Auflage dieses Werkes erschien 1897, etwa 10 Jahre nach Bachofens Tode. In den Jahren 1881 bis 1886 folgten "Antiquarische Briefe, vornehmlich zur Kenntsnis der ältesten Verwandtschaftsbegriffe" (I. Bd. 1881, II. Bd. 1886).

Schrifttum über Bachofen:

Die Bachofen=Ausgabe "Der Mythus von Orient und Occistent. Eine Metaphysik der Alten Welt" (1926) durch Manfred Schroeter und Alfred Bäumler, der Bachofen als Gesschichtsphilosophen der Romantik fassen möchte.

C. A. Bernoulli, Johann Jakob Bachofen und das Naturs symbol, 1924.

Georg Schmidt, Johann Jakob Bachofens Geschichtsphilossophie, 1929 (mit umfassendem Schrifttumsverzeichnis).

h. R. Lowie, The History of Ethnological Theory, Condon 1937, S. 40ff.

Bachofen nahm an, die Menschen hätten sich in der Dorzeit regellos vermischt, also auch Mütter mit Söhnen und Brüder mit Schwestern; die Begattung sei ursprünglich öffentlich gewesen.). Diesen Zustand nannte Bachofen hetärismus, oder er sprach — in Anlehnung an die Auffassung des Sumpfes als eines Sinnbilds vom "Urchaos" und an die Sumpfwesen der "chthonischen" Götterwelt der vorhellenischen

¹⁾ Das Mutterrecht, 1861, S. 10, 13, 18.

Bevölkerungen der Ostmittelmeerländer, deren mutterrecht= liche Sitten Bachofen erkannt hatte — von "Schlamm= zeugung"1). Die Bezeichnung "Hetärismus" ist nicht glücklich gewählt; das habe ich früher (S. 87) schon ausgeführt. Sie ist auch von der späteren Sorschung nicht aufgenommen worden. Diese sprach meist von Promiskuität, gelegentlich auch von Geschlechtskommunismus (sexual communism). Bachofen nahm an, schließlich hätten die Frauen sich gegen den Hetäris= mus empört, gegen dieses ius naturale der Urmenschheit; so sei die mutterrechtliche Samilie und damit ein ius civile begründet worden. Die mutterrechtliche Samilie habe sich aus der Unkenntnis des Erzeugers eines von einer Frau geborenen Kindes ergeben, aus einer Unkenntnis, die eine Solge der un= geregelten Dermischung, des Hetärismus, gewesen sei. Die Urfamilie geht also nach Bachofen aus vom Zusammenhang einer Mutter mit den von ihr geborenen Kindern, die von verschiedenen Erzeugern stammen können. Bei weiterer hebung der menschlichen Gesittung hat sich nach Bachofen die vaterrechtliche Samilie ergeben: "Don dem Weibe erzogen, reift das Menschengeschlecht beran, um zulett, der stofflichen Bevormundung entwachsen, die Gewalt wieder an den Mann zurückzugeben"2). Den hetärismus, den er bei einzelnen Völkern der Gegenwart annehmen wollte, wollte Bachofen als Nachwirfung des ius naturale der Vorzeit ansehen.

Mit diesen Dorstellungen über die urmenschliche Samiliensordnung verbinden sich bei Bach ofen Dorstellungen von einer ursprünglichen Besitzemeinschaft (Besitztommunismus) der unter einander gleichberechtigten Menschen, einer Besitzemeinschaft, die der Gemeinschaft des Geschlechtslebens (dem Geschlechtskommunismus) entsprochen habe. Es verbinden sich ferner mit Bachosens Cehre von der ursprünglich mutterzechtlichen Samilie Dorstellungen von einer weiblich bestimmzten chthonischen, tellurischen oder lunarischen Cebensordnung und einer männlich bestimmten solarischen Cebensordnung,

¹⁾ a. a. O., S. 50, 72, 161, 379, 385.

⁹) a. a. O., S. 111.

vom Weibe als dem der Natur näheren, der Erde vertrauteren Geschlechtswesen, vom Manne als dem der Natur ferneren, dem Geiste vertrauteren Geschlechtswesen, von der Natur als dem Grundsatz alles Weiblichen, dem Geiste als dem Grund= sak alles Männlichen.

Mit Bachofen und dem gleich zu nennenden Morgan und McCennan beginnt ein langer Streit über die anzunehmende Stufenfolge von Mutterrecht und Daterrecht, von Promiskuität, Gruppenehe, Mehrehe und Einehe, ein Streit, der auch über Sir henry Maine und hartland bis etwa zu Rivers (1864—1922) geht, einem englischen Sorscher, der ausschlaggebende Klärungen bringt.

Bachofens Buch von 1861 über das Mutterrecht hat zu seiner Zeit so überraschend gewirkt, wie wir uns heute kaum noch vorstellen können. Der Rechtswissenschafter Josef Koh= Ier (1849-1919), der selbst 1897 im 12. Bande der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft (S. 187—353) eine später als Buch erschienene Arbeit "Zur Urgeschichte der Ehe" (1897) veröffentlicht hat1), zeigt durch seinen Nachruf auf Bachofen in der gleichen Zeitschrift (Bd. VIII, 1888, S. 148-155), welchen umstürzenden Eindruck Bachofens Cehre damals gemacht hat. Das Mutterrecht, heißt es dort, sei "die größte Entdeckung, welche die historische Rechtswissenschaft in den letten Jahrhunderten gemacht" habe. Josef Kohler nennt Bachofen den "Altmeister unserer rechtsvergleichenden Wis= senschaft" (S. 148). Wilken, ein holländischer Forschungs= reisender, habe durch seine Untersuchungen über die Samilien= formen der Malaien die Cehre Bachofens bestätigt (S. 150). Nun sei vieles in der Urzeit erhellt, auch die Oresteia des Aischylos und die hamletsage; nun zeige sich der blutige Weg, den die Menschheit zurückgelegt habe von der Promiskuität ("Hetärismus") über das Mutterrecht zum Daterrecht, zu dem Daterrecht, mit dem "alle höhere Bildung" verknüpft sei (5. 149).

¹⁾ Über Kohler vgl. Rivers, Kinship and Social Organisation, 1914, 5. 8, 19.

hier zeigt sich schon recht deutlich der für das 19. Jahrhundert tennzeichnende Entwicklungsglaube und Sortschrittswahn. Bachofens Anschauungen kamen den wissenschaftlichen und volkstümlichen Neigungen des 19. Jahrhunderts entgegen, allerdings zunächst mehr in Frankreich und England, wie Kohler bedauernd feststellt (S. 151). Deutsche Zeitgenossen Bachofens und Kohlers haben sich der Bachofenschen Cehre nicht so begeistert anschließen können. Der später zu erwähnende Däne Starce1) hat Bachofens Werk in der hauptsache als Zeugnis einer überströmenden dichterischen Einbildungsfraft ansehen wollen. Er sah in ihm mehr "die Rhapsodie eines kenntnisreichen Dichters als die Schöpfung eines klaren und ruhigen wissenschaftlichen Geistes". Bachofen war aber ein bedeutender Sorscher und seine Entdeckung des Mutterrechts wird in der Geschichte der Wissenschaften immer als eine große Entdeckung genannt werden. Da Bachofen sich in der hauptsache auf die Berichte über mutterrechtliche Samilien= ordnungen der vorindogermanischen Mittelmeervölker be= schränkt hatte, mußten manche von seinen Schlußfolgerungen zu unhaltbaren Derallgemeinerungen werden.

von Bachofen hat McCennan Unabhängig (1827 bis 1881), ein schottischer Rechtswissenschafter, von völkertundlichen Betrachtungen ausgehend, die mutterrechtliche Samilienordnung entdeckt. Er nahm eine Urzeit an, in der Menschenhorden ohne Samilie lebten, also in Promistuität: die Kinder wurden wohl von den Frauen aufgezogen, die sie geboren hatten, galten aber als Eigentum der Horde, da man ja nicht wußte, wer ihre Erzeuger gewesen waren. Diese Annahme trug McCennan im Jahre 1865 in seiner Schrift Primitive Marriage vor. Er nahm also eine Entwicklung an, die von der ungeregelten geschlechtlichen Dermischung zum Mutterrecht und über verschiedene weitere Stufen zum Daterrecht geführt habe. Auf McCennans Cehre will ich eingehen, wenn ich die Morgans gekennzeichnet habe, mit der sich McCennan eingehender auseinandergesetzt hat.

¹⁾ Die primitive Samilie, 1888, S. 259.

Als dritter und wohl bekanntester Vertreter der Cehre von einer ursprünglichen Promiskuität, der dann nach anderen Stufen die mutterrechtliche und schließlich die vaterrechtliche Samilie folgen sollte, ist der Nordamerikaner Lewis henry Morgan (1818—1881) zu nennen. Morgan war Rechtssgelehrter und Rechtsanwalt (lawyer). Don Jugend an war er auf den Indianerstamm der Seneca-Irokesen und auf dessen Sitten aufmerksam gewesen, der in der Nähe seiner Heimat Aurora im Staate Neugork wohnte. Er verteidigte diesen Irokesenstamm bei der nordamerikanischen Regierung erfolg= reich gegen eine Candkaufgesellschaft und wurde zum Danke dafür in den Stamm aufgenommen, hat ihn aber immer nur auf kurze Zeit aufgesucht. Im Jahre 1851 erschien Morgans erstes, grundlegendes Werf: The League of the Iroquois, dem B. J. Stern1) "flassische" Bedeutung zumißt. Es ent= hält Morgans Entdeckung mutterrechtlicher und klassifi= katorischer Derwandtschaftsordnungen. Im Jahre 1858 ent= decte Morgan bei einem Besuche des Indianerstammes der Odschibwä (Chippewa, Ojibwa, nordwestlich vom Oberen See, Lake Superior), daß deren Derwandtschaftsordnung die gleiche war wie die 1851 von ihm beschriebene Derwandt= schaftsordnung der Irokesen, die er für einzigartig gehalten hatte. Immer deutlicher erkannte er die Wichtigkeit der Der= wandtschaftsordnungen für jeden Versuch einer Deutung und geschichtlichen Erklärung aller Sormen der Ehe und Samilie. Rivers2) hat später ausgesprochen, daß man kaum ein anderes Mal in der Geschichte der Wissenschaften eine Ent= dectung so ausschließlich einem einzigen Manne zuschreiben tönne wie Morgan die Entdeckung der Verwandtschafts= ordnungen, die Unterscheidung zwischen einer Ordnung der Derwandtschaft durch Abstammung und einer Ordnung durch Satzung. Morgan hat (wie nach ihm Sir Henry Maine) betont, daß man zwischen einer Zusammengehörigkeit durch Blutsverwandtschaft und einer Zusammengehörigkeit durch Beziehung zu einer örtlich geschlossenen Gruppe genau unter-

¹⁾ Lewis Henry Morgan, social Evolutionist, 1931, S. 200.

²⁾ Kinship and Social Organisation, 1914, S. 4.

scheiden müsse, zwischen kinship affiliation und territorial affiliation, wie Stern¹) sich ausdrückt. 1871 veröffentlichte Morgan sein 1868 druckfertig gewordenes Werk "Systems of Consanguinity and Affinity of the Human Family"2) und 1877 "Ancient Society or Researches in the Lines of Human Progress from Savagery through Barbarism to Civilization", das in deutscher Übersetzung "Die Urgesellschaft" 1891 von Eichhoff und Kautsky veröffentlicht wurde. Es ist nicht richtig, daß Morgan mit diesen Werken der Begründer der Cehre von Entwicklung und Sortschritt geworden ist, der Begründer der "Evolutionslehre", auf die das 19. Jahrhundert so stolz war; vielmehr hat sich Morgan zum Schaben seiner eigenen Gedanken dem Zuge der Zeit, einer Neigung zu den verschiedensten Entwicklungslehren, angeschlossen. So entscheidend seine Entdeckungen über das Wesen der Verwandt= schaftsordnungen sind, so fragwürdig sind durch Aufnahme des Entwicklungsgedankens seine Deutungen der Derwandt= schaftsbezeichnungen als Überreste früherer Sormen von Che und Samilie geworden. So wichtig sein hinweis auf einen Einfluß der Besitzverhältnisse auf die Sormen der menschlichen Gesellung geworden ist und so bewundernswert der Mut Morgans war, als Erster oder als einer der Ersten die Frage nach der herkunft heutiger Gesellungs= und Samilienformen als urzeitlichen Sormen aufzuwerfen, so unhaltbar sind viele seiner Schlüsse und Deutungen eben durch die Einbeziehung der beobachteten Sormen in bestimmte Entwicklungsreihen geworden. Trot allen diesen Mängeln, die auch B. J. Stern angeführt hat, bleibt viel von Morgans Werk bestehen. Frazer und Rivers haben immer wieder die Bedeutung Morgans hervorgehoben und den bleibenden Wert vieler seiner Gedanken. Die Entwicklungslehre Morgans, sein "Evolutionismus", und ebenso die "Bachofen-Morgansche Entwicklungslehre", die einige Jahrzehnte lang im Vordergrunde aller Darstellungen der Geschichte menschlicher Ge= sellungs= und Samilienformen stand, müssen jedoch heute als

¹⁾ a. a. O., S. 200.

²⁾ Smithsonian Contributions to Knowledge, Bb. 17, Art. 2, 1871.

widerlegt gelten und können nicht mehr auf wissenschaftliche Anerkennung rechnen. Auch der Versuch einer Wiederbelebung von Teilen der Bachofen-Morganschen Lehre durch Robert Briffault (The Mothers, 1927, ist mißlungen¹).

Schrifttum über Morgan:

B. J. Stern, Lewis Henry Morgan, social Evolutionist, 1931

B. J. Stern in der Encyclopaedia of the Social Sciences, Bd. 11, 1933, S. 13 unter "Morgan";

"Morgan" in der New International Encyclopaedia, Bd. 16, 1926, S. 255;

Lowie, Lewis Henry Morgan in historical Perspective bei A. E. Kroeber, Essays in Anthropology, 1936, S. 169ff.

Morgans Cehre oder die Bachofen=Morgansche Ent= wicklungslehre wäre nicht so bekannt geworden, wenn sie die Wissenschaft allein beschäftigt hätte. Es ist ja auffällig, wie wenig die Laienwelt eben auf die wissenschaftliche Erörterung der Sormen und der Geschichte von Che und Samilie achtet. Eine Ausnahme hat die Cehre Morgans dargestellt; sie ist im Zeitalter des Marxismus für einige Zeit geradezu volks= tümlich geworden, so volkstümlich, daß deutsche Arbeiter sich über die Samilienordnungen von Irokesen und hawaiischen Stämmen unterhielten. Ich erinnere mich auch daran, daß mir in meinen jüngeren Jahren auffiel, wie häufig man in den Auslagen marristischer Buchhandlungen allerlei Darstellungen einer Urgeschichte der Che finden konnte, wie selten hingegen in "bürgerlichen" Buchhandlungen. Karl Marx wollte Morgans Entwicklungslehre noch mit der Darstellung seines Werkes "Das Kapital" (I. Bd. 1867, II. Bd. 1885, III. Bd., herausgegeben von S. Engels, 1894) verbinden und hinterließ die Aufgabe der Verknüpfung des Marxismus mit Morgans Cehre seinem Freunde Friedrich Engels. Bebel nahm diesen Gedanken auf und pries der Arbeiterschaft Morgans Entwicklungslehre an; Kautsky gab 1891 mit Eichhoff die oben angeführte Übersetzung von Morgans Ancient Society heraus. In Sowjetrußland ist Morgan zu

¹⁾ Dgl. I. H. Driberg in Man, Bb. 27, 1927, Mr. 120, S. 181/182.

einem Klassiker des Kommunismus erklärt worden. Der Zusammenbruch der Bachofen-Morganschen Entwicklungs-lehre durch die Ergebnisse der völkerkundlichen Sorschung seit Bachofen und Morgan, ein Zusammenbruch, den besonders die Untersuchungen von Westermarck, Rivers, Lowie und Malinowski beschleunigt haben, ist bei der voreiligen Derknüpfung dieser Lehren mit dem Marxismus auch für diesen peinlich geworden; auch die marxistische Auffassung von Ehe und Samilie hat sich als unhaltbar erwiesen.

Morgan nahm drei Stufen an, durch die alle Völker auf= gestiegen seien oder noch aufzusteigen hätten, die Wildheit (savagery), das Barbarentum (barbarism) und die Zivili= sation (civilization). Die Wildheit habe jeweils bis zur Einführung der Töpferei gedauert, das Barbarentum entspreche dem Zeitalter der Töpferei, die Zivilisation beginne mit der Einführung der Schrift. Jede dieser Stufen teilte Morgan wieder in drei Unterstufen ein. Auf der dritten Stufe der Wild= heit 3. B. seien Bogen und Pfeil eingeführt worden, mit der dritten Stufe des Barbarentums habe das Eisenzeitalter be= gonnen. Es war einer der ersten Dersuche, vorgeschichtliche und völkerkundliche Befunde mit einander zu vergleichen und aus dem Dergleich auf eine allgemeine Entwicklung zu schlie= Ben. Im Jahre 1865 hatte Lubbock (Cord Avebury) einen ähnlichen Versuch unternommen mit seinem Werke Prehistoric Times as illustrated by ancient Remains and the Manners and Customs of Modern Savages, einem Werfe, das 1874 von A. Passow ins Deutsche übersetzt wurde.

Die Derwandtschaftsordnungen der Menschheit zeigen nach Morgan eine Entwicklung von den klassistatorischen Ordnungen zu den deskriptiven. Eine geringe Zahl von Derwandtschaftsbezeichnungen sah Morgan, wie ich schon erwähnt habe, als Anzeichen urtümlicher Derhältnisse an, die Zunahme der Anzahl solcher Bezeichnungen als Anzeichen fortschreitens der Entwicklung zu einer höheren Gesittungsstufe. Zeder solchen Stufe der Derwandtschaftsordnungen entsprach nach Morgan eine bestimmte Gesellschaftssund Samilienordnung. Diese Stufenlehre hat Morgan dazu verleitet, die hawaissche

Gesittung deshalb, weil ihre klassifikatorische Derwandtschafts= ordnung an Derwandtschaftsbezeichnungen am ärmsten ist, als besonders urtümlich anzusehen. Wie die hawaiische Gesittung, so hätte aber zu Morgans Zeiten die ganze poly= nesische Gesittung schon besser gedeutet werden können. Das hat auch H. R. Cowie¹) wieder ausgesprochen. Die Polynesier stehen der Urtumlichkeit sehr fern und haben eine hochent= wickelte Gesittung; darum ist, wie schon Rivers betonen mußte, Morgans Auffassung der polynesischen Gesellschafts= und Cheformen, aus denen er weitreichende Schlüsse ziehen wollte, besonders verfehlt. Die hochentwickelten hawaiier sind so auf der Stufenleiter Morganscher Gesittungsformen noch unterhalb der Jäger und Sammler Australiens eingereiht worden2). Besonders A. C. Kroeber3) hat sich gegen die Dorstellung gewandt, Derwandtschaftsordnungen entsprächen entwicklungsgeschichtlich jeweils bestimmten Gesellschafts- und Samilienordnungen.

Aus den klassifikatorischen Ordnungen wollte nun Morgan weiter schließen, daß die Bezeichnung "Dater" ursprünglich jeweils einen möglichen Erzeuger benennen sollte, die Be= zeichnung "Bruder" jeweils einen leiblichen Bruder usw. hieraus ergab sich für Morgan der weitere Schluß, daß die Menschheit in der Dorzeit einmal über die Stufe der Gruppen= ehe aufgestiegen sein müsse. Die Bezeichnung group marriage für die im VI. Abschnitt beschriebenen Ehen einer Anzahl Männer mit einer Anzahl Frauen stammt ja von Morgan. Ich habe auf diesen Irrtum Morgans — einen zu seiner Zeit begreiflichen Irrtum — schon bei Behandlung der klassifi= katorischen Derwandtschaftsordnungen hingewiesen und dort ausgeführt, warum man aus diesen Ordnungen solche Schlüsse nicht ziehen darf. So ist hier zu betonen, daß zwar Morgan die große Bedeutung der Verwandtschaftsordnungen und =bezeichnungen für eine Cehre von der menschlichen Samilie

¹) (XIII), 1937, S. 57.

²⁾ Thurnwald, Cehrbuch der Völkerkunde, 1939, S. 251.

⁸⁾ Classificatory Systems of Relationship, Journal of the Anthropological Institute, Bb. 39, 1909, S. 83/84.

erkannt hat, daß aber auch gegenüber den von ihm geschildersten Ordnungen der Verwandtschaft seine Deutung und geschichtliche Erklärung verfehlt waren.

Es ist auffällig, daß Morgan bei seinen Untersuchungen über die Sormen der menschlichen Gesellung, insbesondere der Samilie, die Bedeutung der Männerbünde für bestimmte Stämme ganz übersehen hat; solche Bünde bestanden ja gerade bei den mutterrechtlichen Stämmen der nordameristanischen Indianer, so also auch bei den Irokesen.

Die Gruppenehe, die sich Morgan als eine Entwicklungs= stufe dachte und von der er Reste bei Polynesiern und Malaien erkennen wollte, war nach seiner Annahme die geschlechtliche Derbindung aller Männlichen mit allen Weiblichen in einer Gruppe von einander verwandten Menschen. Eine solche Gruppenehe war aber nach Morgan noch nicht die ursprüng= lichste Sorm der menschlichen Geschlechtsbeziehungen. Ursprünglich war für Morgan wie für Bachofen die regellose Dermischung, die Promiskuität, ein eheloser Urzustand, der aber bei keinem Stamme der Gegenwart mehr zu finden sei. So ergibt sich für Morgan eine ähnliche Entwicklung wie für Bachofen. Don Bachofen übernahm Morgan die Anschauung, daß das Mutterrecht eine Entwicklungsstufe vor dem Daterrecht gewesen sei2). Die Menschheit bilde eine Ein= heit (unity); der menschliche Geist zeige sich bei allen Menschengruppen als gleich und einheitlich (uniform). Die Entwicklung hat nach Morgan bei allen Dölkern, die heute höhere Stufen erreicht haben, ungefähr die gleiche Solge von Samilienformen ergeben3). Schon Morgan — und nicht erst die späteren Dertreter der "Bachofen=Morganschen Entwicklungslehre" hat also eine allgemeine, der ganzen Menschheit bestimmte Entwicklung angenommen, den "Evolutionismus" der Che, Samilie und Derwandtschaft. Bachofen, Morgan, McCennan, Cubbock (Cord Avebury) und ihre Nachfolger sind daher oft

¹⁾ Cowie, (III), 1921, S. 288/289; Cowie, (XIII), 1937, S. 58.

²⁾ B. J. Stern, Lewis Henry Morgan, social Evolutionist, 1931, S. 169ff.

⁸⁾ Morgan, Systems of Consanguinity and Affinity, Smithsonian Contributions to Knowledge, Bb. 17, Art. 2, 1871, S. VI, 8/9, 472 ff., 506.

"Evolutionisten" genannt worden. Spätere "Evolutionisten" haben aber die Entwicklungslehre viel entschiedener als die vier genannten Forscher auch auf die Gebiete der Wirtschaft und auf andere Gebiete der Gesellschaft und des Geisteslebens übertragen.

Die Entwicklung der Samilie führt nach Morgan¹) von der Promiskuität zur Gruppenehe, von dieser über die Mehrehe mutterrechtlicher Ordnung zur Nehrehe vaterrechtslicher Ordnung und zur Einehe. Im einzelnen ergibt sich für Morgan folgende Entwicklungsreihe:

- 1. Der ehelose Zustand der Promiskuität, sehr weit zurückliegend und heute nirgends mehr zu erfassen.
- 2. Die Blutsverwandtschaftsfamilie (consanguine family) in der Horm einer geschlechtlichen Derbindung aller Männer mit allen Frauen innerhalb einer Gruppe von Blutsverwandten, jedoch mit dem Derbot der Heirat zwischen Eltern und Kindern und zwischen verschiedenen Altersstusen, nicht aber dem Derbot der Geschwisterheirat.
- 3. Die Gruppenehe oder Punalua-Samilie (Punalua wurde von Morgan für die hawaiische Bezeichnung der Gruppenehe angesehen): hier besteht auch ein Derbot der Ehe zwischen Geschwistern und damit überhaupt innerhalb der eigenen Samilie. Es herrschen geschlechtliche Beziehungen zwischen den Männern der einen mit den Frauen der anderen Untergruppe des Stammes und umgekehrt. Meist waren mehrere Schwestern mit einer Gruppe von Männern verheiratet, die unter einander nicht verwandt sein brauchten, oder mehrere Brüder waren mit einer Gruppe von Frauen verheiratet, die unter einander nicht verwandt sein brauchten.
- 4. Die mutterrechtliche Samilie (syndasmian or pairing family), die zugleich auch den Beginn der Einzelehe bringt, jedoch noch nicht einer Einzelehe, die außereheliche Geschlechterbeziehungen ausschließt. Die einzelnen Samilien wohnen mehr oder weniger zusammen; es herrscht Dielsweiberei vor, die Unsicherheit der Daterschaft besteht weiter.

¹⁾ Ancient Society, 1877, S. 384 ff., S. 498 ff.; vgl. B. J. Stern, a. a. O., S. 155 ff.

- 5. Die vaterrechtliche Samilie (patriarchal family), die Samilie der hirtenvölker, eine Samilie mit Dielweiberei, die meistens unter der herrschaft des ältesten Samilienvaters als Großfamilie zusammenwohnt.
- 6. Die Einehe (monogamian family) mit vaterrechtlicher Samilienordnung als Einzelehe eines Mannes mit einer Frau, die außereheliche Geschlechtsbeziehungen ausschließt, die Chesform, die sich bei Mehrung des Besitzes einstellt und mit der Dererbung des Grundbesitzes von Eltern auf Kinder.

Diese Stufenfolge von der Wildheit zur Zivilisation erschien den Sorschern verschiedenster Gebiete der Wissenschaft einsleuchtend. Morgan fand bedeutende Anhänger, so Lubbock (Cord Avebury), Bastian, Lippert, v. Hellwald und Lestourneau, die ihm als Sorscher der Völkerkunde und Vorgeschichte, der Kulturgeschichte und Seelenkunde zustimmten. Tatsächlich muß Morgan als einer der bedeutendsten Gesellschaftswissenschafter angesehen werden, vielleicht als der beseutendste Vertreter einer völkerkundlichen Gesellschaftslehre im 19. Jahrhundert. Rivers hat später mehrsach seine Überszeugung von dem bleibenden Werte eines großen Teils der Morganschen Sorschungen ausgesprochen.

Die Morgansche Cehre verband sich mit der Bachosens zu der Bachosen-Morganschen Entwicklungslehre und diese rief eine ganze Schule gesellschaftswissenschaftlicher und völkerkundlicher "Evolutionisten" hervor. Die "evolutionistische Theorie der Kulturentwicklung" wurde nach und nach auf alle Gebiete des menschlichen Cebens übertragen. So entstanden Cehren von der Entwicklung des Staates, der Wirtschaft und der Gesellschaft, der Sitte und des Glaubens, und außer den Cehren von der Entwicklung der Hamiliensormen auch Cehren von der Entwicklung der Heiratssordnungen und der gegenseitigen Rechte von Mann und Weib. Immer führten diese Entwicklungen von wilden, ja blutzünstigen Anfängen über eine Stusensolge von Sortschritten zur höhe der europäischen Zivilisation des 19. Jahrhunderts. Zu diesen Evolutionisten wird man außer Morgan und den oben genannten Sorschern auch rechnen können: Reinach,

Putnam, Josef Kohler, Andrew Cang, Wilhelm Wundt, W. Robertson Smith, Keane, den Philosophen Spencer, die völkerkundlichen Sorscher Spencer und Gillen, Srazer, Derworn und haddon1). Die Bachofen-Morgansche Cehre beherrschte also das Seld der Sorschung nahezu gänzlich oder schien es wenigstens zu beherrschen. Mit gewissen Einschränkungen wird man auch Rivers, Briffault, Sum= ner und Keller noch zu den Dertretern Bachofen=Morgan= scher Gedankengänge rechnen dürfen, da sie wenigstens die Sorm der Gruppenehe als ursprünglich ansehen und eine Entwicklung von der Gruppenehe bis zur Einehe annehmen, Briffault2) dazu eine zukünftige Entwicklung, die zu mutter= rechtlichen Samilienformen zurücktehren und die Ehe zu losen und unbeständigen Sormen auflösen werde. Auf die einzelnen Annahmen dieser Evolutionisten über die Urformen der Heirat, Che, Samilie und Derwandtschaft möchte ich später eingehen. Zuerst muß ich in diesem Bericht über die Geschichte der Er= forschung der Sormen menschlicher Gesellung noch McCennan und einige andere Sorscher erwähnen.

John Ferguson McCennan (1827—1881), ein schottischer Rechtswissenschafter, der sich der Völkerkunde zuwandte, veröffentlichte im Jahre 1865 sein Buch Primitive Marriage, das 1876 in zweiter Auflage in McCennans Buch Studies in Ancient History aufgenommen wurde. Im Jahre 1877 erschienen in The Fortnightly Review³) McCennans Arbeiten The Levirate and Polyandry und Exogamy and Endogamy. 1886 erschien die 2. Auflage der Studies in Ancient History. Nach McCennans Tode erschienen 1896 die Studies in Ancient History, Second Series, herausgegeben von der Witwe McCennans und von A. Platt. McCennan wandte sich gegen einzelne Cehren Morgans, so besonders gegen Morgans Deutung der klassifikatorischen Derwandte

¹⁾ Dgl. A. C. Kroeber, American Anthropologist, Bd. XXII, 1920, S. 52.

²⁾ In der Einleitung zu D. S. Calverton, The Bankruptcy of Marriage, 1929, S. 7.

³⁾ n. s., bb. 21, s. 694ff., 884ff.

schaftsbezeichnungen als Anzeichen vorzeitlicher Gruppen= ehen. Indem jedoch McCennan in diesen Verwandtschafts= bezeichnungen allein bedeutungsleere Anredeformen sehen wollte, verfiel er einer Unterschätzung solcher Bezeichnun= gen und übersah deren Bedeutung für den Aufbau von Familie und Gesellschaft. Mit Morgan teilte McCennan den Glauben an eine allgemeine Entwicklung der Völker von der Wildheit zur Zivilisation, die Annahme, that all the races of man have had, to speak broadly, a development from savagery of the same general character1). Mccen= nan unterschied als Erster (1865) zwischen Binnenheirat und Außenheirat; von ihm stammen die Bezeichnungen endogamy und exogamy. Er meinte, die Außenheirat mit Raubheirat sei die Urform der menschlichen Heirat gewesen. Urtümliche Stämme seien dauernd mit einander verfeindet und seien zur Außenheirat gezwungen gewesen, weil sie dauernd einen großen Teil der weiblichen Neugeborenen töteten, die doch nur eine Cast gewesen wären und zum Kriegs= aufgebot nicht beigetragen hätten. Wie gleichzeitig Tylor, so legte McCennan großen Wert auf Berichte, die Brautraub und Raubheirat als Sitten einzelner Völker schilderten. Auch McCennan nahm eine Urpromiskuität an wie Bachofen und Morgan; aus dieser regellosen Vermischung habe sich bei Sortdauer der urtümlichen Unsicherheit der Daterschaft dann die Dielmännerei mit mutterrechtlicher Samilien= ordnung ergeben, aus ihr die Brüdervielmännerei, die Che einer Frau mit mehreren Brüdern, von der der Cevirat, die Schwagerehe, ein Rest sei2). Aus der Brüdervielmännerei und dem damit verbundenen mutterrechtlichen Aufenthalt der Chefrau bei ihrer Mutter und ihren Brüdern (matrilocal residence) habe sich dann der Übergang zum Aufenthalt der Chefrau am Wohnorte ihrer Chemanner und daraus der Über= gang von der Mutterfolge der Abstammung zur Vaterfolge der Abstammung ergeben, also der Übergang zum Daterrecht. McCennan hat schon den Totemismus in seiner

¹⁾ Mccennan, Studies in Ancient History, 1886, S. 301.

²) a. a. O., S. 93ff.

Bedeutung für die heiratsordnungen und Samilienformen erkannt; er nahm auch hier eine Entwicklung an: alle Dölker seien durch den Totemismus hindurch gegangen. Die Cehre von der Allgemeingültigkeit einer totemistischen Ent= wicklung aller Völker habe ich schon erwähnt. Diese Cehre konnte aber, wie ich berichtet habe und noch weiter ausführen will, nicht aufrecht erhalten werden.

Die Vorstellungen McCennans vom ursprünglichen Kriegszustand aller Stämme gegen einander, von der ursprünglichen Tötung weiblicher Neugeborener und dem ursprünglichen Frauenraub zeigen wiederum, wie roh und blutig man sich den Urzustand der Menschheit im 19. Jahrhundert gedacht hat. Spätere und eingehendere Sorschung hat ergeben, daß eben für die in verhältnismäßig urtümlichen Derhältnissen lebenden Stämme, für die heutigen "Primitiven", weder ein Dauerkrieg noch die Tötung weiblicher Neugeborener kennzeichnend sind und daß ein solcher Zustand des Urkrieges oder eine urtümliche Tötung weiblicher Neugeborener auch bei geschichtlicher Betrachtung keineswegs aus den Sitten der Völker zu erschließen sind1). Aus den Sitten der Völker läßt sich auch nicht auf eine ursprüngliche Außenheirat des ganzen Stammes schließen; die Außenheirat bezieht sich immer nur auf Untergruppen (moieties, clans) der Stämme, während die Stämme selbst jeweils in Binnenheirat leben. Schon die urtümliche Scheu vor allem Fremden hätte Neigungen zu einer Außenheirat des ganzen Stammes nicht aufkommen lassen. Frauenraub und Raubheirat sind, wie ich schon dargelegt habe, Ausnahmen, die aus besonderen und ungewöhnlichen Derhältnissen erklärt werden mussen. Außerdem wäre Raubheirat, wie ich auch schon ausgeführt habe, eine erhaltungswidrige Heiratsform, da der frauenraubende Stamm wahrscheinlich bald von den Nachbarstämmen ausgerottet werden würde, aus denen er Frauen geraubt hätte.

¹⁾ Buschan, "Knabe oder Mädchen" im Volksglauben, Münchener Medizinische Wochenschrift Bd. 45, 1934, S. 1736ff.; H. R. Lowie, (XIII), 1937, 5. 48.

Es hat sich aber gezeigt, daß gerade auf verhältnismäßig urtümlicher Stufe ein friedlicheres, dabei beziehungsloses oder beziehungsarmes Nebeneinanderleben häufiger ist als gegen= seitige Seindschaft. Ausgesprochen friegerische Zustände ergeben sich im allgemeinen erst auf höherer Gesittungsstufe und können für die Dorzeit urtümlicher Menschengruppen nur als Ausnahmen angenommen werden. Die heutige Dor= geschichtsforschung hat nachgewiesen, daß noch in dem schon ziemlich dicht besiedelten Mitteleuropa der Jungsteinzeit und besonders der Bronzezeit einzelne Gruppen verschiedenen Dolkstums für lange Zeitabschnitte nicht nur friedlich neben einander, sondern sogar durch einander siedelten 1) und daß auch noch zwischen Kelten und Germanen, bevor um 600 v. Chr. deren große Auseinandersetzung begann, immer wieder ungestörte nachbarliche Beziehungen bestanden, so besonders in den Jahrhunderten vor etwa 1200 v. Chr.

Besonders unglücklich erscheint der Gedanke McCennans, gerade die Dielmännerei als eine der urtümlichen Formen menschlicher Geschlechterbeziehungen aufzufassen. Ich habe bei Erörterung dieser Eheform schon ausgeführt, daß sie sich nur unter ungewöhnlichen Derhältnissen als Ausnahmeserscheinung ergibt. Wäre Dielmännerei die Ureheform des Menschen gewesen, so müßte sie sich heute doch wahrscheinlich eben bei den niedrigststehenden Stämmen am häufigsten finden lassen. Sie findet sich aber — unter den erwähnten ungewöhnslichen Derhältnissen — bei Diehzüchtern und hackbauern, also bei schon höher entwickelten Stämmen.

Auf andere Anschauungen McCennans will ich später einsgehen, jeweils bei Betrachtung der einzelnen Erscheinungen wie Außenheirat, Raubheirat oder Totemismus als etwaigen Anseichen einer allgemeinen Entwicklung oder urtümlicher Zustände.

Schrifttum über McCennan:

3. M. Rigg in dem Dictionary of National Biography, Bd. 35, 1893, S. 210/211 unter "McCennan";

¹⁾ Ogl. W. Kropf, Die Billendorfer Kultur, Mannusbücherei, Bd. 62, 1938, S. 205 ff.

- 3. B. Stern in der Encyclopaedia of the Social Sciences, Bd. X, 1933, S. 29/30 unter "Mccennan";
- h. R. Cowie, The History of Ethnological Theory, 1937, S. 43—48.

Die Grundlagen zu einer völkerkundlichen Gesellschaftslehre sind nicht nur von Bachofen, Morgan und Mc Cennan gelegt worden; zu den Altmeistern der vergleichenden Rechtswissenschaft hätte I. Kohler außer Bachofen auch Sir henry Maine und den Bremer Rechtswissenschafter Alsbert hermann Post (1839—1895) rechnen müssen. Don Post erschien 1875: "Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe").

Sir henry Maine (1822—1888) ist der Begründer der vergleichenden Rechtswissenschaft in England2). Sein Werk Ancient Law erschien 1861, im gleichen Jahre wie Bachofens "Mutterrecht". Im Gegensatz zu Bachofen hielt Sir henry Maine die vaterrechtliche Großfamilie für die Urform der menschlichen Samilie und zwar eine Wirtschaftsgroß= familie von der Art der frührömischen und indogermanischen Großfamilie, also die wirtschaftlich geschlossene Gruppe eines hausherrn mit Chefrau, Söhnen und Töchtern, mit den angeheirateten Frauen seiner Söhne und mit deren Kindern, dazu den halbfreien oder unfreien Knechten und Mägden, den famuli der Römer3). Alle diese Menschen zusammen unter Leitung des Samilienvaters bildeten nach Maine die Urfamilie, aus der sich nach und nach andere Samilienformen entwickelten. Kennzeichnend für diese Großfamilie der Dorzeit ist nach Maine die vaterrechtliche Ordnung der agnatio, die also die Verwandtschaft nach der Abstammung väterlicher Seite rechnete. Man konnte gegen diese Auffassung Maines mit Leichtigkeit einwenden, daß mutterrechtliche Samilien-

¹⁾ Über Post vgl. Achelis, A. H. Post und die vergleichende Rechtswissenschaft, 1896.

²⁾ Dgl. C. Stephen in dem Dictionary of National Biography, Bd. 35, 1893, S. 343 ff. unter "Maine".

³⁾ Dgl. Maine, Ancient Law, 1894, S. 133 ff. (1. Aufl. 1861); Derselbe, Village Communities in the East and West, 1871, S.15.

ordnungen bei Stämmen niedriger und mittlerer Gesittungshöhe mindestens ebenso verbreitet sind wie vaterrechtliche Ordnungen und daß sich bei einzelnen Dölkern, so bei Hebräern und Arabern, Spuren eines vorgeschichtlichen Übergangs vom Mutterrecht zum Daterrecht erkennen oder vermuten lassen. Man konnte ferner einwenden, daß eine Sorm wie die der römischen Großfamilie oder andere Sormen der indogermanischen Großfamilie unverkennbar die Samilienformen hochentwickelter Dölker sind, jedenfalls nicht die Samilienformen von Menschengruppen in urtümlichen Derhältnissen.

Maine teilt mit Morgan das Derdienst, den grundlegen= den Unterschied der Gesellungen durch Blutsverwandtschaft von den Gesellungen durch örtliche Zusammenfassung erkannt und damit die Unterscheidung der Derwandtschaftsformen durch Abstammung von denen durch Satzung angebahnt zu haben. In seinem für die Geschichte bäuerlicher Lebensformen wichtigen Werfe Village Communities in the East and West, 1871, S. 16/17, verwirft Maine den besonders durch Morgan und McCennan vertretenen Gedanken, die einzelnen Gruppen der Menschheit hätten alle die gleichen Entwicklungsstufen zurückgelegt ober noch zurückzulegen. Bei Maine wie bei Bachofen und McCennan findet sich die kAnschauung, die einzelnen Erscheinungen der verschiedenen Tebensgebiete in der Gesittung eines Volkes seien immer nur durch einander und vom Ganzen der Gesittung aus zu begreifen, also niemals für sich allein und abgesondert vom Ganzen. Ein "ganzheit= liches" — oder wie die angelsächsische Forschung sagt: funktionalistisches — Denken, dem sich heute kein Sorscher ent= ziehen wird, kündet sich also bei diesen Begründern einer völker= tundlichen Gesellschaftswissenschaft schon an1).

Die Warnung, die Sir Henry Maine ausgesprochen hatte, man dürfe nicht annehmen, alle Völker durchliefen nach und nach die gleiche Entwicklung von den wilden Urzuständen bis

¹⁾ Milke, Der Sunktionalismus in der Völkerkunde, Schmollers Jahrsbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, 61. Ig., 5. heft, 1937, S. 1ff.; h. R. Lowie, (XIII), 1937, S. 53, 142ff., 230ff.

zur Zivilisation, war nicht zeitgemäß. Der Entwicklungs= gedanke war auf allen Gebieten die Losung. Die "Bachofen= Morgansche Entwicklungslehre" wurde immer emsiger bis in die Einzelheiten ausgebaut und in andere Cehren von einer allgemeinen Entwicklung und einem geradlinigen Sortschritt eingefügt.

Da gab es schließlich eine Entwicklungsgeschichte des Glaubens, die vom Zauber= und Geisterglauben über den Götterglauben zum Eingottglauben führte, wiederum von dumpfen und rohen Anfängen zu lichtvollen und gesit= teten Einsichten. Der Urmensch galt als "tierisch" und sollte nahezu ohne Glaubensvorstellungen leben. Der sonst so bedeutende französische Dorgeschichtsforscher Gabriel de Mor= tillet vermochte nicht in altsteinzeitlichen Bestattungen Spuren eines Nachsinnens über Menschenleben und Tod zu erblicken, da der Urmensch nach damals zeitgemäßen Anschauungen ohne Glauben an irgendwelche sein Schicksal lenkende Mächte seine Toten verscharrt haben sollte. Solche Annahmen über eine Ent= wicklung der Glaubensvorstellungen sind durch spätere Sor= schung als unhaltbar erkannt worden.

Es gab eine Entwicklungsgeschichte des Staats= lebens, die von einer ungeschichteten und gleichheitlichen Gesellschaft der Urzeit über geschichtete, vom Adel geführte Staaten zum Einherrschertum und von da nach Meinung ein= zelner Gelehrter zu gleichheitlichen Gesellschaften zurückführte. Die Völkerkunde hat auch eine solche Entwicklung nicht be= stätigen können und hat insbesondere gezeigt, daß Stämme niedriger Gesittungshöhe durchaus nicht gleichheitlich denken und adelstümlichen Geist durchaus nicht ablehnen¹). Auch innerhalb der ziemlich gleichheitlichen Derhältnisse von Stäm= men in einfacher Gesittung hebt doch immer die tüchtigere Leistung und das höhere Alter einen Menschen von seinen Stammesgenossen ab; der Leistung und dem Alter kommt eine höhere Geltung zu.

Die Entwicklungsgeschichte des Eigentums sollte

¹⁾ Sowie, (III), 1921, S. 374ff.

von einem Urkommunismus über das Gruppeneigentum zum Einzeleigentum führen; von da nach Meinung mancher Wirtschaftsforscher zum Kommunismus, zur Eigentumslosigkeit, zurud. Auch solche Cehren sind durch die völkerkundliche Wirt= schaftsforschung widerlegt worden; auch die "eigentumslose Urgesellschaft" hat sich weder irgendwo nachweisen lassen, noch haben sich Anzeichen ergeben, daß man diese Urgesellschaft irgendwo für die Dorzeit vermuten dürfe. Graebner1) führt aus, daß es nie eine Eigentumslosigkeit gegeben habe, sondern daß von Anfang an außer den sippen=rechtlichen Ordnungen auch gebiets-rechtliche Ordnungen, also auch Bestimmungen über das Jagdgebiet oder den Candbesitz der einzelnen Sa= milien, bestanden hätten. Zwar hatte Morgan eben bei den nordamerikanischen Irokesen eine gewisse Annäherung an eine gemeinwirtschaftliche (kommunistische) Wirtschaftsweise ge= funden; aber solche Wirtschaftsweisen sind meistens als Sonder= bildungen erklärt worden, die aus ganz anderen Wirtschafts= formen abzuleiten sind. Annäherungen an eine Gemeinwirt= schaft finden sich eigentlich nur bei arktischen und subarktischen Stämmen und sind dort als Rückbildungen unter dem Zwang der Umwelt zu verstehen. "Die Arktiker sind die einzigen Völker der Erde, die merkliche Sortschritte in der Richtung auf den Kommunismus gemacht haben"2).

Mit Cehren einer Entwicklung der Sormen des Besitzes und der Wirtschaft verband sich eine Cehre der Entwicklung wirtschaftlicher Sormen vom Jägertum bis zum Acerbau, eine weitere "Evolutionslehre", die "Dreistufentheorie". Don einem urtümlichen Jägertum führte die Entwicklung der Wirtschaftsformen nach Anschauung der "Evolutionisten" zum hirtentum und zum Acerbau. Eine solche Entwicklung hatte auch Schiller (z. B. in dem Gedichte "Das Eleusische Sest") angenommen. Diese Anschauungen,

¹) 1923, S. 540, 547.

²⁾ Graebner, (IV), 1923, S. 542; Graebner, Das Weltbild der Primitiven, 1924, S. 97; Lowie, (III), 1921, S. 195ff.; Churnwald, Werden, Wandel und Gestaltung der Wirtschaft, 1932, S. 190ff.; W. Schmidt, Das Eigentum in den Urfulturen, 1937, S. 37/38, 190, 270/271.

denen nach seinen in Südamerika gewonneuen Einsichten schon Alexander von humboldt entgegengetreten war, hat besonders Eduard hahn (1856-1928) bekämpft, auf dessen turze Darstellung "Don der hade zum Pflug" (1914) hier zu verweisen ist. Eduard hahn und — in minder grund= sätlicher Weise — Friedrich Ratel¹) lehrten einen Hackbau vom Aderbau, hadbauende oder pflanzende Völker von ader= bauenden oder pflugwirtschaftlichen Dölkern zu unterscheiden. Eduard hahn versuchte nachzuweisen, daß es einen Übergang vom Jägertum zum hirtentum nicht gegeben habe und nicht geben könne, weil ein hirtentum, besonders ein Wanderhirtentum, sich erst selbständig entfalten konnte, nachdem einzelne Völker die Gesittungshöhe des hackbaus oder Acker= baus schon erreicht hatten. Hahn nahm an, der hackbau sei eine Erfindung der Frau, der Pflugbau eine Erfindung des Mannes²). Tatsächlich ist in Amerika und so auch im alten Mexiko auf die Stufe des Jägertums unmittelbar die des Hackbaus gefolgt; ein hirtentum hat sich in Amerika nirgends selbständig entwickelt; wo es sich in einzelnen Sällen ausge= bildet hat, geschah dies nach dem Dorbilde der Weidewirtschaft einzelner Gruppen von Einwanderern europäischer Herkunft. Bestünde die "Dreistufentheorie" zu Recht, so müßte doch auch erwartet werden, daß selbst heute noch die Mehrzahl der hirtenstämme einer höheren Gesittungsstufe angehörte als die Mehrzahl der Jägerstämme und die Mehrzahl der hadbautreibenden Stämme einer höheren als die hirtenstämme. W. I. Thomas3) hat aber besonders im hinblick auf die

¹⁾ Anthropogeographie, II. Teil, 1891, S. 741; Dölkerkunde Bd. I, 1. Aufl. 1885, S. 61; 2. Aufl. 1894, S. 85; Kleine Schriften, Bd. II, 1906, S. 133/134;

²⁾ Dal. Dierkandt, Jum Andenken Eduard Hahns, Archiv für Geschichte der Mathematik, der Naturwissenschaften und der Technik, Bd. 11, 1928/29, S. 232; W. Dogel, Eduard hahn, Deutsches Biographisches Jahrbuch, herausgegeben vom Verbande der Deutschen Akademie, Bd. X (das Jahr 1928), 1931, S. 88-93; Thurnwald, Werden, Wandel und Gestaltung der Wirtschaft, 1932, S. 44; Cowie, (XIII), 1937, S. 113, 114, 116.

³⁾ Source Book for Social Origins, 1909, 5. 25.

Gesittungsformen Afrikas dargelegt, daß eine solche Beziehung der Wirtschaftsformen zur Gesittungshöhe nicht festzustellen sei.

So hat sich Eduard Hahn als einer der ersten gegen die damals herrschende völkerkundliche und wirtschaftsgeschicht= liche Entwicklungslehre gewandt. Es ist ferner ein Derdienst Eduard hahns, gezeigt zu haben, daß die Wirtschaftsform und Wirtschaftsweise der Völker durchaus nicht immer aus Berechnungen eines Nutens und Erwägungen des mensch= lichen Derstandes zu erklären seien, sondern daß sie auch durch Regungen des gläubigen Gemüts bestimmt würden. Diese "irrationalistische" Auffassung hat später der jüdische Sorscher Lévy=Bruhl übertrieben, dem aber ebenfalls der Nachweis zu verdanken ist, daß Betrachtungen des Völkerlebens nach bloß verstandesmäßigen Gesichtspunkten unzulänglich sind und die Erkenntnis der eigentlich wirksamen Mächte alles menschlichen Cebens verhindern. Auch die wirtschaftsgeschicht= lichen Entwicklungslehren des 19. Jahrhunderts sind als unergiebig erkannt worden.

Es gab auch eine Entwicklungsgeschichte der Stellung des weiblichen Geschlechts. Schon die Annahme, Frauenraub und Raubheirat seien Sitten der Urzeit gewesen, läßt erkennen, daß man sich das Weib der urtümlichen Völker als rechtlos vorstellte. Die Entwicklung sollte von der Unterdrückung der Frau als Arbeitstier für den Mann bis zur neuzeitlichen Gleichberechtigung als Genossin und "Kameradin" des Mannes führen. Ursprünglich sei also die Frau die Magd des Mannes, mit höherer Gesittung erhalte sie größere Gel= tung, bis sie die Gleichberechtigung erreiche. Diese Stufenfolge, inzwischen als unhaltbar nachgewiesen, hat besonders den Frauenrechtlerinnen Europas und Nordamerikas einge= leuchtet. Dem Glauben an eine solche Entwicklung ist es auch zuzuschreiben, daß alle früheren Darstellungen der germanischen Samilie und des germanischen Frauenlebens im Widerspruch zur geschichtlichen Wahrheit die Stellung der frühgermanischen Frau als rechtlos und gedrückt bezeichneten und — wiederum im Widerspruch zur geschichtlichen Wahrheit — eine Erhöhung des Ansehens der Frau erst durch das mittelalterliche Christen=

tum erwirkt sahen, während gerade das mittelalterliche Christentum durch verschiedene morgenländische Cehren der Cebens= feindlichkeit und Sinnenabtötung, durch eine Anschauung vom Weibe als der "Quelle aller Sünde", eine Entwürdigung der germanischen hausherrin bewirkt hat. Die Völkerkunde lehnt heute auch die Annahme einer ursprünglichen Unterdrückung und späteren Befreiung der Frau ab1). Es hat sich gezeigt, daß gerade bei den heute noch als verhältnismäßig urtümlich anzu= sehenden Stämmen der Frau die gleiche Geltung zukommt wie dem Manne. Es scheint, daß auf höheren Stufen die grau bei den hackbauern und Ackerbauern angesehener ist als bei den Hirten2). Hohe Geltung haben die Frauen bei den Indianern Nordamerikas, besonders bei den Irokesen und dem dafür S. 151 schon angeführten Stamme der Seri. Dort können Frauen "Medizinfrauen" (Zauberinnen und Ärztinnen) sein. Bei manchen afrikanischen Stämmen finden sich Frauen als Priesterinnen.

Als ebenso unhaltbar wie die anderen Entwicklungslehren erwies sich eine Lehre von der Entwicklung der elterslichen Liebe: ursprünglich seien die Kinder roh und liebslos behandelt worden; Kindertötung und Aussetzung von Kindern, insbesondere Tötung und Aussetzung weiblicher Neuseborener, sei allgemein gewesen; erst allmählich hätten die elterlichen Empfindungen sich verfeinert bis zu der Kindersliebe der höheren Gesittungen. Auch der englische Philosoph herbert Spencer³) trug diese Entwicklungslehre vor. Über Geburtenverhütung, Abtreibung, Tötung und Aussetzen von Kindern bei Stämmen niedriger und höherer Gesittungsstufe habe ich schon gegen Ende des IX. Abschnitts berichtet. Wo

¹⁾ Lowie, (III), 1921, S. 177—194; Malinowsti, The Sexual Life of Savages in North-Western Melanesia, 1929, S. 24—43; Marsgaret Mead, Coming of Age in Samoa, 1927; hobhouses Wheelers Ginsberg, The Material Culture and the Social Institutions of the Simpler Peoples, 1930, S. 170ff.; Margaret Mead unter Woman: Position in Society: Primitive in der Encyclopaedia of the Social Sciences, Bd.15, 1935, S. 439ff.

²⁾ L. T. hobbouse, Morals in Evolution, Bd. I, 1915, S. 177.

³⁾ Principles of Sociology, Bb. I, 1906, S. 774.

niedrig stehende Stämme durch solche Derfahren ihre Der= mehrung hemmen, geschieht dies nicht etwa aus Mißachtung der Kinder oder aus Roheit, sondern aus Surcht vor Hungers= not, aus der gleichen Surcht, die einige Stämme auch zur Tötung von Kranken und Alten treibt. Die neuere Sorschung hat gerade bei Stämmen in verhältnismäßig urtümlicher Gesittung herzliche Kinderliebe beobachtet, eine Kinderliebe, wie sie auch für die Stämme der Urmenschheit angenommen werden darf. Auch auf mittleren Gesittungsstufen, 3. B. bei Indianern und Estimo wie bei einzelnen Stämmen Afrikas und Melanesiens, hat man eine herzliche Kinderliebe gefunden. Malinowski1) berichtet von solcher Kinderliebe der Bewohner der Trobriand-Inseln, und Margaret Mead2) schildert die von Elternliebe umgebene Kindheit bei einem Stamme der Admiralitätsinseln (Neuguinea). Im allgemeinen und wo nicht Hungersnot zu fürchten ist, sind Kinder gerade den Stämmen in verhältnismäßig urtümlicher Gesittung will= kommen, so daß Abtreibung, Tötung und Aussetzen von Kindern bei manchen Stämmen einfacherer Gesittung seltener sein mögen als bei Stämmen höherer Gesittung3).

Die Entwicklungsreihe der Heiratsformen von der Raubheirat über Dienstheirat und Kausheirat bis zur gessitteten Einwilligungsheirat habe ich schon erwähnt. Die Dienstheirat und Kausheirat wurden dabei von den Verstretern der Entwicklungslehre rein wirtschaftlich erklärt, am ehesten als ein Abkausen der Ware Weib durch Arbeitsleisstungen oder Güter und Geld. Nach Mc Cennan hatten bes

¹⁾ Malinowsti, a. a. O., S. 6, 15, 17, 25.

²⁾ Growing up in New Guinea, 1931.

³⁾ Dgl. Steinmeh, Das Derhältnis zwischen Eltern und Kindern bei den Naturvölkern, Zeitschrift für Sozialwissenschaft Bd. I, 1898, S. 607ff.; Casch, Über Dermehrungstendenzen bei den Naturvölkern und deren Gegenwirkungen, gleiche Zeitschrift, Bd. V, 1902, S. 81ff., 162ff.; Ploß, Das Kind in Brauch und Sitte der Dölker, 1911, S. 464ff.; A. J. Todd, The Primitive Family as an educational Agency, 1913, S. 96ff.; hobhouse, a. a. O., S. 339/340; Crawley, Studies on Savages and Sex, 1929, S. 151ff.; hobhouse Wheeler Ginsberg, a. a. O., S. 242/243; Nyberg, Kind und Erde, Diss. helsingfors 1931, S. 220.

sonders herbert Spencer, Lubbock, Josef Kohler und Cetourneau die Raubheirat als ursprüngliche Heiratsform bezeichnet. Briffault1) möchte die Dienstheirat als die ursprüngliche Sorm ansehen. Ich habe schon bei Erörterung der Heiratsformen ausgeführt, daß sowohl die Dienstheirat wie die Kaufheirat, die vielleicht bei Daterrecht etwas häufiger sind als bei Mutterrecht, bei vielen Stämmen mehr einen Austausch von Freundschaftsdiensten und von Gaben, meist sogar gegenseitigen Gaben, darstellen als Handlungen des Kaufs und Derkaufs. Sowohl Dienstheirat wie Kaufheirat bedeuten bei vielen Stämmen Sormen der gegenseitigen Anknüpfung vertrauter verwandtschaftlicher Beziehungen. Wo sich wirklich eine überwiegend wirtschaftlich gemeinte Dienstheirat oder Kaufheirat finden, lassen sich diese Sormen nicht als ursprünglich auffassen, sondern immer erst als Ergebnis der Entfaltung einer verwickelteren Gesittung, der Gesittung von Stämmen, die der Arbeitsleistung des zu erwerbenden Weibes schon einen bestimmten Wert zuschreiben und bei denen eine Anzahl von Samilien schon beträchtlichen Besitz gesammelt hat. Graeb= ner2) hatte angenommen, die Sorm der Kaufheirat, der Schätzung weiblicher Arbeitskraft als eines Dermögenswertes entspringend, habe sich in den ältesten mutterrechtlichen Gesittungen ausgebildet. Westermarck3) hat sehr viele Belege dafür gesammelt, daß die Freiheit der Gattenwahl des weib= lichen Geschlechts eben bei Stämmen niedrigerer Gesittung größer ist als bei Stämmen höherer Gesittung und daß sie in vorgeschichtlichen Zeiten eher noch größer war als bei den meisten heutigen Menschengruppen. Malinowski4) fand bei den urtümlichen Australiern die Raubheirat als die seltenste Sorm. Die fortschreitende völkerkundliche Sorschung mußte also G. E. Howard 5) recht geben, der 1904 geschrieben hatte: "Es gibt gewichtige Anzeichen dafür, daß zu Beginn der

^{1) (}VIII), Bb. II, 1927, S. 211.

²) (IV), 1923, S. 545.

³) (I), Bo. II, 1925, S. 284—309.

⁴⁾ The Family among the Australian Aborigines, 1913, S. 53ff.

⁵⁾ A History of Matrimonial Institutions, Bb. I, 1904, S. 202.

eigentlich menschlichen Geschichte die Heirat aus der gegenseitigen Einwilligung der Partner hervorging". — Ich habe bei Erörterung der Heiratssormen schon erwähnt, daß diese gegenseitige Einwilligung bei den meisten Stämmen im Einsvernehmen mit den beiderseitigen Samilien der Heiratswilligen erreicht werde, so wie etwa heute noch bei den europäischen Bauern. Doch zeigt sich auch, daß die meisten Völker den Jugendlichen innerhalb der herkömmlichen Anschauungen völlige Sreiheit einräumen, ihren Eltern diesen oder jenen Menschen als künftigen Ehegatten vorzuschlagen. Die Unsteiheit der Jugendlichen in der Wahl der Ehegatten, wie sie in China vorherrscht, stellt eine Ausnahme dar. Die Entwicklungsreihe von der rohen Gewalt bis zum gesitteten Sreiersgang des europäischen Gebildeten um 1900 wurde also ebenfalls als unhaltbar erwiesen.

Schon zur Zeit der scheinbaren Alleinherrschaft der Bachsofen=Morganschen Cehre, als Sorscher der verschiedensten Sächer in großer Zahl dieser Cehre zustimmten und der Marstismus sie als eine seiner Grundlehren verkündigte, traten einzelne Wissenschafter dieser Entwicklungslehre entgegen, so der Däne Starcke, der Sinnländer Westermarck und der Deutsche Grosse. Der Engländer E. B. Tylor¹) hatte sich, obschon er den Entwicklungsgedanken an sich bejahte, nie ganz angeschlossen. Die Deutschen Peschel, Rakel und Schurk blieben mehr oder weniger abseits stehen.

Carl Nicolai Starke (1858—1926), ein dänischer Philosoph und Gesellschaftswissenschafter, von 1916 ab an der Universität Kopenhagen als Professor der Philosophie tätig, hatte im Jahre 1888 "Die Primitive Samilie" veröffentlicht, ein Buch, das auch ins Englische und Sranzösische übersett wurde. Darin lehnte Starke (5. 221) bei "aller Achtung

¹⁾ Dgl. die Besprechung der 1. Auflage von Westermard (I), 1891, in The Academy, Bd. 40, 1891, S. 288/289.

für den Sammelfleiß Morgans" die Grundgedanken Mor= gans ab und bezeichnete diese, Ausdrücke aus McCennans "Studies on Ancient History" (1876, S. 360) übernehmend, als unwissenschaftlich und als einen "wilden Traum", wenn nicht einen "Sieberwahn". Starce stimmte der Ablehnung Morganscher Deutungen der klassifikatorischen Derwandtschaftsbezeichnungen zu, die schon McCennan ausgesprochen hatte; es müsse immer genau erforscht werden, welcher Inhalt den Derwandtschaftsbezeichnungen von den verschiedenen Dölkern gegeben werde, die eben in vielen Sällen nichts anderes als rechtliche Beziehungen ausdrücken wollten, keineswegs aber Beziehungen der Abstammung und Blutsverwandtschaft; daher dürfe man aus solchen Bezeichnungen nicht zu viel schließen. Starde lehnte auch die Bachofen-Morgansche Annahme von der Ursprünglichkeit des Mutterrechts ab; vieles weise darauf hin, daß die eigentlich urtümlichen Völker eher vaterrechtliche Ordnungen besäßen.

Eduard Alexander Westermark (1862-1939) hatte sich mit seinem Werke The History of Human Marriage, das 1925 in fünfter Auflage erschien, schon 1891 in der ersten Auflage gegen Morgan gewandt. Er versuchte, den Nachweis zu erbringen, daß die Samilie, bestehend aus Mann, Weib und Kindern, schon auf der Stufe des Tieres, besonders auch bei den Menschenaffen, vorkomme und nach den Derhältnissen vieler Stämme, die heute noch als verhältnismäßig urtümlich gelten können, als die Urform der menschlichen Che anzusehen sei. Die Urehe der Menschheit sei also am ehesten eine Einehe gewesen1); eine Urpromiskuität oder eine urtümliche Grup= penehe lasse sich nicht aus den klassifikatorischen Derwandt= schaftsbezeichnungen erschließen, denn diese wollten mit Benennungen wie "Dater" oder "Mutter" nicht die Abstammung bezeichnen, sondern bestimmte Altersstufen2); eine promiskuität oder eine urtümliche Gruppenehe lasse sich auch aus dem freien Geschlechtsverkehr der Jugendlichen oder aus

^{1) (}I), Bb. I, 1925, S. 37ff., 41ff., 46ff.; Bb. III, 1925, S. 13ff., 104ff.
2) a. a. O., Bb. I, 1925, S. 267ff.

anderen Sitten außerehelicher geschlechtlicher Freiheiten nicht erschließen¹).

Auf Westermards Anschauungen muß ich auch im Solsgenden immer wieder eingehen und verweile daher jetzt nicht weiter bei ihnen.

Ernst Grosse (1862-1927), Professor der Universität Sreiburg i. Br., besonders als Japankenner bekannt, versuchte mit seiner Untersuchung "Die Sormen der Samilie und die Sormen der Wirtschaft" (1896) eine "Erhellung der Samilienund Gesellschaftsform durch die Wirtschaftsform". Die Arbeit entsprach insofern einer zeitgemäßen Betrachtungsweise, als sie den Einfluß der Wirtschaft auf das menschliche Leben betonte und sowohl Gesellschaft wie Samilie, wenn auch nicht als bloße Solge von Wirtschaftsformen auffaßte, so doch von Wirtschaftsformen abhängig sah; sie widersprach aber der zeitgemäßen Entwicklungslehre insofern, als sie die von ihr behaupteten Entsprechungen zwischen bestimmten Sormen der Wirtschaft und bestimmten Sormen der Samilie nicht in eine allgemeingültige Stufenfolge einfügen wollte. Mit der Bach= ofen=Morganschen Lehre berührte sich Grosses Auffassung darin, daß auch Grosse das Mutterrecht als allgemeine Durch= gangsstufe aller Gesittungen ansah.

Auf niedrigster Gesittungsstuse, bei Jägern und Sammlern, ergab sich nach Grosse entsprechend den schwierigen Cebensbedingungen irgend eine Sorm der Einehe als die zweckmäßigste Samiliensorm. Auf der Stuse des hirtentums, als Einzelbesit an herden und Geräten entstanden war, bekam die Srau durch ihre Tätigkeit einen gesteigerten Wert; so entstand neben der Einzelsamilie der ärmeren Männer die Mehrechefamilie der reicheren Männer, die Dielweiberei, die den Reicheren auch eine größere Nachkommenschaft sicherte. Eine Mehrzahl von Srauen und eine große Nachkommenschaft, die nun auch erhalten werden konnten, trugen zur Stärke der hauswirtschaft auf der Stuse eines solchen hirtentums bei. Auf die Stuse des hirtentums folgt nach Grosse der Ackerbau.

¹⁾ a. a. O., Bb. I, 1925, S. 133, 162ff.

Die Bevölkerungen sind zahlreicher geworden, das vorhandene Cand reicht nicht mehr zur Ernährung der Herden und ihrer hirten aus; durch den beginnenden Candbau wird die Ernährung besser gesichert. So wird der Candbesitz nach und nach die Grundlage des Wohlstands, der herdenbesitz verliert an Bedeutung. Dieser Candbesitz gehört nicht einzelnen Samilien, sondern dem ganzen Stamme oder Untergruppen Stammes, Sippenverbänden; die Erzeugnisse werden auf die Einzelhaushalte verteilt. Wahrscheinlich sind aber die Frauen die ersten gewesen, die den Boden bepflanzten und so den Übergang zum Candbau vollzogen. So erhielten sie ein Über= gewicht als Besitzerinnen des Candes und der pflanzlichen Er= zeugnisse. Daraus ergeben sich mutterrechtliche Samilienord= nungen. Die Erbschaft am bepflanzten Cande wird innerhalb der Sippenverbände oder Stammesuntergruppen von Müttern auf Töchter übertragen. Dabei kann Einehe oder Mehrehe in Sorm der Dielweiberei bestehen; das beruht darauf, ob der Mann wohlhabend genug ist, mehr als eine Frau zu kaufen und mit ihren Kindern zu erhalten. Immer noch gelten also die Frauen auf dieser Stufe als Eigentum. Solche Verhältnisse ändern sich nach Grosse bei höherer Entwicklung des Cand= baus und fortschreitender Arbeitsteilung, wenn die Macht des Stammes sich verringert, die der Samilie und ihres Oberhauptes sich dem Stamme gegenüber steigert und schon ein Teil der Bevölkerung sich dem Handwerk zugewandt hat. Nun entsteht die vaterrechtliche Samilie der höheren Ackerbauer in der Sorm der Großfamilie wie in Rom, in China und Japan, und bei weiterer Entfaltung der Wirtschaft die "Sonder= familie", d. h. die Kleinfamilie, bestehend aus Eltern und deren Kindern, wie sie im heutigen Abendlande herrscht.

Man sieht, daß Grosses Annahmen auf der sog. Dreistufentheorie beruhen, die eine Solge von 1. Jägers und Sammlertum, 2. hirtentum und 3. Candbau annahm. Dieser Cehre ist aber Eduard hahn, wie ich schon ausgeführt habe, mit einleuchtenden Gründen entgegengetreten und zwar schon im Jahre 1895, also etwa ein Jahr vor Erscheinen des Grosseschen Buches. Auch die von Grosse angenommene Solge der

Samilienformen hat sich nicht bestätigen lassen. Zwar ist Einehe bei vielen gegenwärtigen Stämmen mit verhältnismäßig urtümlicher Gesittung vorherrschend, aber Mutterrecht läßt sich nicht als eine allgemeine Entwicklungsstufe nachweisen, ebenso wenig die Großfamilie als allgemeine Vorstufe der Kleinsfamilie. Endlich hat sich gezeigt, daß die Samilie nicht in dem Maße von der Wirtschaft abhängig ist, wie Große annehmen wollte, denn bei Nachbarschaft, Überlagerung oder Verschmelzung zweier Stämme können Samilienformen übernommen werden, die den Wirtschaftsformen, welche Große jeweils als Entsprechungen aufgefaßt hat, durchaus widersprechen. Durch Große und ihm folgende, mit ihm die Wirtschaft

Durch Grosse und ihm folgende, mit ihm die Wirtschaft betonende Sorscher bildete sich dann eine Entwicklungsreihe oder wenigstens eine Lehre der Entsprechungen zwischen Wirtzschaft und Gesellschaft heraus, die ungefähr die folgenden Stufen annahm:

- 1. Urhorden der Menschheit mit verschiedenen Dorstufen geschlechtlicher und verwandtschaftlicher Ordnungen, die vom einen Sorscher so, vom anderen anders aufgefaßt wurden.
- 2. Umherschweisende Sammler und Jäger: der Mann jagt und sischt, die Frau sammelt Früchte, Wurzeln und kleines Getier. Der Mann gilt als der Stärkere und Mächtigere, die Frau als dienendes Arbeitswesen. So ergibt sich eine vaterzechtliche Ordnung mit einem lockeren Zusammenhalt der Sippen.
- 3. Der Beginn des hackbaus und der Beginn der Sehhaftigsteit: der hackbau entsteht aus der dem Weibe zuzuschreibenden Erfindung des Grabstockes, mit dem die sammelnde Frau Wurzeln ausgegraben hat, den sie jeht, nach Beobachtung des Sichaussäens der Pflanzen, auch zur überlegten Aussaat benüht. So wird die Frau Pflanzerin und nach Einführung der hacke auch hackbauerin; der Mann und die ganze Samilie werden vom Ertrag ihres Gartens oder Feldes abhängig, die gesichertere Nahrung versprechen als Jagd und Sischfang des Mannes. So gewinnt die Frau gesteigerte Geltung. Sie herrscht gegenüber dem immer noch umherschweisenden Manne in der Behausung vor, die nach und nach besser wird als allein

Windschirme oder Erdhöhlen, die schließlich die Behausung seßhafter horden wird. Die Frau pflegt die Töpferei — nach neueren Sorschungen etwa seit der mittleren Steinzeit (Mesolithitum) —, die bei der Gebrechlichteit der Gefäße Seßhaftigsteit erfordert. Sie wird der wirtschaftlich stärkere Teil nicht nur durch ihr Anbaufeld, sondern auch durch einen sich in der Beshausung sammelnden Besitz, den sie bei ihrem Tode den von ihr geborenen Kindern überträgt. So entsteht die mutterrechtsliche Samilienordnung, die von allen Völkern höherer Gessittung erreicht oder zurückgelegt worden ist.

- 4. Bei eingreifender Ausgestaltung staatlicher Machtverhältnisse, bei Übergang von der verwandtschaftsrechtlichen Gesellschaftsordnung durch Sippenzugehörigkeit zu gebiets= rechtlichen Ordnungen durch Staatsgebilde entstehen Schich= tungen der Macht und des Besitzes, Adelsgenossenschaften, Stände und Besithtlassen. Gleichzeitig vollzieht sich der Ubergang zur haltung von haustieren und schließlich zur überlegten Tierzucht und Haltung von Herden. Alles dies fördert und bestärkt die Macht des Mannes, der zum Besiker der haus= tiere und herden wird. Bei Ausbildung eines Tauschhandels zwischen den einzelnen Stämmen übernimmt der Mann die Derhandlungen; er begründet ein Handwerkertum, das Ausfuhrwaren herstellt. Er erhält so fahrbaren Einzelbesit, durch den er sich aus der Sippe mehr herauslösen kann als die auf Behausung und benachbartes Seld angewiesene Frau. Der Mann vererbt herden, haustiere und fahrbaren Besitz an seine Söhne. So entsteht wieder eine vaterrechtliche Ordnung, zu= meist Daterrecht mit Dielweiberei.
- 5. Bei weiterer Steigerung der Gesittungsstufen verbreitet sich wieder die Einehe mit mehr oder minder vaterrechtlicher Betonung.

So waren die allgemeineren Züge der Stufenfolge nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten, die sich aus Grosses Anschauungen und aus denen anderer Forscher schließlich ergaben. Man brauchte die Entsprechungen zwischen Wirtschaft und Samilie nicht als eine für alle Völker geltende Entwicklungsereihe ansehen; Grosse selbst hatte dies abgelehnt; die Entse

sprechungen ließen sich jedoch mit mehr oder weniger Schwierigsteiten in die zeitgemäßen Entwicklungslehren einfügen.

Es erschien einleuchtend, daß eine Hebung des urtümlichen Wildbeutertums (Jäger und Sammlerinnen) zu einem Pflan= zertum der Früchte sammelnden Frau führen konnte, daß aber ein Pflanzertum mit daraus sich ergebendem Grundbesitz der Frau die Stellung der Frau heben mußte. Einleuchtend erschien aud, daß weibliche Erfindungen wie Töpferei und Weberei ein weibliches Eigentum ergeben konnten, das auf Kinder vererbt wurde. Ob wirklich die wurzelgrabende grau, wie Eduard hahn meinte, mit der hade auch den hadbau er= funden habe, wird heute bestritten, da Befunde in Afrika, Amerika und Ozeanien dem widersprechen1). Die Erfindung des Grabstocks selbst wird man für Europa in die Mittel= steinzeit (Mesolithikum) oder sogar noch in das Ende der Altsteinzeit (Jungpaläolithikum) verlegen dürfen. Die Beteili= gung der Frau an den Erfindungen der Menschheit, die von O. T. Mason2) untersucht worden ist, müßte nach neueren völkerkundlichen und vorgeschichtlichen Befunden eingehender erforscht werden. Eine Beziehung zwischen Pflanzertum und hactbau einerseits und Mutterrecht andererseits wird kein Sorscher leugnen wollen. Das Mutterrecht war und ist bei pflanzerischen und hackbau treibenden Stämmen weit ver= breitet. Eine allgemeingültige und eindeutige Beziehung der Wirtschaft und ihrer Entwicklung zur Samilienform hat sich aber bei eingehender Sorschung nicht feststellen lassen. Auch nach hobhouse=Wheeler=Ginsberg3) kann der Wirtschaft nicht eine so große Bedeutung zugeschrieben werden, wie man sie ihr seit Grosse zuschreiben wollte.

Demjenigen, der die Einwände Eduard Hahns gegen die "Dreistufentheorie" nicht beachtet, mag es auch einseuchtend erscheinen, daß ein urtümliches Jägertum des Mannes zu einer männlichen Tierhege und schließlich — in Europa

¹⁾ R. H. Lowie, (XIII), 1937, S. 116.

²⁾ Woman's Share in Primitive Culture, 1910.

⁸) The Material Culture and Social Institutions of the Simpler Peoples: An Essay in Correlations, 1930, S. 253/254.

wahrscheinlich in der Jungsteinzeit (Neolithikum) — zur Haustierpflege und Tierzucht geführt hat, dann auch zur haltung großer herden, und daß auf solche Weise eine erreichte Seßhaftigkeit, die zur Steigerung des Ansehens der Srau beitragen konnte, aufgegeben und ein Wanderhirtentum begründet worden wäre — ein Wanderhirtentum der herdenbesitzenden Männer, das immer mit betontem Dater= recht und meistens mit Dielweiberei und einer Senkung des Ansehens der Frau verbunden war und ist. So könnte auch die Einführung der Pflugwirtschaft durch den Mann etwaige Neigungen eines Pflanzertums zu mutterrechtlichen Ordnungen verdrängt und die vaterrechtliche Ordnung bestärkt haben. Die Pflugwirtschaft mit pflügenden Rindern wird man dem Manne zuschreiben mussen, wenn auch als Ausnahmen Stämme angeführt werden, bei denen die Frauen den Pflug führen1).

Jedenfalls wirkt die Wirtschaft auf die Gestaltung von Samilie und Gesellschaft ein. Nur wird man Gesellschaft und Samilie nicht allein von der Wirtschaftsform abhängig oder gar durch die Wirtschaftsform begründet sehen dürfen. Auch gegenüber den Fragen der Che, Samilie und Verwandt= schaft hat die sogenannte materialistische Geschichtsauffas= sung, weil sie viel zu einseitig war, stichhaltige Erklärungen nicht ergeben, sondern nur Erhellungen bisher ungeklärter Einzelheiten. Die wirtschaftsgeschichtliche Deutung der Samilie, die von Grosse, Lippert und v. Dargun ausgegangen ist, hat sich durch neuere völkerkundliche Sorschungen nicht bestätigen lassen. Malinowsti2), der dies feststellt, fügt hinzu, daß die Wirtschaft für die Samilie eben immer nur Mittel 3um Zweck ist und zwar zum Zwecke der Aufzucht und Erziehung von Nachkommen. Ehe gehe immer aus von der Nachkommenschaft der hilflosen unmündigen Kinder. Briffault3), der solche Beziehungen wie die der — von ihm als urtümlich angesehenen — Gruppenehen (relations between inter-

¹⁾ Lowie, a. a. O.

²⁾ Malinowsti, (IX), 1929, S. 943.

^{3) (}VIII), Bb. II, 1927, S. 1.

marriage groups) noch überwiegend vom Geschlechtlichen aus begreisen möchte, meint als ein später, man möchte sagen: verspäteter Vertreter der entwicklungsgeschichtlichen und wirtssche sche (individual marriage) seien überwiegend durch die Wirtschaft bestimmt (essentially conditioned by economic causes). Auch diese Anschauung wird sich nicht halten lassen, weder was die Bedeutung des Geschlechtlichen noch was die des Wirtschaftlichen betrifft. Es ist besonders Malinowskis Verdienst, nachgewiesen zu haben, daß sowohl das Geschlechtsliche wie das Wirtschaftliche jeweils und offenbar von jeher der Sestigung der Samilie gedient haben und zwar der Samilie als Erzeugerin und Erzieherin des Nachwuchses.

Wirtschaft allein kann also die Zusammenhänge der Samilienformen nicht erklären, und eine wirtschaftsgeschichtliche Stufenfolge der Samilienformen in Dergangenheit und Gegenwart läßt sich von der Völkerkunde nicht bestätigen. Die wirtschaftliche Deutung der Samilie, wie sie von Grosse, Lippert, v. Dargun, de Greeff, Cunow und anderen versucht worden ist1), hat sich nicht bestätigen lassen. Eduard hahn hatte auch schon nachgewiesen, daß die Wirtschafts= formen der Dölker, besonders der Naturvölker, durchaus nicht immer aus Berechnungen des Nutens zu erklären seien, sondern daß manche Erscheinung des Wirtschaftslebens hahn dachte hier sogar an die Diehzucht — aus den Glaubens= vorstellungen der Dölker abgeleitet werden musse. Diese Er= flärung auch wirtschaftlicher Erscheinungen aus den Glaubens= vorstellungen hat — in einseitiger und übertreibender Weise auch Cévy=Bruhl vorgetragen2). Im 19. Jahrhundert hat sich aber hahn gegenüber zunächst die einseitige und über= treibende Deutung aus der Wirtschaft durchgesetzt, die dem Zeitgeist besser entsprach.

¹⁾ Dgl. P. Sorofin, Contemporary Sociological Theories, 1928, S. 562/563.

²) Dierkandt, Zum Andenken Eduard Hahns, Archiv für Geschichte der Mathematik, der Naturwissenschaften und der Technik, Bd. 11, 1929, S. 221, 233/34.

Die verschiedenen "Evolutionslehren", die jeweils von rohen Uranfängen über verschiedene Sortschritte bis zur höhe der Zivilisation des 19. und 20. Jahrhunderts führten, gestielen allen Sortschrittsmännern Europas und bestärkten die liberalen Staatslehren; die wirtschaftlichen Deutungen sagten allen denen zu, die an Karl Marx glaubten.

Ich habe schon ausgeführt, daß Karl Mary selbst noch gewünscht hatte, seine Lehre möge mit der Morgans verbunden werden, also "Das Kapital" (1867—1894) möge mit Morgans Ancient Society (1877) verbunden werden. Diese Derbindung hat Friedrich Engels vollzogen, der in seinem Buche "Der Ursprung der Samilie, des Privateigentums und des Staates. Im Anschluß an Cewis Henry Morgans Forschungen", das 1884 in Zürich erschien, im Sinne seines verstorbenen Freundes Karl Marx die eigentumslose und familienlose Urgesellschaft und deren Entwicklung seit der Dorzeit darzustellen unternahm. Dieses Buch wurde immer neu gedruckt und ist 1927 in 23. Auflage erschienen. Sein Ansehen bei den Anhängern des Proletarischen Sozialismus war so groß, daß es Ende des 19. Jahrhunderts deutsche Arbeiter gab, die sich über Samilienordnungen fremder Völker unterhielten. Im Jahre 1891 war ja Eichhoffs und Kautskys übersetzung von Morgans Ancient Society erschienen.

Auch August Bebels Buch "Die Frau und der Sozialismus", zuerst 1883 in Zürich unter dem Titel "Die Frau in der Dergangenheit, Gegenwart und Zukunft" erschienen und auch immer wieder neu gedruckt — es ist im Jahre 1923 im 186. bis 197. Tausend erschienen —, trug wieder im Anschluß an Marx und Morgan die Lehre von der wirtschaftlichen Bedingtheit der Formen von Ehe, Familie und Derwandtschaft vor. In einem Sammelwerke "Das Cheproblem im Spiegel unserer Zeit", 1913¹), schrieb Bebel (S. 6/7): "Die Cheform wird durch unsere Wirtschaftsform bestimmt, nicht umgekehrt" . . . "Die heutige Cheform ist eine historische Kategorie, die erst mit dem Entstehen des Privateigentums an Grund und Boden und an den

¹⁾ herausgegeben von Srh. v. Paungarten.

Arbeitsmitteln in Erscheinung getreten ist." — Im Jahre 1912 erschien die Darstellung Heinrich Cunows "Zur Urgeschichte der Che und Samilie"), die noch einmal Völkerkunde und Marxismus verbinden sollte, nun schon zu einer Zeit, da die Völkerkunde in ihren namhaftesten Vertretern sich von der Bachofen-Morganschen Entwicklungslehre und den Dersuchen, die Sormen von Che und Samilie wirtschaftlich zu deuten, abzuwenden begonnen hatte. Im Jahre 1914 erschien "Liebe und Che in der arbeitenden Klasse", verfaßt von J. Serch, der (S. 19, 20, 21) Morgans "treffliche Arbeit" rühmte, die von Engels, Kautsty und Bebel durch volkstümliche Darstellungen vermittelt worden sei. Serch geht über die Bebelschen Sorderungen einer Befreiung der Frau durch eine kommunistische Gesellschaftsordnung hinaus und fordert die "Freie Liebe", die im Erdreiche der heutigen Gesellschaftsordnung nur kümmerlich gedeihe. Da die Eheform durch die Wirtschaftsform bestimmt sei, werde erst der Mar= rismus die Freiheit der Liebe begründen können. Mit einer nunmehr schon peinlich wirkenden Derspätung hat sich in Deutschland dann noch der in München lebende Arzt Srit Müller= Cyer (1857-1916) der Bachofen= Morganschen Entwicklungslehre und der wirtschaftlichen Deutung der Ehe und Samilie angeschlossen; Müller=Cyer versuchte, Bent= ham, hume, Comte und Marx mit völkerkundlichen Cehren zu verbinden und von dieser Verbindung aus nicht nur "Phasen der Kultur" vergangener Zeiten zu entwerfen, son= dern auch die Zukunft zu bestimmen2). Bei Müller=Cyer erheben sich noch einmal die Vorstellungen von den blutigen Uranfängen der Menschheit, von regelloser geschlechtlicher Der= mischung, Krieg aller Menschenhorden gegen einander, Frauenraub und Menschenfresserei, dann von den verschie= denen Entwicklungen bis zur gesitteten und fortschrittlichen Gegenwart und von einer Zukunft, welche die Abschaffung der

¹⁾ Ergänzungshefte zur Neuen Zeit, Nr. 14, 1912.

²⁾ S. Müller=Lyer, Phasen der Kultur, 1908; Formen der Che, 1911; Die Familie, 1912; Phasen der Liebe: Eine Soziologie des Der= hältnisses der Geschlechter, 1913.

Einzelhaushalte und des Erbrechts, die Einführung von Zeitsehen usw. bringen sollte. Die Bachofen-Morgansche Entwicklungslehre wurde also auch von Müller-Cyer zu einer Zukunftsschilderung verlängert. Als Müller-Cyers Bücher erschienen, war die Dölkerkunde aber schon weit über diese hinausgeschritten.

Aukerhalb des Marxismus und innerhalb der völkerkundlichen Sorschung brach die Bachofen-Morgansche Entwicklungslehre zusammen. Cowie1) mußte aussprechen, daß die Gesellungsformen urtümlicher Völker ziemlich verschieden seien von denen, die von der Morganschen Schule volks tümlich gemacht worden seien (Primitive Society wears a character rather different from that popularized by Morgan's school). Malinowsti2) wirft der Morganschen Cehre vor, sie habe die Rolle des Geschlechtstriebs überschätt, habe vorkommende Verwandtschaftsformen falsch gedeutet und aus ihnen falsche Schlüsse auf angeblich ursprüngliche Cheformen gezogen und habe die Rolle der Elternschaft und die Einwirkung der Wirtschaft unterschätzt; die neuzeitlichen Anschauungen über Ehe und Samilie folgten in lebenskundlichen (biologischen) gragen am ehesten Darwin, in Fragen der Gesellschaftswissenschaft am ehesten Wester= mard, in Fragen des Geschlechtslebens und Seelenlebens am ehesten einigen Annahmen Crawleys. Wenn heute einige Sorscher wie Sumner, Keller, Rivers und Briffault der Morganschen Lehre noch so weit folgen könnten, daß sie die Gruppenehe als ursprüngliche Cheform ansehen, so seien diese Sorscher durch falsche Schlüsse aus angeblichen oder tat= sächlich bestehenden Sormen der Gruppenehe mißleitet worden.

Ehe ich nun noch einmal zusammenfassend die einzelnen Annahmen über die ursprünglichen Sormen von Ehe, Samilie und Derwandtschaft nach den Ergebnissen der Dölkerkunde

¹) (III), 1921, 5. 415.

²) (IX), 1929, S. 950.

prüfe, möchte ich mehr zur Erheiterung als zur Belehrung noch auf diejenige Deutung der Che und Samilie eingehen, die Sigmund Freud und die ihm folgenden Pfychoanalytiker versucht und öfters wie eine Offenbarung dargestellt haben. Sigmund Freud hatte seine Anschauung in dem Buche "Totem und Tabu: Einige Übereinstimmungen im Seelen= leben der Wilden und Neurotiker" dargelegt, das in 1. Auflage im Jahre 1913 und ohne Beachtung der inzwischen gewon= nenen völkerkundlichen Einsichten in 5. Auflage im Jahre 1934 erschienen ist. Später hat der Madjare Geza von Roheim die psychoanalytische Deutung der Samilie und ihrer Urge= schichte in "Urformen und Wandlungen der Che"1) vorgelegt. Am eingehendsten hat J. C. Sluegel2) die psychoanalytische Cehre von der Samilie dargestellt. Nach Freud und seinen Anhängern hat der Mensch ursprünglich in einzelnen Samilienhorden gelebt, in der Sorm der "Zyklopischen Samilie", in der jeweils ein Alter geschlechtliche Rechte über alle Weib= lichen besaß, auch über die von ihm gezeugten Töchter. Die Samilienform war also die der gewalttätigen vaterrechtlichen Dielweiberei eines einzigen Mannes. Die Söhne dieses Sa= milienvaters mußten sich in das ausschließliche Alleinrecht des Daters über alle Weiblichen fügen oder sie wurden vertrieben. Der Dater wurde von den Söhnen wegen seiner Kraft und Macht zugleich verehrt und gehaßt. Schließlich aber rotten sich die Söhne zusammen, erschlagen den Alten, verzehren ihn, um sich so seine Kraft anzueignen, und bemächtigen sich der Weiblichen. Nach einigen Psychoanalytikern entmannen und vertreiben sie ihn; die hellenische Kronossage soll eine Er= innerung daran sein. Einige Psychoanalytiker nehmen auch an, es hätten jeweils nach Absetzung solcher Däter immer wieder urzeitliche Kämpfe der Söhne um ihre Mütter und Schwestern stattgefunden, aus denen immer wieder solche Urväter als Sieger hervorgegangen seien. Nach Freud empfanden aber die Söhne, die als Menschenfresser "selbstverständlich" den Dater verzehrt hatten, Gewissensbisse über ihre Tat. Diese

¹⁾ Bei Marcuse, Die Che, 1927, S. 22ff.

²⁾ The Psycho-Analytic Study of the Family, 1921.

Gewissensbisse rufen eine Derehrung des Andenkens an den Vater hervor. Die Verspeisung des Vaters wird sinnbildlich in einer Seier wiederholt: daraus entsteht "vielleicht das erste Sest der Menschheit", die Totem=Mahlzeit, der Ursprung des Totemismus. Aus der Derehrung des Daters entspringt eine Achtung vor dessen Geboten und Verboten; die Söhne beschließen, die Frauen ihrer eigenen Gruppe, wie der Dater es bestimmt hatte, zu meiden, sie als tabu zu erklären. So entsteht die erste Meidung, die erste "Inzestschranke" in der Brudersippe, in der auch die Tötung eines Sippenangehörigen verboten wird. Aus der Meidung folgt die Außenheirat (Erogamie), die sich mit dem Totemismus verbindet. Aus dem Schuldbewußtsein der Söhne erwachsen aber auch die ersten Glaubensvorstellungen, und so sind hier, im Ödipuskom= plex, die Anfänge von Glauben, Sittlichkeit, Gesellschaft und Kunst gegeben1). Die hellenische Ödipussage enthält die Erinnerungen an diese Urvorgänge; der Ödipuskompler, die geschlechtliche Neigung des Sohnes zur Mutter und der dieser Neigung entsprechende haß gegen den Dater, ist eine Nachwirkung vorzeitlicher geschlechtlicher Wünsche und zugleich der Kern vieler Neurosen. Der heutige Neurotiker wiederholt als Zwangshandlung, was Naturvölker nach ihren Gebräuchen und Meidungen ausgeübt haben und zum Teil heute noch ausüben. Die seelischen Regungen des neuzeitlichen europäischen Neurotikers entsprächen ungefähr den seelischen Regungen der "sogenannten wilden und halbwilden Dölker"2).

Die Meidungen oder "Inzestschranken" werden hier also, wie ich früher schon ausgeführt habe, gerade aus Urwünschen der Menschheit nach geschlechtlicher Vermischung mit Bluts= verwandten erklärt. Ich habe bei Erwähnung dieser erstaunlichen Cehren von der Entstehung der Samilie schon ausgeführt, daß man sich gar nicht erklären könnte, wie solche Triebe zum geschlechtlichen Derkehr mit nächsten Blutsverwandten, wenn sie wirklich der Gattung Mensch tief eingewurzelt gewesen wären, jemals hätten ausgemerzt werden können. Die An-

¹⁾ Totem und Tabu, 1913, S. 144/45.

²⁾ Freud, a. a. O., S. 1, 65ff., 147ff.

triebe zu den Meidungen der über den Datermord bestürzten Söhne hätten ja in beiden Geschlechtern erblich werden müssen; eine Dererbung erworbener hemmungen ist aber nach den Ergebnissen der Erblichkeitsforschung ebenso undenkbar wie eine Dererbung erworbener Eigenschaften¹).

Es lohnt sich aber nicht, auf die peinliche Schauergeschichte der Psychoanalytiker, die zugleich die Anfänge des Totemis= mus in die entfernteste Dorzeit zurückverlegt, weiter einzu= gehen, zumal dies von völkerkundlicher Seite schon mehrfach geschehen ist2). Nur W. H. Rivers3) hat Einzelheiten der psychoanalytischen Cehre vom Unbewußten beachtenswert ge= funden. A. C. Kroeber hat sich über die psychoanalytische Cehre vom Ursprung der Samilie so geäußert: "Wenn die Psychoanalytiker eine ernsthafte Derbindung mit der geschichts= wissenschaftlichen Dölkerkunde erstreben, müssen sie erst begreifen lernen, daß es solch eine Völkerkunde gibt"4). Es genügt eigentlich, darauf hinzuweisen, daß die "Zyklopische Samilie" des in Dielweiberei lebenden Alten niemals möglich gewesen ist; sie hätte sich immer wieder schon in ihren Ansätzen selbst ausgemerzt. Ein solcher Zustand einer Menschenhorde ist lebens= und erhaltungswidrig, der Erhaltung und Mehrung feindlich. Besondere Bedingungen eines sorgsamen Zusam= menlebens von Erzeugern und Kindern können allein die Ent= stehung der Gattung Mensch aus einer Vormenschenart er= klären. Das werde ich noch weiter erläutern müssen. Zu diesen besonderen Bedingungen gehört eine menschliche Deranlagung, in der die Elternliebe als ein ererbter Antrieb (Instinkt) un= abhängig und ebenso stark wie der Geschlechtstrieb wirksam

¹⁾ W. Zimmermann, Vererbung "erworbener Eigenschaften" und Auslese, 1938.

²) A. C. Kroeber, Totem and Taboo, an Ethnological Psychoanalysis, American Anthropologist, N.S., Bd. 22, Nr. 1, 1920, S. 48ff.; Thurnwald, Ethnologie und Psychoanalyse, bei Prinzhorn=Mitten=zwey, Krisis der Psychoanalyse, Bd. I, 1928, S. 114ff.; W. Schmidt, Der Ödipustomplex der Freudschen Psychoanalyse und die Ehegestaltung des Bolschewismus, Nationalwirtschaft, Bd. II, 1928/29, S. 401ff.

³⁾ Instinct and the Unconscious, 1922, S. 159ff.

⁴⁾ Kroeber, a. a. O., S. 55.

ist. Freud und die Psychoanalytiker sehen aber in der Eltern= liebe wie in anderen seelischen Kräften nur eine der Erschei= nungsformen des Geschlechtstriebs und haben die Bedeutung des Geschlechtstriebs für die Entstehung und Geschichte der Ebe und Samilie stets übertrieben 1). Alle die Cehren von einem "Panserualismus", der womöglich das ganze Seelenleben des Menschen und seine geistigen Erzeugnisse aus dem Geschlechtlichen ableiten will, haben sich als unhaltbar erwiesen. Auch die Sormen der Ehe und Samilie lassen sich nicht aus dem Geschlechtlichen allein erklären. Cowie2) schließt aus den völkerkundlichen Befunden, die geschlechtliche Beziehung sei nicht das Erste und Wesentliche an der Ehe, und Malinowski3) teilt als Ergebnis völkerkundlicher Sorschungen mit, die Che sei niemals allein Beischlaf. Westermard hat sich auch in The Future of Marriage in Western Civilization4) wieder der Anschauung entgegengestellt, welche die Ehe allein aus dem Geschlechtlichen erklären wollte. S. Zukkerman⁵) kann für seine Meinung, der einzige Grund des Zusammenbleibens der Affen und der Menschen zu ehelichen Gemeinschaften sei der ununterbrochene Geschlechtstrieb, keinen namhaften Zoologen anführen, der die Gesellungs= formen der Tiere erforscht hat, und ebenso keinen Dertreter einer völkerkundlichen Gesellschaftslehre mit Ausnahme etwa Briffaults, der wenigstens die Sormen der Gruppenehe und ähnlicher Beziehungen noch überwiegend vom Geschlecht= lichen aus erklären möchte⁶).

Mit der Cehre von einem "Pansexualismus", die das Wesen der Ehe allein aus dem Geschlechtstriebe erklären wollte, fällt aber auch die Cehre von einem "Ödipus-Komplex" und von anderen "Komplexen". Nach Freud und den Psychoana-

¹⁾ Dgl. W. Mc Dougall, Professor Freud's Group Psychology and his Theory of Suggestion, British Journal of Medical Psychology, Bb. V, 1925, S. 23/24; J. K. Soljom, The Family, 1934, S. 107/108.

²) (XI), 1933, S. 146.

³) (IX), 1929, 5. 944.

^{4) 1936,} S. 15.

⁵) The Sexual Life of Monkeys and Apes, 1932, S. 311ff.

⁶⁾ Briffault, (VIII), Bd. II, 1927, S. 1.

lytikern wird jedes männliche Kind durch Geschlechtstrieb zu seiner Mutter hingezogen und haßt dementsprechend seinen Dater, der ihm als Störer seines kindlichen Glücks erscheint. Zwischen dem 3. und 6. Lebensjahr werde dieser Kompler allmählich verdrängt und so entstehe bei jedem Kinde männ= lichen Geschlechts von neuem wieder die in der Urzeit er= richtete "Inzestschranke". Ein entsprechender Komplex, genannt Antigone-Komplex, besteht nach den Psychoanalytikern auch für das weibliche Geschlecht: das weibliche Kind richte seine geschlechtlichen Neigungen auf seinen Dater und beargwöhne seine Mutter. Bei einer Umfrage in Nordamerika, die fest= stellen sollte, ob und wieviele Menschen als Söhne Eifersucht gegen ihren Dater und als Töchter Eifersucht gegen ihre Mutter empfunden hätten, wurde dies von 7% der Männlichen und 6% der Weiblichen bejaht1). Das spricht nicht für das Be= stehen solcher Komplere, denn die von wenigen Menschen in der Kindheit empfundene Eifersucht gegen Dater oder Mutter läßt sich sehr viel harmloser und minder gesucht erklären. Auch Westermard2) schließt aus beobachteten Tatsachen, daß die Cehre von einem Ödipuskomplex nicht aufrecht erhalten werden könne. Die Lehre von einem Ödipuskompler wird aber gänzlich sinnlos gegenüber mutterrechtlichen Samilienord= nungen. Die Psychoanalytiker haben anscheinend nur die vaterrechtliche Samilie bedacht. Malinowski3), der vor= übergehend geneigt war, die psychoanalytische Deutung der Samilie in Einzelheiten ernst zu nehmen, hat nach entsprechenden Komplexen bei mutterrechtlichen Melanesiern gesucht. Dem Daterhaß des seine geschlechtliche Neigung zur Mutter unterdrückenden europäischen Knaben müßte bei den von Malinowski untersuchten Trobriandern eine geschlechtliche Neigung zur Schwester und ein haß gegen den Mutterbruder entsprechen. Malinowski fand auch, daß sich in Melanesien

¹⁾ Gilbert van Tassel hamilton, A Research in Marriage, Neuyork 1929, S. 484ff.

²) (XII), 1936, S. 260/261.

⁸⁾ Mutterrechtliche Samilie und Ödipuskomplex, Imago, Bd. X, 1929, S. 228ff.

bei den Knaben gegenüber dem Mutterbruder sowohl Ehr= furcht wie haß regen könnten. Diese Ehrfurcht und dieser haß oder der ehrfürchtige haß oder die gehässige Ehrfurcht gegenüber dem Mutterbruder in mutterrechtlichen Gesellschaften werden sich aber wie ähnliche Gefühle der Knaben gegenüber dem Dater in vaterrechtlichen Gesellschaften sehr leicht aus den Regungen findlichen Unwillens über mutterbrüderliche oder väterliche Kinderzucht begreifen lassen. Aus einem solchen gänzlich ungeschlechtlichen Unwillen möchte auch Solsom1) Auflehnungen gegen Mutterbrüder oder Däter erflären. In seinem Buche Sex and Repression in Savage Society2) hat sich Malinowski dann ausdrücklich gegen die psychoanalytischen Vorstellungen von der Ermordung des Urhordenvaters, von der Einführung der ersten Meidungen und vom Ödipuskompler gewandt. Die psychoanalytische Deutung der Meidungen und Tabu-Gesetze habe ich schon früher erwähnt und dabei ausgeführt, daß Cabu-Gesete, Meidungen und "Inzestschranken" nicht als Umkehrungen geschlechtlicher Wünsche aufgefaßt werden dürfen. Weder in einem kindlichen Unwillen gegenüber Eltern oder Derwandten der Eltern noch in der Liebe der Eltern zu ihren Kindern dürfen geschlechtliche Regungen gesucht werden. Auch Elternliebe kann nicht aus dem Geschlechtstrieb erklärt werden3); auch solche Annahmen der Psychoanalytiker sind unhaltbar.

Schon im III. Abschnitt bei Erörterung der Gründe zu Werbung und heirat habe ich ausgeführt, daß sich innerhalb jeder Cheform der Geschlechtstrieb mit anderen Trieben und Mächten des menschlichen Cebens auseinanderzusetzen habe und daß man nicht behaupten könne, er führe und bestimme diese Auseinandersetzung. Eine Deutung der Che vom Geschlechtlichen aus ist ebenso falsch wie eine Deutung vom Wirtschaftlichen aus. Gerade Naturvölker würden ihre Cheformen sicherlich nicht allein oder überwiegend vom Geschlechtlichen aus deuten. Eine Vorherrschaft des Geschlechtstriebs wäre ver-

¹⁾ The Family, 1934, S. 109.

²) 1927, S. 135ff.

³⁾ J. K. Solsom, a. a. O., S. 107/108.

mutlich auch erhaltungswidrig und hätte somit jeweils das Aussterben einer solchen Menschengruppe bewirkt, zumal ge= burtenverhütende Mittel, Abtreibung und Kindertötung der Menschheit anscheinend von Urzeiten her bekannt sind und sich auch in der Gegenwart auf verschiedenen Gesittungsstufen finden. Eine urtümliche Menschengruppe, unter deren erb= lichen Antrieben der Geschlechtstrieb vorherrscht, kann man sich nicht vorstellen. Ein stärkeres hervortreten des Geschlecht= lichen ist erst innerhalb der Lebensverhältnisse einer mannig= faltig entwickelten Gesittung möglich; ein Dorherrschen des Geschlechtstriebes unter den einfachen Derhältnissen urtum= licher Menschengruppen wäre erhaltungswidrig. Gerade die Lebensumstände und Sitten von Stämmen einfacher Gesittung lassen das erkennen, was Malinowski¹) immer wieder als den hauptgrund und hauptsinn der menschlichen Ehe angeführt hat: die Elternschaft mit der Sorge für Nahrung, Obdach und Kleidung. Ererbte Antriebe hierzu haben sicherlich zur Urehe der Gattung Mensch mehr beigetragen als der Geschlechtstrieb — als ein Trieb, der von vielen Dölkern einfacher Gesittung als gefahrvoll angesehen wird und der unter urtümlichen Derhältnissen schon deshalb nicht vorherrschen kann, weil harte Cebensbedin= gungen die Anspannung aller anderen menschlichen Kräfte erfordern. Das habe ich ebenfalls früher schon erwähnt. Mit der Ablehnung einer Erklärung der urmenschlichen Ehe aus dem Geschlechtstriebe ist aber auch die Annahme einer Ur= Promiskuität, einer regellosen geschlechtlichen Dermischung der männlichen mit den weiblichen Urmenschen, abgelehnt. Ich werde dennoch unter den verschiedenen Annahmen über die Urform der menschlichen Ehe auch die Annahme der Promiskuität nochmals prüfen müssen.

Ob der Totemismus, wie Sigmund Freud das wollte, in den Urbeginn der menschlichen Gesittung zurückverlegt werden darf, werde ich im nächsten Abschnitt erörtern.

¹) (VII), 1927, S. 208 ff.; (IX), 1929, S. 942/43.

XIII. Die Fragen nach Ursprung und Urformen der menschlichen Ehe.

Jahrhunderts und ihrer Widerlegung sollen im folgensten Schlußabschnitt die einzelnen Fragen nach dem mutmaßlichen Ursprung und den etwaigen Ursormen der menschlichen Ehe noch einmal gestellt und eine Beantwortung nach dem heutigen Stande der Forschung versucht werden. Einige dieser Fragen oder einige Teilfragen dieses Zusammenhangs sind in den vorhergehenden Abschnitten schon so weit erörtert worden, daß sie hier nicht mehr eingehend behandelt werden müssen. Doch wird sich nicht vermeiden lassen, daß Einzelsheiten aus dem Zusammenhang der vorhergehenden Abschnitte im solgenden Abschnitt wiederholt oder wenigstens wiederholend gestreift werden. Es kommt darauf an, jeht einen Überblich über den ganzen Fragenkreis zu gewinnen.

Promiskuität als Urform der geschlechtlichen Bes ziehungen innerhalb der Gattung Mensch?

Die Annahme einer Urpromiskuität stößt schon auf die Schwierigkeit, diese menschliche Promiskuität an die Sas milienformen der Menschenaffen anzuschließen. Ich habe ja ausgeführt, daß eine regellose geschlechtliche Dersmischung sich wohl auf den niedrigeren Stufen des Tierreichs findet, daß aber auf höheren Stufen bestimmte Samiliensformen und schließlich auch wirkliche Eheformen die Regel sind. Besonders die Samilienformen der Menschenaffen sind menschlichen Samilienformen viel näher als irgendeiner Promiskuität. Die Menschheit müßte also — entwicklungssgeschichtlich gesehen — in ihrem Geschlechtsleben und ihren

Gesellungsformen wieder auf die Stufe von Gliederfüßlern, Weichtieren und Würmern gesunken sein.

Wäre Promiskuität die Urform menschlicher Geschlechts= beziehungen, so müßten Annäherungen an diese Sorm doch bei denjenigen Stämmen zu finden sein, die heute noch in verhältnismäßig urtümlichen Zuständen leben. Zwar wird man bei Schlüssen aus den Zuständen heutiger Stämme nied= riger Gesittung vorsichtig sein müssen, denn keiner dieser Stämme der Gegenwart lebt noch auf der Stufe der altstein= zeitlichen Menschheit. Kein Stamm der Gegenwart kann als wirklich urtümlich (primitiv) angesehen werden 1). Aber Über= reste urtümlicher Derhältnisse und Sitten müßten doch bei den heutigen Stämmen niedriger Gesittung eher zu vermuten sein als bei heutigen Stämmen höherer Gesittung, und die Sitten heutiger Stämme niedriger Gesittung werden doch eher zu Dermutungen über urtümliche Sitten verwendet werden dürfen als die Sitten heutiger oder geschichtlicher Stämme höherer Gesittung. Nun gilt aber, was besonders Radcliffe= Brown, Malinowski, Seligman, w. Schmidt, Thurnwald und alle Erforscher der amerikanischen Stämme betont haben2), daß Promiskuität heute nirgends zu finden und für die Dergangenheit unwahrscheinlich sei. Morgan hatte zwar die Promiskuität aus gegenwärtigen Sormen der Che und Verwandtschaft erschließen wollen, dabei aber aus= geführt, heute komme eine regellose Vermischung nirgends mehr vor.

Aus dem schon geschilderten sittenmäßigen vorehelichen Geschlechtsverkehr der Jugendlichen, der zwar durch= aus nicht überall oder in weitester Verbreitung vorkommt³), sondern hauptsächlich in Stämmen mit mutterrechtlicher Sa= milienordnung als vorübergehende Ungebundenheit der Ju= gendlichen zugelassen oder gebilligt wird⁴) — aus diesem vor=

¹⁾ Rivers, 1915, S. 432.

²⁾ Lowie, (XIII), 1937, S. 252.

³⁾ Westermarck (I), Bd. I, 1925, S. 138ff.

⁴⁾ Churnwald, (VI), Bd. VI, 1926, S. 338 unter "Keuschheit"; (VI), Bd. VIII, 1927, S. 543 unter "Nebenehe".

ehelichen Geschlechtsverkehr darf nicht auf eine ursprüngliche Promiskuität geschlossen werden, zumal dieser voreheliche Geschlechtsverkehr oft auf eheliche Bindungen und oft auf Bindungen in Sorm der Einehe zielt1). Oft folgt auf voreheliche Ungebundenheit nach der Heirat eine strenge Einhaltung der Chen2). Solche Ungebundenheit der Jugendlichen ist nun aber gerade bei den verhältnismäßig urtümlichen Jägern und Sammlern seltener, bei geschichteten Naturvölkern höherer Gesittung häufiger3). Nieuwenhuis4) urteilt: "Sittenlose Zustände sind gerade unter Primitiven am seltensten zu finden". -

Aus Sitten einer vorübergehenden jugendlichen Ungebundenheit kann sich ein Geschlechtsverkehr gegen Bezahlung der Weiblichen, also Prostitution entwickeln⁵); dies aber nur unter den Cebensverhältnissen von Stämmen, die durchaus nicht mehr verhältnismäßig urtümlich genannt werden tönnen. Prostitution gehört überwiegend einer höheren Gesittungsstufe an und tritt anscheinend erst etwa auf der Stufe der höheren Jäger totemistischer Stammesordnung auf.

Vorehelicher Geschlechtsverkehr ist gerade bei manchen niedrig stehenden Gruppen verboten, so bei den Wedda in Ceylon, den Kubu in Südsumatra, bei den Senoi in Malakka und bei anderen malaisschen Negritostämmen. Dorehelicher Geschlechtsverkehr wird auch von den Buschmännern und den Andamanenstämmen verurteilt. In Australien werden solche Beziehungen geduldet, ausgenommen bei einigen Stämmen Südostaustraliens 6). Bei keinem Stamme wird die voreheliche Ungebundenheit der Jugendlichen als ein Ersatz der Ehe oder

¹⁾ Westermard (I), Bd. I, 1925, S. 131ff.; hobhouse=Wheeler= Ginsberg, The Material Culture and Social Institutions of the Simpler Peoples, 1930, S. 166ff.; Cowie, (XI), 1933, S. 150.

²) Thurnwald, (VI), Bd. X, 1927/28, S. 320 unter "Promiskuität". ³) Westermard (I), Bd. I, 1925, S. 159; Thurnwald, (X), 1932, **S.** 131.

⁴⁾ Die Entstehung der Ebe, in: Das Ehebuch, herausgegeben vom Grafen Keyserling, 1925, S. 71.

⁵⁾ Rivers, (II), 1915, S. 428.

⁶⁾ Malinowsti, (IX), 1929, S. 940.

gar als Ablehnung der ehelichen Bindung angesehen; das habe ich schon früher (nach Malinowski) ausgeführt. Ich habe auch früher schon betont, daß auch die voreheliche Ungebundenheit der Jugendlichen nicht etwa "Sittenlosigkeit" dar= stellt oder "Unzucht", sondern daß auch diese Ungebundenheit bestimmten sittenmäßigen Ordnungen unterworfen ist; sie ist auf bestimmte Altersstufen und Jahreszeiten beschränkt, auf bestimmte Seiern und Gelegenheiten und vollzieht sich unter bestimmten Gebräuchen. Solche Erscheinungen einer durch Sitten geregelten Ungebundenheit sind dann wie neben= eheliche Beziehungen oder Sormen der Gruppenehe oder Sitten einer gastlichen Teilnahme an gesetzlich geregelten Geschlechts. beziehungen sehr oft von oberflächlich beobachtenden Reisenden als völlig regellose Vermischung beschrieben worden. Bei den meisten Naturvölkern bestehen aber feste Schranken, deren Übertretung bestraft wird, so auch noch gegenüber den Ge= bräuchen jugendlicher Ungebundenheit1).

Aus dem Dorkommen des Konkubinats, d. h. der gesetzlich erlaubten und durch gesetzliche Sorm bestimmten Beziehung zu einem Kebsweibe, aus der jedoch für die Kinder kein Erbrecht abgeleitet werden kann, kann nicht auf frühere regellose Dermischung geschlossen werden, besonders auch despalb nicht, weil bei urtümlichen Stämmen Konkubinat nicht gefunden worden ist²). Konkubinat stellt sich erst auf höherer Stufe der Gesittung und der Wirtschaft ein. Auch aus angeblichen, vermuteten oder wirklich vorkommenden Sormen der Gruppenehe darf nicht — wie Morgan und McCennan dies versucht haben — auf eine frühere Promiskuität geschlossen werden. Das führt Cowie³) aus, und das hat auch Grau⁴) wieder ausgesprochen. Die Gruppenehe ist eine viel zu seltene und absonderliche Eheform, als daß sie einer frühen Stufe der Menschheit zugeschrieben werden könnte. Daß sie

¹⁾ Thurnwald, (VI), Bd. VI, 1926, S. 339 unter "Keuschheit".

²⁾ Malinowsti, (IX), 1929, S. 942.

³⁾ Cowie, (III), 1921, S. 57/58.

⁴⁾ Die Gruppenehe, ein völkerkundliches Problem, Diss. Leipzig 1931, S. 140.

erst einer späteren Entwicklung angehören kann und daher nicht als Rest oder Anzeichen einer ursprünglichen Promiskuität aufgefaßt werden darf, werde ich bei weiterer Erörterung der Gruppenehe darzulegen haben.

3. J. Direy¹) und Darwin²) haben eine ursprüngliche Promiskuität deshalb für unwahrscheinlich, ja unmöglich gehalten, weil schon bei Tieren und noch mehr beim Menschen die Eifersucht der Männlichen als ein ererbter Antrieb eine regellose Vermischung nicht hätte aufkommen lassen. Gegen eine ursprüngliche Promiskuität spricht auch, daß auf allen Gesittungsstufen außereheliche Kinder in der Regel geringer geschätzt, wenn nicht abschätzig beurteilt werden, daß im Dölkerleben allgemein die Auffassung besteht, Kinder sollten nur in gesetzlicher Ehe gezeugt werden und jedes Kind sollte einen gesetzlichen Dater haben, und ebenso allgemein auch die Anschauung, daß eine Ehe in gesetzlicher Sorm bestehen müsse3). Man könnte sich die Allgemeingültigkeit solcher Anschauungen kaum erklären, wenn diese nicht der Ausdruck vererbter seelischer Züge der Gattung Mensch überhaupt wären. Mit solchen Zügen verträgt sich aber nicht die Dorstellung von menschlichen Urhorden in regelloser geschlechtlicher Dermischung. Auch die Derurteilung des Chebruchs — mehr jedoch des Chebruchs der Frau als des Mannes — gerade bei urtümlichen Stämmen spricht gegen die Annahme einer regellosen Vermischung der Urmenschheit.

Endlich aber wäre Promiskuität ein erhaltungswisdriger Zustand, da ein Samilienleben mit umsichtiger Kinderaufzucht, der Schutz der Kindesmütter durch ihnen verstraute Männer, die Sorgfalt der Behausung, Kleidung, Ersnährung und Beschützung der Kinder bei regelloser geschlechtslicher Dermischung und gar bei einer Dorherrschaft des Geschlechtstriebs kaum hätte entstehen können. Nur das Bestehen besonders starker ererbter Antriebe der Elternschaft

¹) De la femme sous les Rapports physiologique, morale et littéraire, 1826, S. 139.

²⁾ The Descent of Man, 1882, S. 594.

³⁾ Malinowsti, (VII), 1927, S. 212 bis 217; (IX), 1929, S. 941.

und des Samilienzusammenhalts kann die Entstehung der Gattung Mensch und deren Erhaltung unter schwierigen Umweltbedingungen erklären. Darum ist ein Einwand gegen die Annahme einer ursprünglichen Promiskuität einleuchtend, den P. Descamps1) ausgesprochen hat: eine urtümliche Promiskuität sei auch deshalb unwahrscheinlich, weil eine solche Sorm der Geschlechterbeziehung nicht eine hohe Kinder= zahl gesichert haben würde. Sie hätte wohl eine große Zahl von Geburten ergeben können — obschon selbst dies zweifelhaft ist, da ja, wie immer wieder von Naturvölkern aller Gesittungs= stufen berichtet wird, bei vorehelicher geschlechtlicher Ungebun= denheit der Jugend Schwängerungen selten sind —, aber auch eine sehr hohe Sterblichkeit der Säuglinge und damit eine zu ge= ringe Zahl von Jugendlichen geschlechtsreifen Alters. Bei der sicherlich hohen Kindersterblichkeit von Stämmen in einfachen Cebensumständen — eine solche läßt sich bei allen Naturvölkern und ließ sich bei der europäischen Bevölkerung noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts feststellen — gehörte eben, wie Descamps dies beachtet hat, zur Erhaltung einer Menschengruppe eine große Zahl von Nachkommen und dazu gehört wiederum die Kinderaufzucht innerhalb einer vertraut zu= sammenhaltenden Samiliengruppe.

In der Auseinandersetzung mit der Bachofen-Morgansschen Entwicklungslehre und mit McCennans Anschauungen ist so die Annahme einer ursprünglichen Promiskuität schließlich von fast allen Sorschern der Völkerkunde abgeslehnt worden. Rivers²) erklärte, daß weder die klassisstatorischen Verwandtschaftsordnungen noch irgend eine menschliche Gesellungsform sich als Beweise für Morgans Cehre verwenden ließen, daß die regellose geschlechtliche Versmischung niemals Grundsatz der Gesellung eines Volkes geswesen sein der Urzeit noch später. Im Jahre 1907 hatte Rivers geschrieben: "Man darf wohl aussprechen, daß die führende Richtung in der heutigen Völkerkunde sich gegens

¹) (V), 1924, S. 21/22.

²⁾ Rivers, Kinship and Social Organisation, 1914, S. 85/86.

wärtig gegen jede Stufenlehre wendet, welche die menschliche Gesellschaft ableiten möchte aus einem Urzustande der Promiskuität, sei es völliger Promiskuität, sei es auch begrenzter Promiskuität, die gewöhnlich als "Gruppenehe" bezeichnet wird."1) Westermarc hatte seit der ersten Auflage seines dreibändigen Werkes sich gegen die Annahme einer Urpromistuität gewandt. Er fand diese Lehre "eine der unwissenschaft= lichsten, die je vorgetragen worden sind"2). Lowie3) urteilte: "Regellose geschlechtliche Dermischung an Stelle der Einzelfamilie besteht gegenwärtig nirgends, und die Begründungen für die Annahme eines früheren Bestehens müssen als unbefriedigend verworfen werden". Auch aus dem vereinzelten Dorkommen von Gruppenehen sei eine solche regellose Der= mischung für die Urzeit nicht zu erschließen. Rivers 4) hat dann besonders betont, daß Morgans Cehre in der hauptsache auf einer gänzlich falschen Auffassung sowohl der polynesischen Der= wandtschaftsordnung wie der polynesischen Gesittung überhaupt beruhe. Die spätere Sorschung hatte ergeben, was zu Morgans Zeiten schon erkennbar gewesen wäre, daß die polynesische Gesittung hoch entwickelt ist und durchaus nicht mehr als urtümlich aufgefaßt werden kann und daß die von Morgan oft erwähnten hawaiier die mindest urtümlichen Stämme der Südseeinseln sind und dort eine der jüngsten Bevölkerungsschichten ausmachen. Malinowski⁵) verwirft die meisten Einzelheiten der Bachofen-Morganschen Entwicklungslehre und besonders die Cehre von einer Urpromis= fuität.

Daß man weder Frauentausch noch die gastliche Teilnahme an einer Geschlechtsbeziehung noch nebeneheliche Beziehungen noch Konkubinat mit regelloser Dermischung verwechseln oder aus einer angenommenen regellosen Dermischung der Dorzeit ableiten darf, habe ich schon früher erörtert.

¹⁾ Rivers bei E. B. Tylor, Anthropological Essays, 1907, S. 309.

²⁾ Westermard (I), Bb. I, 1925, S. 336.

³) (III), 1921, 5. 62.

⁴⁾ Social Organization, 1924, S. 60ff., 177ff.

⁵) (1X), 1929, S. 941, 950.

Gruppenehe als Urform der Che?

Wenn heute noch einige Sorscher zur Annahme einer Urpromiskuität neigen oder eine solche Annahme erwägen, fassen sie das Vorkommen der Gruppenehe als einen Überrest ur= sprünglicher Cheformen oder Geschlechterbeziehungen auf, so etwa A. W. Howitt, Rivers1), Sumner und Keller und so am entschiedensten Briffault2). Dieser möchte auch Sitten und Cheformen wie gastliche Teilnahme an einer ehe= lichen Beziehung, Frauentausch, Cevirat und Sororat als Überreste ehemaliger Gruppenehen deuten. Daß dies nicht möglich ist, habe ich bei verschiedenen Gelegenheiten schon früher erwähnt3). Den Cevirat hatte, wie ich erwähnt habe, schon McCennan als Überrest einer urtümlichen Gruppenehe auffassen wollen und zwar einer späteren Ausgestaltung der Gruppenehe zur Sorm der Brüdervielmännerei. Auch diese Deutung war irrig4). Rivers5) fand, daß manche Züge der klassifikatorischen Derwandtschaftsordnungen am ehesten aus Derhältnissen der Gruppenehen verständlich werden; die Sorm der Gruppenehe bezeichnet Rivers als sexual communism. Es ist aber sehr fraglich, ob man die klassifikatorischen Derwandtschaftsordnungen gegenüber den deskriptiven als die älteren oder gar als die ursprünglichen ansehen darf; das habe ich schon ausgeführt. Im ganzen wird man sagen können, daß die Gruppenehe sich immer nur unter besonderen Ausnahmeverhältnissen ergeben haben wird und wahrscheinlich erst auf höheren Gesittungsstufen, sicherlich nicht auf niedrigen. Reine Gruppenehen, also Ehen, die allen Männern einer Gruppe gleiche eheliche Rechte auf alle Frauen der Gruppe

¹⁾ Social Organization, 1924, 5. 86.

²) (VIII), Bb. I, 1927, S. 607ff., 766ff.

⁸⁾ Dgl. auch Westermarck, (XII), 1936, S. 16ff.; J. H. Driberg in Man, Bd. 27, 1927, Nr. 120, S. 181/182.

⁴⁾ Westermark (I), Bd. III, S. 207/208.

⁵⁾ On the Classificatory System of Relationship, bei E. B. Tylor, Anthropological Essays, 1907, S. 315 ff., 323; Rivers, Social Organization, 1924, S. 78, 192.

geben, sind sehr selten1). Die von Morgan und seiner Schule oft angeführte punalua-Che der Hawaiier und die pirrauru-Che der Australier sind keine guten Beispiele, und diese beiden Wörter eignen sich nicht zur Benennung der echten Gruppenehe. Diele Formen, die als "Gruppenehen" beschrieben worden sind, sind Derbindungen einer hauptehe mit Sormen nebenehelicher Beziehungen. Malinowski2) möchte das Bestehen von Gruppenehen für die Gegenwart überhaupt bestreiten. Jedenfalls wird noch manche klärende Untersuchung der Samilienformen bei Stämmen in Gruppenehe nötig sein, ebe man Abschließendes über Wesen und herkunft der Gruppenehe aussagen darf. So viel wird indessen als sicher angenommen werden müssen, daß die Gruppenehe als eine seltene und aus besonderen Vorbedingungen sich ergebende Sorm nicht ursprünglich ist, sondern einer späteren Entwicklung angehört3). Rivers4) wollte annehmen, die Gruppenehe entspreche viel= leicht dem Zustande kleiner Horden (bands) etwa auf der Stufe der Jäger und Sammler (collecting stage), einem Zustande, der heute am ehesten noch bei der Bevölkerung der Andamanen erhalten sei. Nun ist aber Gruppenehe bisher noch nicht bei solchen Stämmen niedriger Stufe gefunden worden; bei solchen Stämmen herrscht vielmehr die Einehe vor, wie ich noch auszuführen habe. Thurnwald 5) berichtet, daß sich bei keinem heute in Gruppenehe lebenden Stamme die Ursprünglichkeit dieser Einrichtung habe nachweisen lassen; er führt 6) aus, die Gruppenehe stelle sich als eine spätere Erweiterung der brüderlichen oder vetterlichen Beteiligung am Geschlechtsleben dar, die sich besonders unter ausgesprochen mutterrechtlichen Derhältnissen und bei Erweiterung von Großfamilien zu Sippen habe ergeben können. So sind Grup=

¹⁾ Grau, Die Gruppenehe, ein völkerkundliches Problem, Diss. Leipzig 1931, S. 139.

²) (IX), 1929, S. 940, 950.

³⁾ Graebner, (IV), 1923, S. 541.

⁴⁾ Social Organization, 1924, 5. 80.

⁵) (VI), Bd. IV, 2, 1926, S. 569 unter "Gruppenehe".
⁶) (VI), Bd. VIII, 1927, S. 453 unter "Nebenehe".

penehen wahrscheinlich verhältnismäßig späte Formen, die sich nur unter besonderen Umständen und somit nur selten ergeben; sie sind nicht etwa urtümliche Gebilde. Oft haben Gruppenehen den Sinn, das Cos der Witwen zu sichern oder den Schutz der Ehefrauen, wenn deren Gatten abwesend sind¹). Gegen die Urtümlichkeit der Gruppenehe sprechen auch die heiratsgebräuche aller Völker der Erde, die sich immer auf einen Mann und ein Weib richten, also weder auf Gruppen von Männlichen und Weiblichen noch auf Gruppen eines Mannes und mehrerer Frauen oder Gruppen einer Frau und mehrerer Männer. Gebräuche, die als Überzeste der Eheschließung einer Gruppe gedeutet werden könnten, lassen sich nicht anführen.

Das Mutterrecht ursprünglich und allgemeine Entwicklungsstufe?

Sür diejenigen, die eine urtümliche Regellosigkeit der ge= schlechtlichen Beziehungen oder eine urtümliche Gruppenehe annahmen, mußte die Dorstellung naheliegen, daß der erste Schritt zu Cheformen überhaupt oder zu Cheformen anderer Art eine mutterrechtliche Sorm der Samilie ergeben habe. Die Daterschaft wäre ja noch immer ungewiß geblieben, während die Mutterschaft, die Beziehung der Mutter zu den von ihr geborenen Kindern, die Grundlage zu einer Samilienform hätte werden können. Don solchen Annahmen aus ergab sich die weitere Vorstellung, daß alle Völker, die heute Vaterrecht haben, früher einmal eine mutterrechtliche Stufe überschritten haben müßten; das Mutterrecht sei eine allgemeine Entwick= lungsstufe aller Völker der Menschheit. So lauteten ja auch die Entwicklungslehren, die von Bachofens und Morgans Anschauungen abgeleitet wurden. So nahm auch E. S. hart= land2) an; so dachten Starde, Grosse, v. Dargun,

¹⁾ P. Descamps, (V), 1924, S. 11.

²⁾ Primitive Paternity, Bb. II, 1910, S. 1—100.

Schurt, Cunow und andere. Auch Wilhelm Wundt 1), der eine urtümliche Einehe annahm, schrieb dieser doch mutter= rechtliche Formen zu, aus denen sich erst später vaterrechtliche entwickelt hätten. So denkt sich noch Briffault2) die Ent= wicklung: auf die Gruppenehe seien mutterrechtliche Ord= nungen gefolgt, dann entsprechend der Entwicklung der Besitzverhältnisse zu Gunsten des Mannes vaterrechtliche Ordnungen und schließlich auf frühere Sormen der Mehrehe beim Übergang zum Ackerbau die spätere Einehe. In der "biologischen Samilie" der menschlichen Dorzeit sieht Briffault allein eine Auswirfung der "mütterlichen Antriebe (instincts) des Weibes". Auf diese mütterlichen Antriebe möchte Briffault überhaupt jegliche Gruppenbildung in der Urgeschichte der Menschheit zurückführen; alle menschliche Gesellung sei aus Sortpflanzungsgruppen hervorgegangen, alle Gesellungs= antriebe seien auf Mutterantriebe zurückzuführen. Das Weib habe das menschliche heim begründet, als der Mann noch umherschweifte; schon die Mutterschaft habe das Weib zur heimgründung genötigt. So sei die mutterörtliche (matrilocal) Samilie entstanden und die mutterbezogene (matrilineal) Abstammung; so habe sich eine urmenschliche Gruppenehe mit mutterrechtlichen Ordnungen ergeben. Mutterliebe sei also der ursprünglichste Antrieb aller menschlichen Gesellung gewesen. Gegen diese Annahmen Briffaults hat J. h. Dri= ber g³) mit Recht eingewandt, daß man sich nicht vorstellen könne, wie sich in Gruppenehen Mutterliebe entfalten könne, die sich doch hier als eine Mutterliebe zu Gruppenkindern auswirken müßte: Group-mothers cannot individually love group children. Westermarct) hat immer wieder betont, daß schon für die urtümliche menschliche Samilie derjenige unmittelbare Anteil sowohl der Mutter wie des Vaters an den von ihnen erzeugten und geborenen Kindern angenommen werden muß, der in der Gegenwart gerade auch

¹⁾ Elemente der Völkerpsychologie, 1912, S. 172/173.

²) (VIII), Bb. I, 1927, S. 200, 251, 443, Bb. II, 1927, S. 254ff.

³⁾ Man, Bb. 27, 1927, Mr. 120, S. 181/182.

^{4) (}I), Bb. I, 1925, S. 35ff, 41ff, 46ff, 70, 71; Bb. II, 1925, S. 326ff.

die Stämme einfachster Gesittung kennzeichnet. Diese ursprüngliche Liebe zu den eigenen Kindern bedeutet einen gewichtigen Einwand sowohl gegen die Annahme urtümslicher Gruppenehen wie gegen die Annahme eines urtümslichen Mutterrechts, das allein auf der Beziehung von Müttern zu Kindern beruht habe.

Doch konnten auch Überlegungen über die urtümlichen Wirtschaftsformen der Menschheit zur Annahme eines ursprüng= lichen Mutterrechts führen; das habe ich schon ausgeführt. Die Frau als Erfinderin des Grabstocks und schließlich der Anpflan= zung eßbarer Gewächse, die hierdurch Besitz erhielt, den ersten Grundbesitz, die Frau als Besitzerin einer Behausung und verschiedener Geräte und Gefäße, die Frau als Erfinderin der Töpferei: alle diese Umstände sollen die Geltung der Frau bestärkt haben, so daß sie als Mutter und Besitzerin das eigent= liche Haupt der Samilie wurde, der Mann hingegen als der Jäger und Sischer, der die Samilie nicht mit der Sicherheit ernähren konnte wie die pflanzende Frau, an Geltung einbüßte. Tatsächlich wird die Ernährung von Stämmen in urtümlichen Cebensumständen in der Regel wahrscheinlich mehr durch die pflanzliche Nahrung gesichert als durch die tierische. Wurzeln, Samen, Srüchte und andere pflanzliche Kost sind leichter zu sammeln, als tierische Kost durch die ungewissere Jagd und den ungewisseren Sischfang für den haushalt zu stellen ist. Der haushalt konnte sich also eher auf die pflanzende und sammelnde Frau verlassen. So schien auch eine Betrachtung der urtümlichen Wirtschaft die Annahme eines ursprünglichen Mutterrechts nabezulegen.

Eingehendere völkerkundliche Sorschung konnte aber solche Annahmen nicht bestätigen. Es zeigte sich, daß gerade unter den verhältnismäßig urtümlichen Stämmen der Gegenwart vaterrechtliche Ordnungen häufiger waren als mutterrechtsliche. Spencer und Gillen und dann Radcliffes Brown hatten bei den von ihnen erforschten Stämmen der Australier, also auf sehr niedriger Stufe, Daterrecht gefunden. Es gibt in Australien sowohl vaterrechtliche wie mutterrechtliche Stämme. Stämme der Andamanen-Inseln, die urtümlichen oder auf

niedriger Stufe stehenden Wedda auf Ceylon, die südafris kanischen Buschmänner, verschiedene afrikanische Zwergenstämme (Pygmäen) und die Seuerländer erwiesen sich als Stämme mit vaterrechtlichen Ordnungen. Cowie1) hat nachgewiesen, daß Stämme niedriger Gesittung oft vaterrechtlich sind und daß sich eine allgemeine Beziehung des Mutterrechts einerseits, des Daterrechts andererseits zur Stufenleiter der Gesittungen nicht ergeben habe. Auch Cowie lehnt die Annahme eines ursprünglichen Mutterrechts ab. Westermar &2) konnte genug Zeugnisse für das Überwiegen vaterrechtlicher Ordnungen bei den Völkern niedriger Gesittungsstufe anführen, ebenso aber auch Zeugnisse dafür, daß ausgesprochen mutterrechtliche Samilienordnungen sich gerade bei hochentwickelten Stämmen finden, bei Irokesen, Pueblo-Indianern, Mikronesiern und Melanesiern. Als Ausgang einer Entwicklung zu mutterrechtlichen Sormen möchte Thurnwald3) einerseits eine tiefere Trennung der weiblichen Lebensbezirke von den männlichen ansehen, wie sie sich im Bereiche der Großfamilien niedriger Wanderhirten ergeben habe, andererseits die Einführung des hackbaus bei Vergrößerung der Samiliengruppen zu Sippen oder Sippenverbänden (Clans). Solche Wandlungen würden aber schon höheren Stufen der Gesittung angehören und könnten daher nicht mehr als Zeugnisse für ein ursprüngliches und allgemeines Mutterrecht verwendet werden. Wahrscheinlich ist mit dem Mutterrecht, wo sich solches auf vermutlich späteren Stufen entwickelte, nur die Einbeziehung der Kinder in die mütterliche Samilie verbunden gewesen, kaum jedoch eine größere Geltung der grau und eine geringere des Mannes. Das Erbrecht der mutterrechtlichen Samilienordnungen bezog sich ursprünglich wahrscheinlich nur auf den Grundbesitz, auf die Pflanzung der Frau und Mutter. Wahrscheinlich haben erst jüngere mutterrechtliche Gesittungen Afrikas, Indonesiens und Nordamerikas die mutterrechtlichen Züge folgerichtig bis zu den ausgesprochen mutterrechtlichen

^{1) (}III), 1921, S. 157ff.

²) (I), Bb. I, 1925, S. 277, 280ff.

^{3) (}VI), Bd. III, 1927, S. 363 unter "Mutterrecht".

Gesittungen gesteigert. In den älteren mutterrechtlichen Gesittungen könnte sich aber schon die Sorm der Kaufheirat aussgebildet haben, die auf einer Schätzung weiblicher Arbeitskraft als eines Vermögenswertes beruht¹).

W. Koppers²) meint, die Dielweiberei sei in den mutterrechtlichen Gesittungen entstanden; Mutterrecht schütze die Frau nicht vor einer Minderung ihres Ansehens. Andere Forscher haben die Dielweiberei besonders mit bestimmten Formen vaterrechtlichen Wanderhirtentums verbinden wollen.

Das Daterrecht ursprünglich?

Das hatte Sir henry Maine angenommen; er hatte dabei aber an eine so hoch entwickelte Sorm der vaterrechtlichen Samilie wie die latinische Großfamilie, die Agnatenfamilie der Patrizier, gedacht. In dieser Annahme konnte ihm daher die spätere Sorschung nicht folgen. Ich habe schon berichtet, daß ein großer Teil derjenigen Stämme, die als verhältnis= mäßig urtümlich gelten können, vaterrechtliche Samilienord= nungen zeigt. Dabei habe ich auch die Wedda von Ceylon genannt. C. G. und B. 3. Seligman3) hat den Stämmen der Wedda zum Teil Mutterrecht, zum Teil Daterrecht zuge= schrieben, während Sarasin4) schwankt, ob er die Wedda als vaterrechtlich bezeichnen soll, oder ob sie nicht etwa weder vaterrechtlich noch mutterrechtlich zu nennen seien. Ich ver= mute, daß man die Samilienform mancher verhältnismäßig urtümlichen Stämme bei genauer Betrachtung weder vater= rechtlich noch mutterrechtlich finden wird und daß man sich auch die ursprüngliche Samilienform der Menschheit weder als entschieden vaterrechtlich noch als entschieden mutter=

¹⁾ Graebner, (IV), 1923, S. 545/546.

²⁾ Die Anfänge des menschlichen Gemeinschaftslebens im Spiegel der neueren Völkerkunde, 1921, S. 173.

⁸⁾ The Veddas, 1911, S. 30, 73, 76, 77, 334.

⁴⁾ Über religiöse Dorstellungen bei niedrigsten Menschenformen, Derspandlungen des II. Internationalen Kongresses für Allgemeine Religionswissenschaft zu Basel, 1905, S. 134.

rechtlich vorstellen darf1). Rivers2) führt Gründe für seine Auffassung an, daß die Urebe des Menschen ebenso wenig vaterrechtlich wie mutterrechtlich gewesen sei: diese Urehe war die Cheform von Stämmen auf der niedrigsten Stufe der Jäger und Sammler, von kleinen Horden oder Stämmen also, in deren sehr einfacher Lebensordnung weder die Abstammung von einer Elternseite noch die Erbschaft und Erbfolge viel bedeuten konnten. Den gleichen Gedanken hat Thurnwald3) ausgesprochen: wo die Männer jagen und fischen, die grauen sammeln, wo die Gerätschaften meistens an ein Geschlecht gebunden sind und jeweils innerhalb des gleichen Geschlechts, also jeweils von Dätern auf Söhne und von Müttern auf Töchter vererbt werden, wo aber die Erbschaft überhaupt wenig bedeutet, wo ferner die Wohnplätze oft gewechselt werden, da ergäben sich weder die Dorbedingungen zu einer vaterrechtlichen noch die zu einer mutterrechtlichen Samilienordnung; Stämme unter solchen Cebensbedingungen hätten meistens eine Ältestenherrschaft entwickelt, verschiedene gerontotratische Sormen der Hordenführung, denen gegenüber die Sührung der Samilie mehr zurücktrete.

Hiermit wäre ausgesprochen, daß eine Wendung zum Daterrecht einerseits oder zum Mutterrecht andererseits erst auf einer späteren Stufe der menschlichen Gesittung sich vollzogen hätte. Rivers⁴) meint, daß eine solche Wendung sich aus einer Zunahme der Bevölkerung hätte ergeben müssen. Thurnwald⁵) nimmt an, daß vaterrechtliche Samilienordnungen sich am ehesten bei tatkräftigeren Stämmen einstellten, die sich durch Wanderung und Eroberung ausbreiten und unter strafferer Sührung stehen, so besonders bei Wandershirten. Das würde also auch auf eine spätere Stufe der Entwicklung hindeuten. Die Vorbedingungen zu einer ausgesprochen vaterrechtlichen Vorherrschaft des Samilienvaters

¹⁾ Dgl. Westermard (I), Bd. I, S. 278; Rivers, (II), 1915, S. 852ff.

²) Social Organization, 1924, 5. 98/99.

^{3) (}VI), Bd. X, 1927/28, S. 52 unter "Patriarchat", und (VI), Bd. 14, 1928/29, S. 95/96 unter "Daterrecht".

⁴⁾ a. a. O. 5) a. a. O., S. 96, 98 unter "Daterrecht".

stellen sich nach Thurnwald¹) in geschichteten Stämmen ein, wo horden oder Untergruppen des Stammes mehr zurücktreten und Großfamilien mit hörigen entstanden sind. Auch eine solche Ausgestaltung des Daterrechts würde sich erst auf einer späteren Stufe ergeben, sicherlich nicht, wie Sir henry Maine annahm, bei urtümlichen Menschengruppen. Besonders die patria potestas der Catiner stellt, wie ich schon S. 138 ausgeführt habe, eine einseitige spätere Entwicklung dar.

Ob sich nun von einer weder vaterrechtlichen noch mutter= rechtlichen Urform der menschlichen Che später eine Wendung zur einen oder zur anderen Samilienordnung ergebe, das schien vielen Sorschern von den Sormen der Wirtschaft abzuhängen — wie ich das schon geschildert habe. Ich möchte auch an= nehmen, daß ein urtümlicher hactbau bei manchem Stamme eine Wendung zum Mutterrecht bewirft habe, vor allem jedoch bei solchen Stämmen, die ihren ererbten Anlagen nach gleichsam mutterrechtlich veranlagt waren. Die ererbte Der= anlagung wird bei der Erörterung der Gesellungsformen meistens übersehen. Wie van Gennep2) es für Australien annimmt, so möchte ich für die Dölkergeschichte der ganzen Erde annehmen, bestimmte Stämme seien "von Anfang an" (dès l'origine), d. h. nach ihren ererbten Anlagen, von vater= rechtlicher Artung, bestimmte andere von mutterrechtlicher Artung. Jedenfalls ist es auch hier unmöglich, eine allgemeine, für alle Stämme geltende Entwicklungsreihe der Samilien= formen anzugeben.

Der Totemismus ursprünglich und allgemeine Entwicklungsstufe und mit einer urtümlichen Samilien= und Derwandtschaftsordnung verbunden?

S. Freud und die Psychoanalytiker haben den Totemismus als etwas Ursprüngliches angesehen, als ein Gebilde von Sitten, das gleich mit den ersten Regungen eines menschlichen

^{1) (}VI), Bb. X, 1927/28, S. 52 unter "Patriarchat".

²⁾ Mythes et Légendes d'Australie, 1905, S. XXXII.

Samilienlebens entstanden sei. Die völkerkundliche Sorschung hat solche Annahmen abgelehnt. Diele Stämme in verhältnismäßig urtumlicher Gesittung kennen den Totemismus nicht, und manche Züge des Totemismus lassen erkennen, daß dieser nicht den Ursprüngen des menschlichen Gesellungslebens angehört, sondern erst einer späteren Entwicklung — der späteren Entwicklung einer größeren Anzahl von Völkern, jedoch keines= wegs aller Völker. Das hat — im Anschluß an Frazer1) — Wilhelm Schmidt betont in der Arbeit "Totemismus, viehzüchterischer Nomadismus und Mutterrecht"2) und ebenso A. van Gennepinseiner Arbeit "L'Etat actuel du Problème totémique"3). Menghin4) hat ausgeführt, daß der Totemismus in der Borgeschichte sich erst auf späterer Stufe, näm= lich bei den "Primärkulturen", sicherlich nicht auf der frühesten Stufe, auf der der menschlichen "Grundkultur", finde oder vermuten lasse. Totemismus und Außenheirat (Exogamie), die oft mit einander verbunden vorkommen, sind unabhängig von einander entstanden und haben sich erst im Der= laufe einer weiteren Entwicklung bei vielen Stämmen mit einander verbunden. Das hatte auch van Gennep 5) nach= gewiesen. Read 6) nimmt an, daß die Außenheirat schon bei verschiedenen Menschengruppen bestanden habe, bevor der Totemismus entstanden sei, daß also die Außenheirat einer früheren Stufe, der Totemismus erst einer späteren angehöre, daß sich der Totemismus nach Verbindung mit der Außenheirat aber sehr nütlich erwiesen habe zur Bewahrung der Gebote der Außenheirat. Read betont dabei, daß die Außen= heirat sich gegen Derwandtenehen richte, während der Totemismus ja auch die Heirat solcher Paare verbiete, die mit einander gar nicht blutsverwandt sind, sondern eben zur gleichen Totemgruppe gehören. J. Haeckel?) möchte die

2) Anthropos, Bd. 10/11, 1915/16, S. 597/598.

⁵) a. a. O., S. 331/332.

¹⁾ Totemism and Exogamy, Bb. IV, 1910, S. 160.

^{3) 1920,} S. 166ff. 4) Weltgeschichte der Steinzeit, 1931, S. 602, 611.

⁶⁾ The Origin of Man and his Superstitions, 1925, S. 295, 310.

⁷⁾ Über Wesen und Ursprung des Totemismus, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft zu Wien, Bd. 69, 1939, S. 253.

Außenheirat von Totemgruppen innerhalb eines Stammes aus der Außenheirat von blutsverwandten Samiliengruppen bei Wildbeuterstämmen ableiten, sieht also die Außenheirat als eine Sitte an, die bei Jägern und Sammlern entstanden sei, den Totemismus hingegen als eine spätere Solge von Sitten der Aukenheirat. Als Gesittungsstufe, auf der der Totemismus entstanden sei, vermutet haeckel ein Jägertum mit begin= nender Seßhaftigkeit und einigem Seldbau, mit Wohnungen in Sorm von Rundhütten, mit Neigung zu Daterrecht und Zauberei. h. Baumann¹) sieht den Totemismus als kenn= zeichnenden Ausdruck eines Jägertums an. Churnwald2) hatte dagegen erwogen, ob der Totemismus etwa auf der Stufe des hackbaus entstanden sein möge. Den Ursprung des Totemismus vermutet H. Baumann3) bei der "eur= afrikanischen Steppenjägerkultur", einem europäisch=afrika= nischen Jägertum der späteren Altsteinzeit, von dem sich einzelne Züge am besten bei den Buschmännern erhalten bätten.

Marett⁴) meint, die Außenheirat sei innerhalb mutterzechtlicher Stämme von den Frauen eingeführt worden, und auch der Totemismus habe sich in mutterrechtlichen Stämmen entwickelt. Graebner⁵) hatte angenommen, der Totemismus habe sich in den ältesten vaterrechtlichen Gesittungen entwickelt und das Mutterrecht habe sich erst später mit Gesittungen höherer totemistischer Jäger verbunden. Diese Fragen können aber noch nicht als gelöst gelten. Gewiß erscheint indessen, daß man den Totemismus nicht, wie McCennan angenommen hatte, als eine allgemeine Entwicklungsstuse der Menschheit in allen ihren Völkern ansehen darf. Frazer⁸) hat ja schon nachzgewiesen, daß weder die Stämme uralaltaischer Sprache noch

¹⁾ Dölfer und Kulturen Afrikas, in: Baumann=Churnwald= Westermann, Dölkerkunde von Afrika, 1940, S. 35.

²⁾ Bd. 13, 1928/29, S. 350 unter "Cotemismus".

³⁾ a. a. O., S. 28, 35.

⁴⁾ Sacraments of Simple Folk, 1923, S. 75, 80.

⁵) 1923, S. 546.

⁶⁾ Totemism and Exogamy, Bb. I, 1910, S. 86; Bb. IV, 1910, S. 12/13, 154.

die semitischer und hamitischer Sprache noch die indogermas nischer Sprache je totemistisch gewesen seien.

Die Vorstellungen Freuds und der ihm folgenden Psychosanalytiker über die Urehe der Gattung Mensch, die ersten Meidungen und die Entstehung des Totemismus sind also gänzlich unhaltbar.

Der Totemismus ist aber auch oft von denjenigen als ursprünglicher Grundsatz menschlicher Gesellungen angesehen worden, denen nicht die Samilie, sondern der Stamm oder die Untergruppe des Stammes, der Clan, als Ureinheit menschlichen Zusammenlebens erschienen ist. Unter der Herrschaft des Stammes oder Clans sollten beim Urmenschen Samilie oder gar Einzelmensch nichts bedeuten. Besonders der jüdische Gesellschaftsforscher Emil Durkheim, der an der Universität Paris lehrte, hat den ursprünglichen Dorrang des Clans vor der Samilie und dem Einzelmenschen behauptet. Im Totemismus sah Durkheim¹) den Ausdruck eines Urglaubens der Menscheit an den Stamm oder Clan und deren heilige Gemeinschaften, und in Australien wollte Durkheim den Stamm als Grundeinheit aller menschlichen Gesellung bewahrt finden. Er sprach von einer urtümlichen organisation à base de clan.

Dem gegenüber konnte schon J. R. Swanton²) nachweisen, daß bei den ziemlich niedrig stehenden Stämmen im nördlichen Küstengebiete des Stillen Ozeans in Nordamerika die Samilie sich als die ursprüngliche Gesellungsform nachweisen lasse, daß also die damals herrschende Lehre, der Stamm oder Clan habe vor der Samilie bestanden und dieser Stamm oder Clan sei zugleich mutterrechtlich geordnet gewesen, sich nicht bestätigen lasse. In einer weiteren Arbeit betonte J. R. Swanston³), daß bei allen nordamerikanischen Indianerskämmen

¹⁾ Sur le Totémisme, L'Année Sociologique, Bb. V, 1902, S. 82 ff.; Derfelbe, Les Formes élémentaires de la Vie religieuse, 1912, S. 135/136, 223ff., 246 ff., S. 256/257.

²) The Social Organization of American Tribes, American Anthropologist, N.S., Bb. VII, 1905, S. 663, 670/671.

³⁾ A Reconstruction of the Theory of Social Organization, bei §. Bo as, Anthropological Papers, 1906, S. 166 ff.

im Westen der Dereinigten Staaten und Kanadas und nördlich von Mexiko ein Totemismus mit außenheiratenden Stammes= untergruppen und mutterrechtlicher Abstammungsordnung nicht ursprünglich, sondern Ergebnis einer späteren Entwicklung sei. Malinowski1) hat dann nachgewiesen, daß auch bei den Australiern, also auf dieser urtümlichen Stufe, nicht der Stamm oder Clan, sondern die Einzelfamilie die Grundlage der Gesellung und Gruppenordnung sei. Bisher waren die Australier meistens als ein Beispiel für den ursprünglichen Dorrang des Stammes oder Clans ange= führt worden. So hat sich Durkheims Anschauung, die Stammesuntergruppe, der Clan, und nicht die Samilie sei die Grundlage der menschlichen Gesellungsformen, nicht auf= recht erhalten lassen. Die Widerlegung der Annahmen Durkheims und seiner Schule ist besonders Swanton, Radcliffe= Brown, W. Schmidt und Malinowski zu verdanken2). Malinowski3) lehnt ja auch die Annahme eines urtümlichen Gruppeninstinkts, eines Gruppengeistes (group instinct, group mind) ab; nur Antriebe (Instinkte) des Samilienlebens seien ur= sprünglich gewesen; nicht ein Herdentrieb, sondern allein ein Samilientrieb habe sich vom Tiere auf den Urmenschen vererbt.

Die Mehrehe ursprünglich und allgemeine Ent= wicklungsstufe?

Die Mehrehe in Sorm der Dielmännerei wird heute niemand mehr für ursprünglich ansehen, denn sie ist eine Ausnahmeerscheinung und an besondere, selten sich ergebende Umstände gebunden. Außerdem ist sie eine erhaltungswidrige Cheform, bei der gerade eine vormenschliche oder urmenschliche Gruppe ausgestorben wäre. Darum sindet sich die Dielmännerei auch nicht bei Stämmen niedriger oder gar

¹⁾ The Family among the Australian Aborigines, 1913.

²⁾ Malinowskiunter Kinship in der Encyclopaedia Britannica, Bd. 13, 1929, S. 404, 405, 408; Cowie, 1937, S. 252.

^{8) (}VII), 1927, S. 192, 222, 239.

urtümlicher Gesittung, sondern immer erst bei Stämmen höherer Gesittung.

Urmenschliche Gruppen in Dielweiberei könnte man sich hingegen vorstellen, und viele Sorscher haben sich ja die Urehe der Menschheit als Dielweiberei vorgestellt oder doch angenommen, der Einehe sei eine Mehrehe in Sorm der Dielweiberei vorausgegangen, die Dielweiberei sei eine allgemeine Entwicklungsstufe der Menschheit gewesen. Briffault1) nimmt an, die Mehrehe sei überall der Einehe vorausgegangen, Einehe habe sich erst bei denjenigen Menschengruppen ein= gestellt, die höhere Sormen des hackbaus und Ackerbaus, also Gesittungsformen erreicht hatten, in deren Gütererzeugung und Wirtschaft die Frau mehr zurücktritt, der Mann mehr hervortritt. Bei solchem Zurücktreten der Frau als Erzeugerin und in der Wirtschaft sei die Bedeutung der Frau als Geschlechtswesen und Mutter stärker hervorgetreten, und da bei dem Wandel von Mutterrecht zu Daterrecht, der sich beim hervortreten des Mannes in Erzeugung und Wirtschaft vollzogen habe, der Mann die Daterschaft seiner Kinder habe sichern wollen, sei nun die Einehe aufgekommen.

Briffault²) wendet sich daher gegen Westermards Beshauptung, daß Mehrehe eben bei Stämmen niedriger Gessittung seltener und bei Stämmen höherer Gesittung häufiger sei und bezweifelt die Zuverlässigfeit der von Westermard angeführten Belege. Tatsächlich ist aber Dielweiberei erst innerhalb solcher Stämme häufiger, die schon eine bestimmte Schichtung in kriegstüchtige, angesehene und wohlhabende sührende Stände einerseits und in geführte Stände anderersseits zeigen. Innerhalb solcher Stämme entwickelt sich dann leicht eine Dielweiberei der oberen Stände, die neben überswiegender Einehe der unteren Stände besteht. In manchen Sällen läßt sich auch nachweisen, daß Stämme, in denen Dielsweiberei vorkommt oder auch überwiegt, früher in Einehe gelebt hatten. Dielleicht ist auch die Unterbringung der Frauen

^{1) (}VIII), Bb. II, 1927, S. 254ff.

²) a. a. O., S. 285/286.

eines Mannes in getrennten hütten, die sich bei vielen Stäm= men in Dielweiberei findet, als Anzeichen einer früheren Ein= ehe zu deuten. Auffällig ist, daß auch die Stammessagen der Dölker in Dielweiberei, die von den Urahnen des Stammes erzählen, immer nur ein Menschenpaar als Ureltern kennen, niemals einen Urvater mit mehreren Frauen. Ferner ist auf= fällig, daß die Heiratsgebräuche aller Völker der Erde sich immer nur auf ein Paar richten, auf einen Mann mit einer Srau, niemals auf Gruppen von Männern mit Frauen oder auf die Gruppe eines Mannes mit mehreren Frauen. Heirats= feiern, Trauungen, Cheschließungen bedenken niemals eine Mehrzahl von Menschen, sondern immer nur ein Paar. Auch sieht jede Samilienform und jedes Stammesrecht, wie auch in ihnen Ehe und Verwandtschaft geordnet seien, die Kinder als Erzeugte eines Paares an und bestimmt danach Erbschaft, Rang und Ansprüche. Es scheint auch, daß man viel eher die heiratsbräuche der in Mehrehe oder Gruppenehe lebenden Dölker von Bräuchen der Cheschließung bei Einehe ableiten kann als umgekehrt. Tatsächlich überwiegt die Einehe gerade auf den niedrigsten Stufen der menschlichen Gesittung, ist aber auch auf allen anderen Stufen, wenn nicht die vorherr= schende, so doch eine häufig vorkommende Sorm. Mehrehe ist erst auf höheren Stufen häufiger und wird auf den höchsten Stufen wieder selten¹). Das Vorkommen der Einehe auf ver= schiedenen Stufen soll im nächsten Abschnitt weiter erörtert merben.

Die Einehe ursprünglich?

Die Einehe erschien Starke, Tylor, Westermark und anderen als die ursprüngliche Cheform der Gattung Mensch. Westermark wies besonders auch auf das Vorkommen der Einehe bei den Menschenaffen hin. Es scheint auch, daß eine Samiliengruppe aus Vater, Mutter und Kindern sowohl bei einigen Tierarten wie beim Urmenschen die zweckmäßigste

¹⁾ Westermard (I), Bb. III, 1925, S. 83ff., 104ff.

Samilienform gewesen sei, diejenige, die ein Sortkommen unter den schwierigen Umweltverhältnissen am ehesten verbürgt hätte. Grosse¹) hat angenommen, daß sich unter urtümlichen Wirtschaftsformen bei der schwierigen Bewältigung der Umwelt Einehe als Urform habe ergeben mussen. Größere Gruppen wären schwieriger zu erhalten gewesen. In der Dater=Mutter=Kinder=Samilie ist auch wahrscheinlich Schutz der schwangeren und säugenden Frau und die Aufzucht und Ernährung der Kinder besser gesichert als in größeren Samiliengruppen, innerhalb deren Frauen und Kinder nicht mit so viel unmittelbarem Anteil des Mannes oder der Männer an ihrem Geschick rechnen könnten. Ein Mann wird mit einer Frau und den ihm von dieser Frau geborenen Kindern enger verbunden sein als mit mehreren Frauen und gar mit den vielen Kindern dieser Frauen, und die Mann= Frau-Kinder-Samilie wird in sich viel enger verbunden sein als ein Menschenrudel in regelloser geschlechtlicher Dermischung oder eine Anzahl von Männern und Frauen in Gruppenehe oder auch als eine Samiliengruppe mutterrechtlicher Ordnung, die allein auf Mutterschaft beruht, bei der aber den Männern eine Daterschaft nicht gesichert werden kann. Bei Unsicherheit der Daterschaft würde diejenige Verbundenheit der Männer zu den Kindern fehlen, die doch als eine Vorbedingung zur Erhaltung einer Samilie in urtümlichen Derhältnissen erscheint. Diese Frage der Erhaltungsförderlichkeit oder Erhaltungswidrigkeit bestimmter Sormen der Ehe und Samilie will ich später weiter erörtern.

Cowie)² macht darauf aufmerksam, daß sich Einehen auf verschiedener Gesittungsstufe deshalb leicht ergeben werden, weil nach der Übersterblichkeit der Knaben — die in etwas größerer Zahl als die Mädchen geboren werden (vgl. S. 99/100) — im heiratsalter in der Regel ungefähr gleich viele Männliche wie Weibliche in einem Stamme leben. Unter urtümlichen Derhältnissen, die größere Besitzunterschiede oder ausges

¹⁾ Die Sormen der Samilie und die Sormen der Wirtschaft, 1896, S. 45 ff., 63/64.

²) (III), 1921, S. 38ff

sprochene Standesschichten nicht zulassen, wird so jeder Mann eine Frau, jede Frau einen Mann finden. Eine Schichtung des Stammes der Art, daß einzelne reichere und angesehenere Männer um ihrer Geltung willen mehrere Frauen heiraten, wird erst auf höherer Stufe der Gesittung möglich sein. Auch die tägliche Arbeit zur Behausung, Ernährung und Kleidung einer Samilie wird in einem Stamme einfacher Gesittung am besten auf einen jagenden und fischenden Mann und eine sammelnde und grabende Frau verteilt werden. Zwei Menschen verschiedenen Geschlechts gehören zu einer geschlechtlichen Beziehung und zur Elternschaft und Kinderaufzucht; zwei Menschen werden gerade unter urtümlichen Derhältnissen am besten geeignet sein, mit einander einen haushalt zu führen. So erscheint die Einehe vielleicht gerade unter urtümlichen Derhältnissen als die natürlichste Cheform. Malinowski1) nennt nach Erörterung solcher Einzelheiten die Einehe "das Muster und Urbild der Ebe überhaupt" (the pattern and prototype of marriage).

Dem widerspricht nicht der Befund bei Stämmen verhältnismäßig urtümlicher Artung und Gesittung. Wilhelm
Schmidt²) hat gezeigt, daß gerade bei den Zwergvölkern,
deren Gesittungen altertümliche Züge bewahrt haben, die
Einehe vorherrsche. Dann hat Westermarck³) viele Belege
über Stämme niedriger Gesittungsstuse zusammengestellt, die
in Einehe gelebt haben und leben. Westermarck neigt daher
zu der Annahme, die Urehe der Gattung Mensch habe die
Form der Einehe gehabt. Einehe herrscht vor bei den Zwergvölkern (Pygmäen) und halbzwergvölkern (Pygmoiden) Südasiens, der Südsee und Innerafrikas, bei den Stämmen der
Andamanen-Inseln, bei den Semang und Senoi in Malakka,
bei den Wedda auf Ceylon, den Toale auf Celebes, den Kubu
in Südsumatra, den Negritos der Philippinen, bei den Buschmännern Südafrikas, bei den stämmen, bei

¹) (IX), 1929, 5. 950.

²⁾ Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen, 1910.

^{8) (}I), Bb. III, 1925, S. 1—25.

den Ges-Stämmen Südostbrasiliens, bei Seuerländern und anderen Stämmen verhältnismäßig urtümlicher Gesittung. Es müßte allerdings immer noch bei einem Teil dieser Gruppen die Frage der Tatsächlichkeit oder Grundsäklichkeit der Einehe gestellt und beantwortet werden. Die weite Derbreitung der Einehe bei Stämmen niedriger Gesittung hat auch Wilhelm Wundt¹) schon bestimmt, in der Einehe die Urform der menschlichen Ehe zu sehen. Auch Lowie²) sprach aus, daß wahrscheinlich die Einehe die Urform der menschlichen Ehe gewesen sei, und man wird zugeben müssen, daß die Samilie aus einem Dater, einer Mutter und deren Kindern gleichsam die sich am natürlichsten ergebende Samilie ist, wenigstens diesienige Sorm, die sich unter urtümlichen Derhältnissen am ehesten ergeben wird und in der gerade unter solchen Derhältnissen Mann und Weib etwa gleich viel gelten werden.

Die Urehe der Gattung Mensch als Ergebnis der Auslese.

Schon öfters habe ich bestimmte Sormen der menschlichen Gesellung, des menschlichen Geschlechtslebens und der menschlichen Samilie als erhaltungswidrig bezeichnen müssen. Damit war ausgesagt, daß Menschengruppen mit solchen Gesellungsformen sich nicht hätten erhalten können, also ausgestorben wären oder daß sie bei Vorherrschen solcher Sormen schon gar nicht entstanden wären. So habe ich erwähnt, daß P. Descamps³) die Annahme einer Urpromiskuität deshalb abgeslehnt hat, weil bei solcher Sorm des Geschlechtslebens nicht genügend Kinder geboren und aufgezogen worden wären. Promiskuität ist wie die Gruppenehe und die Vielmännerei eine erhaltungswidrige Sorm der geschlechtlichen oder ehelichen Beziehungen und der Eltern-Kinder-Beziehung. Betrachtet man die Sormen der Ehe und Samilie so nach ihrem Werte für

¹⁾ Elemente der Dölkerpsychologie, 1912, S. 49ff., 52ff.

²) (III), 1921, S. 74/75.

³) (V), 1924, S. 21/22.

die Bestanderhaltung oder Mehrung einer Menschengruppe, so ergibt sich, daß unter urtümlichen Derhältnissen auch die Dielweiberei wahrscheinlich minder förderlich gewesen wäre als die Einehe, also die Dater=Mutter=Kinder=Samilie. Die Sörderlichkeit der Einehe für solche Samilien und deren ein= zelne Angehörige selbst habe ich im vorhergehenden Abschnitt schon zu erweisen versucht. Was dort ausgeführt worden ist, läßt sich aber auch auf die Sortdauer solcher Einehe=Samilien, auf ihre Erhaltung nicht nur für eine Geschlechtsfolge, sondern auf ihre Erhaltung für viele Geschlechterfolgen anwenden. So erscheint die Einehe als eine Samilienform, die nicht nur ur= tümlichen Cebensumständen am besten angemessen ist, sondern die auch am besten der Erhaltung einer Menschengruppe dient. Die Promiskuität, die Gruppenehe und die Mehrehe sind gegenüber urtümlichen Cebensverhältnissen mehr oder weniger er= haltungswidrig, die Einehe hingegen erhaltungsförderlich. Die menschliche Ebe ist das Ergebnis einer bestimmten Auslese innerhalb einer vormenschlichen Art, einer Auslese, die Anlagen der Elternschaft und eines selbstloseren vertrauten Zusammenlebens in kleineren Samiliengruppen gemehrt haben muß, also Anlagen gemehrt haben muß, die sich am ehesten in Einehen entfalten können oder sich zu ihrer Entfaltung am ehesten die Sorm der Einehe schaffen würden.

Westermarct) hat mit seiner Erklärung des Ursprungs der menschlichen Ehe den Gedanken einer bestimmten Auslese innerhalb der Urmenschheit ausgesprochen, wenn er ausführt, daß die mehr oder weniger dauernde Derbindung zwischen Mann und Weib, der männliche Schutz für Weib und Kinder und die elterliche Dorsorge für die Kinder wahrscheinlich Antrieben (instincts) zuzuschreiben seien, die ehemals für die Erhaltung der Art (preservation of species) notwendig waren, und wenn er weiter darlegt, man könne eher sagen, die Ehe wurzele in der Samilie als die Samilie in der Ehe. Westermarck hat ja auf die Nötigung zum Beisammenbleiben derjenigen Tiereltern hingewiesen, die sich um ihre

^{1) (}I), Bb. I, 1925, S. 53, 72.

Brut sorgen müssen, damit diese erhalten bleibe. Das Brutsgeschäft erfordert länger dauernde Tierehen; das habe ich im II. Abschnitt erwähnt, und die Aufzucht menschlicher Kinsder erfordert ein Zusammenbleiben der menschlichen Eltern.

In Westermards Erklärungen konnte jedoch gelegentlich dieses Zusammenbleiben der Eltern zu einer Urehe und mit ihren Kindern zu einer Urfamilie wie ein bei jeder neuen Schwangerschaft wiederholter Entschluß der Eltern erscheinen, 1) während eine Erklärung des Ursprungs der menschlichen Ehe aus einer bestimmten Auslese bezw. Ausmerze alle diese Regungen eines elterlichen Empfindens noch bestimmter und noch ausschließlicher aus ererbten Antrieben (Instinkten) ableiten wird, die den Menschen gar nicht bewußt zu werden brauchten. So hat auch Westermarck 2) selbst die Erklärung schließelich gefaßt.

In Dorlesungen über Ehe und Samilie und über altsteinzeit= liche Menschenformen habe ich die Urehe der Menschheit aus Auslese bzw. Ausmerze abzuleiten versucht, aus dem Aussterben aller solcher Arten des Dormenschen, denen die Erbanlagen zu einer solchen Elternschaft fehlten oder deren Anlagen zur Elternschaft nicht so bestimmend waren, und aus der Mehrung und Ausbreitung gerade solcher menschlichen Erbstämme, deren ererbte Antriebe zur Elternschaft und zum Ceben in Samilien drängten. Das Beisammenbleiben der Eltern in der Urfamilie des Menschen wäre demnach das Ergebnis einer bestimmten Auslese in der Richtung auf eine Stärkung elter= licher Antriebe. Nur beisammen bleibende Eltern, nur Menschen, die ihren ererbten Anlagen entsprechend eine Nötigung zum Beisammenbleiben in Samiliengruppen empfanden, haben ihre Nachkommenschaft jeweils unter den harten Bedingungen einer urtümlichen Umwelt aufziehen und wieder bis zur Sortpflanzung in gleichgestalteten Samilien fördern können. Nachkommen anders gearteter Eltern müssen immer wieder ausgestorben sein. Beisammenbleibende Eltern haben

¹⁾ a. a. O., S. 72—77.

²⁾ a. a. O., S. 53ff., 70ff.

ihre Antriebe zur Elternschaft vererbt, durch eine größere Kinderzahl vermehrt und in Kindeskindern ausgebreitet. Ich habe erwähnt, daß in manchen Stämmen die Erwartung der Geburt eines Kindes erst die Schließung der Ehe bewirkt. In anderen Stämmen soll durch Probeheirat die Fruchtbarskeit des Mädchens erkundet werden. Der Wille zu Kindern wird also geradezu durch Auslese gemehrt. Antriebe der Elternschaft und Samiliengründung, ein "Samiliensinn", der den Mann mit einem von ihm geschwängerten Mädchen zusammenzuhalten nötigt, der das Elternpaar zur Sorge um seine Kinder nötigt: solche Antriebe müssen schon bei einer Dormenschenart durch Auslese bzw. Ausmerze befestigt, ershalten, gemehrt und in ihren Äußerungen durch das tägliche Ceben unter urtümlichen Bedingungen bestärkt worden sein.

So ist die Urehe der Gattung Mensch aus ererbten Antrieben entstanden, vor allem aus den Regungen der Elternschaft, und Westermark wird recht behalten, daß eher die Samilie die Wurzel der Ehe als die Ehe die Wurzel der Samilie sei. Die bevorstehende Geburt des Kindes eines Elternpaares gibt diesem Elternpaar die Überzeugung, eine beginnende Samilie zu sein, und die neu begründete Samilie wird sich die ihr angemessene Eheform schaffen. Damit stimmt überein, daß von den Gründen zu Werbung und heirat, die ich erwähnt habe, je einfacher und urtümlicher die Lebensumstände einer Menschengruppe sind, desto mehr ein hauptgrund hervortritt, die Sorge um die Erhaltung der Art — eine Sorge, die wiederum weniger bewußt ist als vielmehr Ausdruck ererbter Antriebe, die sich in einer Vormenschenart durch Auslese bzw. Ausmerze gefestigt und gehäuft hatten.

Man könnte somit schließen, die Ehe stelle nicht etwa das Ergebnis einer Entwicklung innerhalb der Geschichte oder gar der Sittengeschichte der Menschheit dar, sondern sie sei schon eine Vorbedingung für die Geschichte der Menschscheit überhaupt.

In seinem späteren Buche The Future of Marriage in Western Civilization¹) hat Eduard Westermarc bei Be-

^{1) (}XII), 1936, S. 5, 8.

trachtung des Ursprungs der menschlichen Ehe den Gedanken der Auslese bestimmter ausgesprochen: die Ehen im Tierreiche und beim Menschen erklärten sich aus Siebung und Auslese beisammen bleibender Eltern, die ihre Anlagen weiter verserben, während die Nachkommen anders veranlagter Tiere und Menschen ausstürben; aus solcher Auslese bestimmter Antriebe erkläre sich auch die allgemeine Verurteilung von Männern, die Frau und Kinder im Stiche lassen.

Auch Malinowski¹) erklärt die menschliche Che aus Siebung und Auslese, aus der Siebung der Gattenwahl und der Auslese elterlicher Antriebe in den Nachkommenschaften der Eltern mit starkem Samiliensinn: "Siebende Gattenwahl (selective mating) führt zu einem ausschließlichen Samiliensleben (matrimonial life), dessen überwiegende Sorm die Einsehe ist". Der Grund des menschlichen Samilienlebens liege in ererbten Antrieben (the basis of human family relations is instinctive); Erfahrung und Erziehung bauten auf diesem Grunde dann Einrichtungen der Gesittung und Überlieferung auf (cultural and traditional elements).

Auch Willystine Goodsell²) hat im Anschluß an Westersmarckund J. Siste³) eine bestimmte Auslese bzw. Ausmerze zur Erklärung des Ursprungs der menschlichen She angeführt; sicherlich seien solche Erbstämme innerhalb urmenschlicher Gruppen immer wieder ausgemerzt worden, denen die eltersken Antriebe zum Schuße der hilflosen Kinder und die väterlichen Antriebe zur Beschützung von Frau und Kindern gesehlt haben. Goodsell spricht (S. 33) auch von der Selbstlosigkeit, zu der die Samilie von Anfang an erzogen haben müsse, die durch das Samilienleben bestärkt und gefördert worden seien — Empfindungen, die später über die Samilie hinaus auf das Ceben des Stammes eingewirkt und zur Entwicklung von Recht und Gesetz beigetragen hätten. Auch solche menschlichen Antriebe und Empfindungen wird man weniger

^{1) (}VII), 1927, S. 225, 238/239.

²) A History of Marriage and the Family, 1934, S. 4, 33.

³⁾ The Meaning of Infancy, Boston 1909, S. 29, 30.

als Erzeugnisse der Samilie ansehen, sondern eher als den seelischen Ausdruck derjenigen ausgelesenen Erbstämme urmenschlicher Gruppen, deren ererbtem Wesen die Samilie und ein starker Samiliensinn entsprachen. Menschliche Gruppen ohne solche Anlagen der selbstloseren Anteilnahme und des Zusammenwirkens wären immer wieder ausgestorben.

Schon früher habe ich erwähnt, daß gerade bei verhältnis= mäßig urtümlichen Stämmen die Geltung der Frau in der Regel ebenso groß ist wie die des Mannes, daß also beide Ge= schlechter bei solchen Stämmen etwa "gleichberechtigt" sind (wie man dies im 19. Jahrhundert bezeichnet hat). Eine solche gleiche Geltung von Mann und grau darf auch für die menschliche Samilie der Dorzeit vermutet werden und zwar eben wieder als Ausdruck ererbten seelischen Derhaltens einer Urmenschengruppe, für die der starke Samiliensinn kennzeichnend war, der allein die Erhaltung einer solchen Gruppe verbürgt hat. Nach den Derhältnissen verhältnismäßig urtum= licher Gruppen der Gegenwart darf, wie ich früher ausgeführt habe, auch vermutet werden, daß den Menschengruppen der Dorzeit eine herzliche Kinderliebe eigen war. Solche Kinderliebe ist gerade bei Stämmen einfacherer Gesittung beobachtet worden. In der Regel sind Kinder bei verhältnis= mäßig urtümlichen Stämmen willkommen, sodaß — bei vermutlich hoher Säuglingssterblichkeit — Abtreibung und Kindes= tötung anscheinend seltener sind als bei manchen Stämmen höherer Gesittung. Bei drohender hungersnot oder drohendem Kriege scheinen viele Stämme einfacher und höherer Gesittung einen Teil der Kinder zu töten. Aus solchen Magnahmen der Not darf aber nicht geschlossen werden, urtümliche Menschengruppen empfänden keine Kinderliebe, diese sei erst ein Er= gebnis späterer Gesittungsentwicklung. Entgegen der Meinung des englischen Philosophen Herbert Spencer1), der überall Entwicklungen von rohen Uranfängen zu verfeinerten Ge= sittungen annehmen wollte, muß betont werden, daß wahr= scheinlich die Kinderliebe urtümlicher Stämme herzlicher ist

¹⁾ Principles of Sociology, Bb. I, 1906, S. 747.

als die der Naturvölker mittlerer und höherer Stufe. Offenbar haben starke Antriebe der Elternliebe, der Liebe sowohl der Frau wie des Mannes zu den eigenen Kindern, zur Urfamilie der Gattung Mensch beigetragen, Antriebe der Elternliebe, wie sie sich am ehesten wiederum aus einer Ureinehe erklären ließen.

Aus allen diesen Überlegungen ergibt sich von neuem, was ich schon mehrfach ausgeführt habe, wie verkehrt es ist, den Ge= schlechtstrieb als die alleinige oder vorherrschende Ursache der menschlichen Ebe und Samilie aufzufassen und als einzigen Grund des Zusammenbleibens eines Elternpaares ein ununterbrochenes geschlechtliches Begehren anzusehen. Ich habe schon dargelegt, daß unter urtümlichen Derhältnissen ein Dorherrschen des Geschlechtstriebs wahrscheinlich das Aussterben einer solchen Menschengruppe bewirft haben würde. Aus den Erwägungen über die ererbten Antriebe einer Urmenschen= gruppe, aus denen sich Ehe und Samilie erklären lassen, ergibt sich weiterhin, daß die Urehe der Gattung Mensch wahrschein= lich die Einehe gewesen ist und zwar eine Einehe mit etwa gleicher Geltung der beiden Geschlechter, die demnach weder als ausgesprochen vaterrechtlich noch als ausgesprochen mutter= rechtlich zu bezeichnen wäre. Das Zusammenbleiben und Zusammenwirken von Mann und Weib, der Schutz der schwangeren und säugenden Frau durch den Mann, die elterliche Sorge für die lange Zeit hilflosen Kinder — alle die seelischen Antriebe, aus denen sich eine solche Samilie ergibt, werden durch Auslese eher bei Menschengruppen in Einehe gezüchtet worden sein als bei Menschengruppen in Mehrehe oder gar in Gruppenehe oder in Promiskuität. Die Urehe der Gattung Mensch wird sich am ehesten aus den Erbanlagen der Nach= tommen solcher Männer und Frauen erklären lassen, denen die engere vertrautere Beziehung eines Mannes mit einer Srau als die ihrem Wesen angemessene erschienen ist. Die männlichen Antriebe des Beschützens und die elterlichen Antriebe der Sorge um die Nachkommenschaft lassen sich aus den Ausleseverhältnissen urtümlicher menschlicher Gruppen in Mehrehe skherlich nicht so leicht erklären wie aus der Auslese

innerhalb in Einehe lebender Gruppen. Ein Beschützer für eine Srau und deren Kinder bedeutet wahrscheinlich mehr Schutz für diese Gruppe als eine Gruppe von Beschützern für eine Gruppe von Frauen. So wird man, besonders wenn man etwa altsteinzeitliche Umweltverhältnisse bedenkt, Mali= nowski recht geben, der die Einehe als "das Muster und Urbild der Che" bezeichnet hat. Jedenfalls läßt sich schon die Entstehung der Gattung Mensch aus einer Vormenschenart, die mit dem Schimpansen auf gemeinsame tertiärzeitliche Dor= fahren zurückweist, nicht denken ohne eine bestimmte Sorm der Ehe, am ehesten der Einehe. Lockerungen der Cheform bedeuten gerade für Stämme einfacher Gesittung den Untergang eben durch Entziehung aller Bedingungen zur Aufzucht eines hinreichenden und lebenstüchtigen Nachwuchses. Eine ehelose Gesellschaft könnte als Zerfallsergebnis das Ende der Ge= schichte des Menschengeschlechts bezeichnen; im Urbeginn der Gattung Mensch ist ein eheloser Zustand nicht denkbar.

Der hauptsinn der menschlichen Ehe ist nicht der einer geschlechtlichen Beziehung; als eine solche wird die Che eher in den Spätzeiten und Zerfallszeiten der Dölker angesehen als in ihren grühzeiten. Den Hauptsinn der Ebe, die sicherlich auch immer eine Geschlechtsbeziehung ist, macht der Schutz der schwangeren, säugenden und aufziehenden grau aus, der Schutz einer Mutter mit ihren Kindern durch den Dater als Chemann dieser Mutter und Erzeuger dieser Kinder; den hauptsinn macht also die Elternschaft aus mit der Sorge um Obdach, Nahrung und Kleidung. Westermarct1) hat mit Recht ausgesprochen, es sei oft übersehen worden, daß die Frau dem Manne nicht nur geschlechtliche Lust biete, sondern daß sie vor allem Gehilfin, Mutter, Nahrungsversorgerin und Köchin sei. Lösen sich viele Frauen in den Spätzeiten der Dölker von diesem Ursinne der Che und des weiblichen Cebens ab, sehen viele Frauen in Spätzeiten den Sinn ihres Daseins dem Manne gegenüber im Geschlechtlichen und werden sie von vielen Männern überwiegend als Geschlechtswesen betrachtet,

^{1) (}XII), 1936, S. 15.

so haben solche Völker schon den Weg zu ihrem Aussterben ein= geschlagen, denn das menschliche Leben ist an den gekennzeich= neten Ursinn der Ebe gebunden, weil es als menschliches Leben unter den Auslesebedingungen einer solchen Elternschaft ent= standen ist. Das menschliche Leben kann sich ohne Gefährdung nicht von der Grundeinheit aller menschlichen Gesellung, von der Samilie, entfernen. Als Grundeinheit aller mensch= lichen Gesellung haben aber so verschiedene Sorscher wie Westermark, Swanton, S. Boas, Radcliffe-Brown, C. A. Kroeber, W. Schmidt und Malinowski die Samilie bezeichnet1). Sür Malinowski2) ist darum die Samilie die Wiege der Gesittung (the cradle of nascent culture). Don der Samilie aus werden Abstammung, Derwandtschaft und Erbschaft geordnet, und von ihr aus ordnet sich die Stellung der Menschen in ihrem Stamme³). Darum entspringen auch Sitte und Recht aus dem Leben der Samilie und darum gehört die Ehe und Samilie für das Bewußtsein der Dölker zum "göttlichen Recht". Die Götter beschützen die Ebe, belohnen ihre Einhaltung und strafen ihre Derletzung.

¹⁾ Cowie, (XIII), 1937, S. 233, 252.

²) (VII), 1927, S. 184ff.

⁸⁾ Rivers, (II), 1915, S. 423; Malinowsti, (VII), 1927, S. 223.

Mamenverzeichnis.

Achelis, Thom. 181, 198
Aischylos 154, 184
Alverdes, Fried. 17ff.,
24, 110
Ammianus, Marc. 70
Antermann, Bernh. 65
Anquetil, Gge. 125
Aristoteles 143
Arlt, Frik 143
Armstrong, W. E. 65
Ashley=Montagu, M. S.
65
Avebury, Cord s. Cub=
bock, Sir John

Babeau, Alb. 140 Bachofen, Joh. Jak. 56, 87, 145, 163, 164, 180ff., 198 ff., 207ff., 217f., 231f., 235 Bäumler, Alf. 182 Bartels, Max 11, 32 Bastian, Ad. 193 Baumann, H. 243 Bebel, Aug. 188, 216, 217 Beda venerabilis 14 Bentham, Herm. 217 Bernhöft 181 Bernoulli, C. Alf. 182 Besterman, Th. 11 Bethe, Er. 139 Biedermann, Flod. Frhr. v. 49 Bloch, Iw. 181 Blüher, hs. 166 Bluhm, Agn. 122 Boas, Sr3. 64, 244, 258 Boden, Fried. 169 Bogoras, Wald. 61 Bonstetten, K. Dik. v. 140

Briffault, Rob. 10, 160, 188, 194, 206, 214, 218, 222, 233, 236, 246
Brown, A. R. s. RadscliffesBrown
Buchanan, Francis 145
Buch, Pearl S. 28
Bücher, K., 107, 139
Bürkle 121
Buschan, Gg. 11, 130, 166, 196

Cajetan 106 Calverton, Dic. Franc. 194 Carr=Saunders, Alex. Morris 113, 129, 130 **Cato** 143 Chardin, Jean 119 Comte, Aug. 180, 217 Condorcet, Marquis de 180 Coot, S. A. 55 Cordier, Eug. 168 Crawley, Ern. 11, 96, 129, 205, 218 Cunow, heinr. 215, 217, 236 Dargun, Coth. v. 169, 214f., 235

Darwin, Charl. 181, 218, 230 Dawson, Warren Royal 163, 168 Descamps, Pl. 10, 70, 83, 86, 88, 95, 112, 231, 235, 250 Doflein, Srz. 19 Driberg, J. H. 188, 233, 236 Düsing, Cl. 120, 121 Durkheim, Em. 244 f.

Ehrenfels, Christ. v. 127 Eichhoff, W. 187f., 216 Ellis, Havel. 12 Engels, Fried. 188, 216f. Erdmann, Walt. 139

Sahlbed, Pontus 121 Serch, Joh. 217 Setscher, Rain. 121 Fiste, John 254 Fluegel, John C. 219 Folsom, Jos. Kirt 12, 54, 222, 224 Sorel, Aug. 181 Šowler, W. W. 139 Šranz, Ceonh. 146, 159 Srazer, Jam. Georg., Sir 11, 53 ff., 64, 66, 96, 181, 187, 194, 242 f. Freud, Sigm. 64, 181, 219ff., 225, 241, 244 Friederici, Ga. 38 Sripp, Edg. J. 140 Sürst, Th. 121 Sustel de Coulange, Numa Denis 27 Gennep, Arn. van 65, 78, 241 f. Giddings, Ş. H. 51 Gierke, Otto 95 Gifford, E. W. 174 Gillen, S. J. 194, 237 Ginsberg, Morris 12, 136, 204, 205, 213, **228** Glog, Gustave 139 Goethe, J. W. v. 49

Göze, Alf. 15 f., 105, 177 Goldenweiser, Alex. A. 11, 65, 150 Goodsell, Willystine 12, 109, 254 Graebner, Frit 10, 65, 99, 137, 155, 157, 161, 166, 201, 206, 234, 239, 243 Grau, Rud. 81 f., 111, 229, 234 Greef, Giull. de 215 Grosse, Ernst 129, 133, 181, 207, 209ff., 235, 248 Grotjahn, Alf. 15 Grünspan, A. 121 Günther, h. S. K. 14, 22, 26, 31, 50, 59, 88f., 167

haddon 194 Haeckel, Ernst 20 -, Joj. 62ff., 242 hagenbeck, C. 19 Hahn, Ed. 202, 203. 210, 213, 215 hamilton, Gilb. van Cassel 223 Handieff, Wass. 140 hartland, Edw. Sidney 153f., 184, 235 hartnade, Wilh. 57 Hellwald, Fried. v. 193 Hentig, Hs. v. 55 Herder, Ioh. Gottf. 180 hermann, Ed. 15, 29, 137, 139, 141 Herodotos 145 himmler, heinr. 167 hitler, Ad. 167 hobhouse, Ceon. Tre= walney 12, 136, 204f., 213, 228 hoff, Rich. v. 138

holmes, S. I. 121 homeros 144, 162 howard, Gge. Ell. 206 howitt, Alf. Will. 233 | Lenz, Fritz 122

hübner 73 humboldt, Alex. v. 202 hume 217 Huth, Otto 27

Jevons, Frank Byron Justinian 31, 104, 138

Karsten, Raf. 166 Kautsty, K. 187, 188, 216, 217 Kaven, Archib. 121 Keane, Aug. Henr. 194 Keller, Alb. Galloway 12, 194, 233 Keyserling, Herm. Graf 27, 33, 84, 98, 228 Klemm 180 Kluge, Fried. 15, 16, 105, 177 Köhler, Walt. 106 Kohler, Jos. 64, 75, 181, 184f., 194, 198, 206 Konsulowa, N. D. 140 Koppers, Wilh. 11f., 152, 161, 166, 181, 239 Koschafer, Pl. 75, 137 Kroeber, Alf. Louis 165, 174, 188, 190, 194, 221, 258 Kropf, Walt. 197 Krüger, P. 138 Kühn, Alf. 122 Kuhlenbeck, Ludw. 181 Kunike, Hugo 163 Kvaran, Eidur Sigurds= son 143

Camprecht, Kl. 181 Lang, Andrew 64, 174, 181, 194 **Eapouge** 57, 115, 117, 119 Cast, Rich. 113, 129 ff., 166, 205

Lebzelter, Dif. 32

Cetourneau, Charl. 193, 206 Cévy=Bruhl, Cuc. 26f., 203, 215 Cerer, M. 16 Linn, Will. Alex. 125 **Cippert 193, 214, 215** Cöhner, Leop. 55 Cöhr, Max 65. Cowie, Rob. Har. 10ff., 38, 42, 60, 74, 106 f., 152, 109, 157 f., 165f., 172, 174, 176, 188ff., 196, 182, 198ff., 204, 213f., 218, 222, 227, 229, 232, 238, 245, 248, 250, 258 **Lubbod**, Sir John (Lord Avebury) 62, 189, 193, 206 **Cüdemann**, Hs. 167 **Euther**, Mart. 106

McDougall, Will. 222 mcGee, w. 3. 151 McCennan, John Ser= guson 45, 47, 64, 75, 79, 145, 171, 181, 184f., 194ff., 205, 208, 229, 231, 233, 243 Maderner, J. 76, 108, 109 Maine, Sir Henry 139, 184, 186, 198, 199, 239 Malinowsti, Bron. 10f., 21 f., 30, 38, 70, 82, 89, 95 ff., 150, 153f., 164, 189, 204ff., 214f., 218, 222ff., 245, 249, 254, 257f. Marco Polo 163 Marcuse, Max 219 Marett, Rob. Ran. 12, 65, 161, 172, 243 Marr, K. 71, 188, 216, 217 Mason, O. T. 213

Mayer, Ernst 169 Mead, Marg. 12, 151, 204f. Melanchthon, Phil. 106 Menghin, Osw. 242 Merschberger. Gerta 143, 169 Meyer, Ed. 123f. — P. 104 Mezger, S. 143 Milke, Wilh. 199 Miklucho=Maclay, v. 129 Mjöen, Jon Alf. 127 Mittenzwey, Kuno 221 Modestinus 31 Mommsen, Theod. 31, 104, 138 Morgan, Lew. Henr. 6, 81, 145, 171, 173f., 178, 180, 184ff., 198ff., 207ff., 216ff., 227, 229, 231 ff. Mortillet, Gabr. de 200 Mühlmann, Wilh. 50 Müller, Franz 121 — K. Dal. 126 — Ludw. Rob. 23 Müller-Lyer, Frit 75, 181, 217, 218 Munnecke, Wilh. 19

Neckel, Gust. 143 Nieuwenhuis, R. 33, 84, 98, 228 Nilsson, Mart. P. 138

Orchansti. 3., 121

Pancritius, Marie 65
Parker 121
Parsons, Elsie C. 77, 78
Passow, A. 189
Paungarten, Serdn.
Srhr. v. 216
Penniman, Thom.
Kenneth 12
Perry, Will. 11
Deschel, Osk. 207

Philipp von Hessen 106 Phillpotts, Bertha Sur= teß 141, 167 Pitt=Rivers, Gge. H. C. **S.** 120 Platt, Art. 194 Ploet, Alf. 127 Ploß, herm. heinr. 11, 32, 163, 205 Plummer, K. 14 Plutardios 135, 143 Popenoe, Pl. 115, 128 Post, Alb. Herm. 181, 198 Powell, J. W. 151 Prinzhorn, Hs. 221 Dutnam, S. W. 194.

Quevedo 103

Rachel, P. 95 Radcliffe=Brown, Alf. Reg. 64, 227, 237, 245, 258 Ragel, Fried. 202, 207 Rauchales, Rich. Aug. Read, Carv. 153, 242 Recte, Elisa v. d. 95 Reibmayr, Alb. 121 Reichelt, hs. 13 Reichenow, Ed. 20 Reinach, Sal. 64, 193 Reigenstein, Serd. Srhr. v. 18, 24 Reuterstiöld, E. 64 Rhys, John 146 Riehl, Wilh. Heinr. 15 Rigg, J. M. 197 Rivers, Will. hales R. 10f., 27, 36f., 39, 41 f., 53, 62, 64, 69, 71f., 75, 80, 83f., 90ff., 96f., 100, 108f., 111, 156, 169, 176, 184, 172, 174, 176, 184, 187, 189, 194, 218, 221, 227f., 231ff., 240, 258 Rodwell, W. W. 106 Robeim, Geza v. 219

Roh 163 Rousseau, Jean Jacq. 31, 180

Sanderson, John 120 Sarasin, Pl. 239 Sartori, P. 130 Schiller, Fried. v. 201 Schmidt, Gg. 182 Schmidt, W. 12, 64f., 99, 181, 201, 221, 227, 242, 245, 249, **256** Schmitt, Er. 27 Schmoller, Gust. 199 Schopenhauer, Arth. 107 Schrader, O. 104 Schroeter, Manf. 182 Schücking, Lev. Ludw. 140 Schurt, heinr. 131, 165, 181, 207, 236 Seligman, Brenda Zara 41, 96, 151, 227, 239 Seligman, Charl. Gabr. 41, 151, 227, 239 Shafespeare, Will. 140 Siegel, P. W. 121 Smith, Joj. 123 — W. Roberts. 55, 96, 194 Sorofin, P. 215 Spencer, herb. 63, 181, 194, 204, 206, 255 — Walt. Baldw. 194, 237 Starce, Cl. Nic. 185, 187f., 191f., 197 Steinmet, Seb. Rud. 113, 205 Stephen, Cesl. 198 Stern, Bernh. Jos. 186ff., 191f., 197 Sumner, Will. Grah. 12, 194, 218, 233 Swanton, J. R. 244 f., **258**

Tacitus 140, 144, 169

Thomas, Northcote W. 11, 65, 72, 150, 174 — Will. Is. 12, 202 Thurnwald, Rich. 10ff., 29, 33, 37f., 40, 42, 45, 59ff., 65, 68, 70, 72f., 76f., 81f., 89, 91, 96ff., 103f., 109, 142, 148f., 136, 151 f., 158, 163, 174f., 190, 165f., 201, 221, 227f., 234, 238, 240f., 243 Tophoven, Frz. 121. Thurn, Ever. S. im 76, 157 Többen, Heinr. 55 Tönnies, Serd. 113 Todd, A. J. 205 Tschemschiroff, Gg. P. 140 Tylor, Sir Edw. Bur= nett 176, 181, 195, 207, 232, 247 Unwin, Jos. Dan. 31, 96

Datter, Ernst 65

Delde, Th. H. van de **30** Derworn, Max 194 Dierfandt, Alf. 25, 202, 215 Diernstein, Theod. 55 Direy, Julien Jos. 230 Dogel, W. 202 Dogl, G. 143 Dogt, H. W. 31 Dol3, Wilh. 19

Waln, Nora 28 Warner, W. El. 107 Webster, H. 166 Weinhold, K. 105 Weißgerber, Leo 177 Westermann, Diedr. 243 Westermard, Ed. Alex. 9ff., 19, 24, 27 f., 32, 36, 39, 44, 55 f., 67, 70, 80f., 89f., 95, 97, 99, 105, 109, 136, 156, 174, 181, 189, 206ff., 218, 222f., 227f., 232f., 236, 238, 240, 246f., 249, 251ff., 257, 258 Wheeler, Gerald Cam=

den 12, 136, 204f., 213, 228 Witman, K. R. D. 88, 90 Wilhelm, Rich. 27 Wilten, G. A. 181, 184 Williams, Edw. Thom. 28. 142 Williamson, Rob. W. **50** Wißler, Clark 59 Wundt, Wilh. 64, 181, 194, 236, 250 Wyneten, Gust. 166

Yertes, R. M. 20, 21 Young, Brigham 123

Zahn, Fried. 15 Ziemann, Hs. 119 Zimmer, H. 146, 154 Zimmer von Ulbers= dorf, G. A. 123 Zimmermann, Walt. 221 Zuđerman, S. 19, 21, 222 Zwingli, Ulr. 106

Sachverzeichnis.

Abstammungslehre, vgl. auch Dar= win, Charles und haeckel, Ernst Abtreibung 90, 119, 129, 131, 224 Abel 27, 37, 48, 58, 98, 105, 118, 136f., 144, 161 Altestenherrschaft 98, 134f. Afrika 36ff., 51, 62ff., 67f., 71ff., 83, 85, 88, 90, 93, 95, 103, 106, 108, 116, 119 f., 123, 130 f., 142, 150ff., 156, 163, 170, 176, 186, 188, 223, 238 Agnatenfamilie 133, 141, 239 Ahnenverehrung 27, 138, 142 Alterstlassen 166 Amerika 33, 36ff., 51, 62ff., 67f., 71ff., 83, 85, 88, 90, 93, 95, 103, 106, 108, 116, 119f., 123, 130f., 142, 150ff., 156, 163, 165, 176, 186, 188, 223, 238 Ansehen, Streben nach 106, 108, 119 Anziehung, geschlechtl. 56 Asien 36, 43, 71, 73, 76f., 80, 88, 90f., 102ff., 108, 111, 115, 119, 131, 136, 139, 155 Aufartung 32, 58 Auslese, Ausmerze 23, 32, 39, 58 f., 68, 96, 113ff., 122, 124, 127f., 170, 250ff. Außenheirat 35, 47, 52, 65f., 195f., **220, 242** Australien 36 ff., 45, 53, 63, 67, 69, 71, 77, 82ff., 90, 93, 102f., 129f., 132, 136, 154, 158, 176, 190, 223, 228, 237, 241, 245, 249 Avunkulat (Onkelherrschaft), Mutterbruderherrschaft

Base, s. u. Derwandtschaftsbezeich= nungen

Bauerntum 13, 15f., 26, 67, 88f., 116, 126, 134 f., 142f., 155, 199 Begattung 153f., 182 Besitz, s. u. hausbesitz Besigtommunismus 183. Besitzunterschiede 100, 112 Bevölkerungsdichte 126, 129 Bevölkerungsvorgänge 113 Binnenheirat 35, 47, 49, 109, 112, 195 Blut, "verbrauchtes" 57 Blutschande 37, 54f. Blutsverwandtschaft 35, 38, 46, 52, 54, 172, 199, 220 Brautpreis 71ff., 94, 130 Brautraub 75, 77, 195 Bruderfrau, s. u. Derwandtschafts= bezeichnungen Brudermann, s. u. Derwandtschafts= bezeichnungen Bruderstind, s. u. Derwandtschafts= bezeichnungen Brüdervielmännerei, s. u. männerei Brutpflege 18, 23, 251 f.

China 27, 37, 53, 67, 136, 142, 163, 207, 210 Couvade, s. Männerkindbett

Dauerehe 18f., 23, 79 Dauersiedlung 13 Dienstheirat 71, 156, 206 Dreistufentheorie 202, 210

Ebenburt 48, 50f. Ebe, vgl. auch heirat

— Erklärung vom Geschlechtstrieb aus 28, 30, 224 f., 256 f.

— als Gesetz zur Ordnung der Gesmeinschaft 97f.

Che, göttliches Recht 97f., 258 — Hauptsinn 29, 257 — als Satrament 97f. — nach Ständeschichtung 103f. — Dorbedingung zur Geschichte der Menschheit 253 — pormenschl. Wurzeln 18, 24, 208, 253, 257 — Wortbedeutung 15 f. Chebruch 97, 144, 154 Chefrau, s. u. Hausfrau Chelosigkeit, s. auch Ledige 27, 113 f. Chescheidungen 85, 103 Eifersucht, männl. 230 — weibl. 100, 107 Eigentumslosigkeit 200f., 216 Einehe 25, 79, 84f., 99ff., 104, 118ff., 125ff., 133, 180f., 192, 236, 247ff., 256f. Einwilligungsheirat 67ff. Elternschaft 225, 230 f., 252 f. Empfängnisverhütung, s. Gebur= tenverhütung Endogamie, s. Binnenheirat Entführungsheirat 70 Enthaltsamkeitsgebote 100, 107 Entsittlichung, großstädt. 85, 87, 94, 98, 117f., 123, 128, 161, 257f. Entwicklungsgedanke 10, 18, 180ff. Entwicklungsgeschichtsschreibung 199ff. Erbanlagen 98, 113ff., 122, 125ff., 241 Erbhof, s. auch Hausbesitz 56 Samilie, indogermanische, s. auch Großfamilie, Sippenverband 14f., 137 — mutterrechtliche 192f. — vaterrechtliche 192f. — Wortbedeutung 12ff. — "zyklopische" 219, 221 Samiliengruppen, äffische 19f., 247 Šamilieninstinkt 23f., 128 Samilienvater, s. auch Daterfamilie 15, 26, 138 Sortpflanzung erbl. Minderwer= tiger 16, 39, 58f. Sortpflanzungstrieb 21, 29 Frauengeltung 3, 20, 204

Frauenherschaft 143, 148, 151 f. Frauenmangel 109, 114
Frauenraub, s. auch Raubheirat 196
Frauenrechtlerinnen 135, 142 f.
Frauentausch, s. Tauschheirat
Frauenüberschuß 107, 116 f., 120
Frauenverehrung, indogermanische
143 f., 203 f.
Freisassentum 15
Freundschaft, bäuerliche 101
Frühheirat 46

Gauschläge 59 Geburtenrückgang 125, 129 Geburtenverhütung 21, 90, 125, 131, 224 Gegenseitigkeitsgedanke 60 Geldheirat 118, 137 Gemeinschaftsehe, christliche 82f. Geschlechterbeziehungen, vormensch= liche 25, 208, 226 – im Tierreich 17 Geschlechtskommunismus 84, 86, 183 Geschlechtsleben, Einschränfungen – indogermanisches 143f. — der Naturvölfer 97, 143f. — tierisches 222 — ungebundenes 161 Geschlechtsproportion 99f., 120ff., **248** Geschlechtstrieb 28, 30f., 95f., 224f., Geschlechtsverkehr, vorehelicher 28, 87ff., 95, 154, 208f., 227f. Geschwisterheirat 37, 44, 48, 57 Gesinde, s. auch unter Großfamilie, Sippenverband 13, 142 Glaubensfremdheit, jüdische, s. Zuden Glaubensheirat 49 Glaubensleben, mutterrechtliches 159 Gleichgeschlechtliche Beziehungen

131

Griechen, siehe Hellenen

210f., 234, 238f., 241

Großfamilie, indogermanische 15,

56, 85, 133ff., 139ff., 160, 198f.,

Gruppenehe 19, 80ff., 90, 110ff., 174, 191f., 208, 214f., 229, 232f., 236, 247f., 251, 256.

Haus und Hausbesorgung 12ff., 167 Hausbesit 14f., 137 hausfrau 15, 26, 33, 152 hausherr, s. auch Samilienvater 13ff., 26, 33, 137 Heirat, vgl. auch Ehe — Wortbedeutung 15 Heiratsbräuche, s. Hochzeitsge= bräuche heiratserschwerung 39, 128 Heiratsgründe 26ff. heiratstreise 35, 39 heiratsordnungen 35, 39ff. Heiratsverbote 35, 52, 54, 69 heiratsvorrechte 102 heiratszwang 28 hellenen 12, 14f., 27, 52, 56, 95, 98, 104, 137f., 144f., 154, 159ff. herdensinn 18, 22, 24, 55, 245, **253, 255** herdfeuer, indogermanisches 27. 138 hetärismus 87, 180, 182, 184 hinabheiraten 51 hinabzüchtung 117f. hinaufheiraten 45 hochzeitsfeier 91 hochzeitsgebräuche 61f., 155, 235, hypergamie, s. hinausheiraten

Japan 209
Jnoien 13, 26, 37f., 45f., 49, 53, 56, 63, 77ff., 88, 91, 108, 111, 113, 139, 141
Indogermanen 13ff., 29, 31f., 49, 74f., 98, 104f., 134ff.
Instinct 21, 23, 28, 180, 221, 236, 245, 252
Instinct mängel 22f.
Insucht 55ff., 59
Juden (und Hebräer) 44, 49, 71, 130, 144
Jünglingsraub 77
Jugendweihen 46, 61

Jungfräulichkeit 94, 160 Junggesellen, s. Ledige Jus primae noctis 92f.

Kampf ums Dasein 24, 29 Kastenordnung, indische 45 f. Kaufheirat 72ff., 206 Kebsweiber 105, 111, 229 Keuschheitsproben 160 "Kind und Kegel" 105 Kinder, uneheliche 97, 104, 126, **230** Kinderarmut 113 Kinderfamilie 17 Kinderheirat 46 Kinderliebe 255 Kinderlosigkeit 25, 114 Kinderreichtum 101, 106f., 119, 126f., 131, 253 Kindersterblichkeit, s. Säuglings= sterblichteit Kinderverlöbnisse 46 Kindesaussetzung 129, 131 Kirche, mittelalterliche 52, 105f., 204 Kleinfamilie 133, 210, 246 Knabenziffer, s. Geschlechtspropor= tion Konkubinat 84, 92, 104f., 229, 232 Cedige, ihre Bewertung, s. auch Ebelosigteit 26ff., 33 Cevirat, s. Schwagerheirat Liebe, romantische 102, 128 "Cokalrassen" 59

Mädchengeburten, s. Geschlechtsproportion Männerbünde 165ff., 191 Männerkindbett 146, 162ff. Magna Mater 146, 159, 162ff. Mannesbruder, s. u. Derwandtschaftsbezeichnungen Mannesschwester, s. u. Derwandtschaftsbezeichnungen Marienverehrung 160 Marxismus 188f., 207, 214, 216, 218 Mehrehe 25, 28, 39, 79f., 82, 85, 91, 99f., 104, 106f., 114, 117, 119, 120, 123, 127f., 133, 210,

245, 247, 251, 256

Mehrstimmenwahlrecht 15 Meidungen 38f., 53ff., 220f. Mitgift 32, 61, 73 Mondsagen 160, 183 Monogamie, s. Einehe Mormonen 123ff. Muhme, s. u. Derwandtschafts= bezeichnungen Muhmenkind, s. u. Derwandtschafts= bezeichnungen Mutation, s. Erbänderung Mutterbruder, s. u. Derwandt= schaftsbezeichnungen Mutterbruderherrschaft 147, 157, 168f., 175 Mutterfamilie 17, 85 Mutterliebe 236 Mutterrecht 42, 65, 68, 72, 80, 87, 89f., 92, 94, 97f., 103, 109, 117, 130, 133ff., 144ff., 182f., 185, 191, 198f., 206, 208, 211, 223 f., 227, 237 ff., 246, 248

Nachwuchsgedanke 29, 107
Naturvölker 28, 31, 33f., 89, 97f., 113f., 129, 131, 178, 214f., 228f., 231, 256
Nebenehe 29, 45, 80ff., 90, 92, 108, 111, 125, 232
Neffe, s. u. Derwandtschaftsbezeich= nungen
Nichte, s. u. Derwandtschaftsbe= zeichnungen
Niftel, s. u. Derwandtschaftsbe= zeichnungen
Niftel, s. u. Derwandtschaftsbe= zeichnungen

Oheim, s. u. Derwandtschaftsbes zeichnungen Oheimkind, s. u. Derwandtschaftssbezeichnungen Onkelherrschaft, s. u. Mutterbrudersberrschaft

Ordnungsgedanke, indogermas nischer 16, 31

Paarung von Tieren 21, 57, 121 Pansexualismus 30, 222 Patenschaft 52 Patriarchat, s. Daterrecht Pirraurusche 82 Polyandrie, s. Dielmännerei Polygamie, s. Mehrehe Polygynie, s. Dielweiberei Primitive, s. Naturvölfer Probeheirat 69f., 72, 88, 253 Probenächte, bäuerliche 89 Promistuität 17, 25, 70, 84, 86ff., 90, 161, 174, 180f., 183, 186, 192, 208, 225, 250f., 256 Prostitution 22, 28, 87, 90, 92, 228 Psychoanalyse 54, 64, 219ff., 241, 244 Punalua=Che 81, 192, 233

Rasse, fälische 169
— nordische 32, 133, 139, 169
— ostbaltische 156
— ostische 156
— westische 146
Rassenreinheit 37f.
Rassenreinheit 37f.
Rassensche 49ff.
Raubheirat 47, 61, 70, 75ff., 195, 206
Reinigungsgebote 100, 107
Römer 13f., 27, 48, 52, 56, 95, 104, 134f., 138, 159f., 181f., 210, 239, 241

Säuglingssterblichteit 119, 126, 131, 231, 255 Saisonehe 19 Schnur, s. u. Derwandtschaftsbe= zeichnungen Schwagerheirat 28, 44f., 92, 233 Schwägerin, s. u. Derwandtschaftsbezeichnungen Schwäher, s. u. Derwandtschaftsbezeichnungen Schwängerung 154 Schwangerschaft, voreheliche 90 Schwesternheirat 28, 44f., 92, 233 Schwestermann, s. u. Derwandt= schaftsbezeichnungen Schwesterkind, s. u. Derwandt= schaftsbezeichnungen Schwieger, s. u. Derwandtschafts= bezeichnungen Seelenwanderung 63 Sex ratio, s. Geschlechtsproportion Siebung, s. Auslese, Ausmerze Siedlungsgenossenschaften 14f.

Sippenverbände, vgl. auch Großfamilie 14f., 137, 140f., 165, 167 Sohnsfrau, s. u. Derwandtschaftsbezeichnungen Sonnensagen 161, 183 Sororat, s. Schwesternheirat Staatsgründungen 160, 164 Südsee 33, 43, 50, 70, 72, 76f., 82, 84, 88, 91, 103, 155, 158, 233, 237, 249

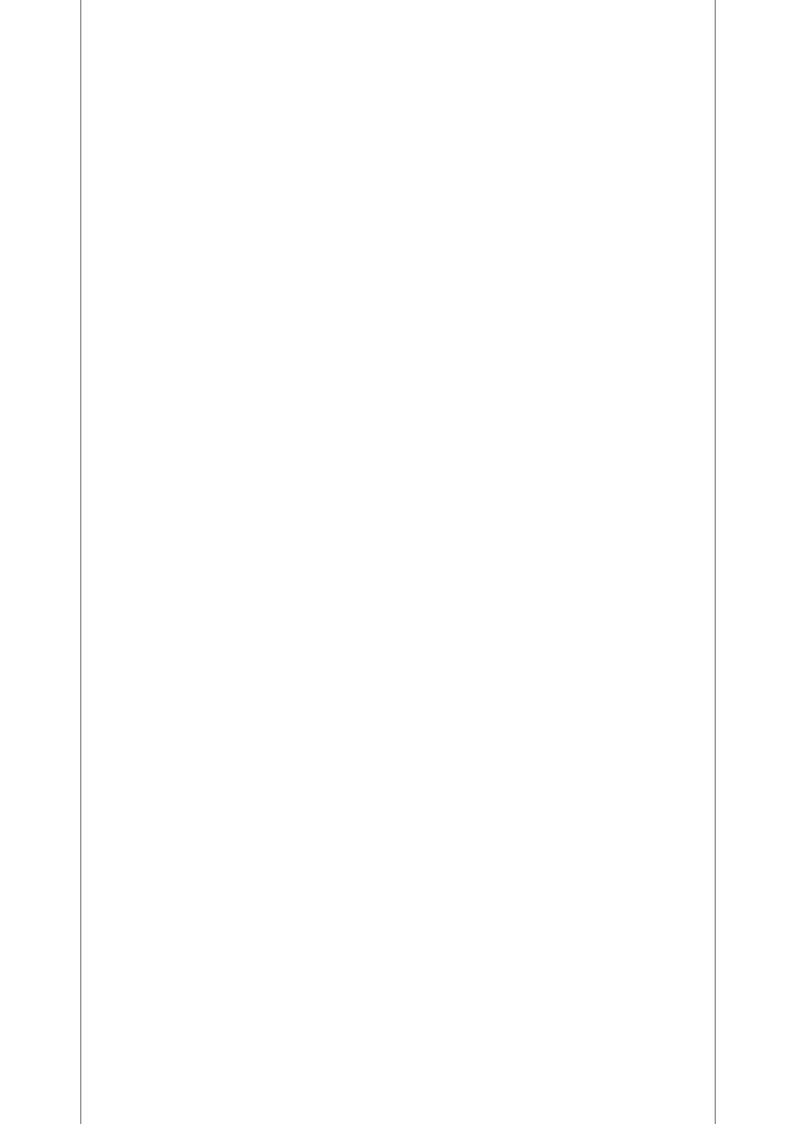
Tauschheirat 40, 92, 232f. Testament, Altes 105f. — Neues 105f. Tierehe 18f., 23, 252, 254, 257 Tötung Neugeborener 47, 50, 58, 109, 130f., 195f., 204, 255. Totemismus 22, 28, 62ff., 161, 195f., 225, 228, 241ff.

Überschichtung 110 Umwelteinflüsse 98 Unfruchtbarkeit 89 Unfruchtbarmachung 59 Urehe, menschliche 240, 249ff.

Daterbruder, s. u. Derwandtschaftsbezeichnungen Dater-Mutter-Kindersamilie 17, 248f., 251 Daterrecht 13, 16, 43, 61, 65, 68, 80, 90f., 97f., 103, 105, 109, 117, 133ff., 182f., 191, 198, 206, 219, 223f., 236, 239ff., 246ff. Dersallszeiten, s. Entsittlichung Derseltungsgedante 60 Derlobung 61, 91 Dernegerung 115f. Derwandtenheirat 35 ff., 44, 48, 52, 56ff. Derwandtschaft, bäuerliche 101 Derwandtschaft durch Satzung 46, 61, 172f. Derwandtschaft, geistige 52 Derwandtschaftsbezeichnungen 171 ff., 177, 190, 224 Derwandtschaftsordnungen 171, 186f., 190, 233 Detter, s. u. Derwandtschaftsbe= zeichnungen Dettern=Basenheirat 41 f., 56, 59 Dielmännerei 25, 79f., 108ff., 111, 114, 195, 197, 233, 245 Dielweiberei 18f., 28, 45f., 79, 100ff., 111, 115ff., 128, 181, 209, 219, 221, 239, 246

Wanderhirtentum 105, 116, 136, 142ff., 155, 238f., 242 Werbung 33, 36, 69, 71 Wiederverheiratung 136 Wirtschaft und Ehe 30, 103, 209, 212, 214f. Witwenheirat 44f., 103

Zeitheirat 70, 88
Zeugung 29, 31
Zeugungsalter 121
Zeugungsgebot, hebräisches 130
Zeugungstraft, männliche 114
Zeugungsvorsprung (grobange=
legter Menschen) 119
Zölibat, s. Ehelosigkeit.



Ende 1940 erscheint

Gattenwahl. Don Prof. Dr. Hans S. K. Günther. Preis etwa RM. 3—4.—.

Aus dem Inhalt: Fragen der Gattenwahl / Gattenwahl innerhalb der einzelnen Volksschichten / Schädigung der Gattenwahl durch verwirrende Einflüsse / Bedingungen der Ergänzung zweier Menschen verschiedenen Geschlechts zu einer glücklichen Ehe / Ausstellung eines Vorbildes für die Gattenwahl / Menschen, die nicht heiraten sollten und die man nicht heiraten soll / Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Verlobung.

Die Frage der Gattenwahl bekommt gerade nach dem Kriege wieder besondere Bedeutung. Es muß vermieden werden, daß zahllose junge Menschen nur beherrscht von unklaren Gefühlen, besonders durch Derliedtheit oder vergängliche Reize überstürzt eine Ehe eingehen, die nicht glücklich werden kann und die auch unter dem Gesichtspunkt der Aufartung des Volksganzen nicht gutgeheißen werden kann. Der Derfasser untersucht die Frage, welche Menschen sich heiraten sollen und welche nicht, wie weit die Gatten sich ergänzen sollen und wie weit von vornherein eine Gemeinsamkeit der Lebensauffassung notwendig ist. Er untersucht die Frage sowohl im hinblick auf das Eheglück des Einzelnen wie auch auf die günstige Gestaltung der Dolkszukunft durch Aufartung. Das Buch ist lebensnah und mit warmem herzen geschrieben, es ist keine fachwissenschaftliche Arbeit, sondern eine praktische volkserzieherische Unterweisung für solche, die heiraten wolsen.

Mir dean heirat'n.

Eine Untersuchung über die bäuerliche Gattenwahl in Bayern südlich der Donau nebst anschließenden Randgebieten. Don Dr. Ottilie Doll. 237 S. mit 31 Zeichnungen von Th. Streck. Geh. RM. 4.20, Lwd. RM. 5.20.

Die Derfasserin ist als altbayerische Bauerntochter und als Schülerin von Professor hans &. K. Günther wie keine andere berusen, über die bäuerlichen heiraten auf ihrem heimatboden zu schreiben. Sie hat es verstanden, aus Urkunden und Archiven sowie aus mündlicher Samilienüberlieserung ein anschauliches Bild zu entwersen. Nach welchen Grundsähen die bayerischen Bauern die Gattenwahl treffen, wie sie werben und freien, wie sie heiraten und wie sie ihr Seben im Dienste der Samilie und des hoses gestalten, wird wissenschaftlich und doch anmutig und reizvoll geschildert. Die eingestreuten Geschichten, die an Ludwig Thoma erinnern, werden Freunde bayerischen Wesens besonders entzüden. Die hübsche Ausstattung, auch mit bodenständigen Bildern von Th. Streck, macht das Buch zu einem schönen Geschenkwerk für alle, die im bayerischen Bauerntum leben und arbeiten, und für seine Freunde außerhalb seines Stammesgebietes.

Prof. Dr. Hans S. K. Günthers Werke

Rassentunde des deutschen Volkes. 103.—113. Tausend. 507 Seiten mit 580 Abb. und 29 Karten. Geh. RM. 10.—, Ewd. RM. 12.—.

"Günther hat das unvergängliche Derdienst, dem Rassegedanken zum wirklichen geistigen Durchbruch verholfen zu haben. Seine Sorschung ist die realistische Ergänzung des Mythusbegriffes des Nationalsozialismus. Die Rasseninteilung Günthers ist heute Allgemeingut geworden." Völk. Beob.

Die wesentlich gefürzte billige Volksausgabe:

Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes. (volks=Günther). 152 Seiten mit 100 Abb. und 13 Tafeln. 206.—225. Tausend. Geh. RM. 2.—, Lwd. RM. 3.—.

Sühreradel durch Sippenpflege. 5.—7. Tausend. Kart. RM. 2.20, Ewd. RM. 3.20.

Rassenkunde des jüdischen Volkes. 8.—12. Tsd. mit 305 Abb. und 6 Karten. Geh. RM. 7.—, Swd. RM. 8.60.

Rassenkunde Europas. Mit besonderer Berücksichtigung der Rassensgeschichte der hauptvölker indogermanischer Sprache. 3., wesentlich versmehrte und verbesserte Auflage. 342 Seiten mit 567 Abb. und 34 Karten. Geh. RM. 7.—, Ewd. RM. 8.60.

Herkunftu. Rassengeschichte der Germanen. mit 177 Abb. und 6 Karten. 8.—10. Tsd. Geh. Rm. 4.80, Ewd. Rm. 6.—.

Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens. Zugleich ein Beitrag zur Frage nach Urheimat und Rassenherkunft der Indogermanen. 245 S. mit 90 Abb. und 3 Karten. Geh. RM. 6.—, Ewd. RM. 7.50.

Der nordische Gedanke unter den Deutschen. 10. bis 12. Tausend. Geh. RM. 4.—, Ewd. RM. 5.40.

Ritter, Tod und Teufel. Der heldische Gedanke. 5. Auflage. 13.—15. Tausend. Mit 1 Titelbild. Geh. RM. 3.—, Ewd. RM. 4.20.

Platon als Hüter des Lebens. platons Zucht= und Er= ziehungsgedanken und deren Bedeutung für die Gegenwart. Mit 1 Bildnis Platons. 2. Auflage. Geh. RM. 2.—, Ewd. RM. 3.—.

Die Werke von Reichsbauernführer R. W. Darré

Das Bauerntum als Cebensquell der nordischen Rasse. 45.—50. Tausend. Geh. Rm. 8.—, Swd. Rm. 10.—.

"Es ist ein gewaltiges Derdienst Darrés, in dem vorliegenden Buche das Bauerntum als die Ur= und Grundsorm nordischen Seins an hand des ger= manischen Rechtes, der Sitten und unzähliger anderer Belege aus der ger= manischen Geschichte und Vorgeschichte schlagend und klar erwiesen zu haben."

NS. Monatshefte.

Neuadel aus Blut und Boden. 56.—60. Tausend. Geh. Rm. 5.20, Swd. Rm. 6.30.

"Das Buch stellt eine Tat im wahrsten Sinne des Wortes dar, da es dem Derfasser gelungen ist, mitten im Derfall der sittlichen und kulturellen Welt neue Wege für die Wiedererstarkung des deutschen Dolkes zu zeigen, Wege, die wirklich gangbar sind." "Der Angriff", Berlin.

"Mit tiefster Eindringlichkeit entwirft Darré praktische, unserem heutigen Dasein angepaßte, im innersten Wesen aber ewiggültige Vorschläge für den "Hegehof", den kommenden Edelmann und die Aufzucht eines neuen Gesschlechts."

NS. Monatshefte.

Eine geniale Cösung, die alle Schwierigkeiten bei der Aufstellung einer Ahnen=, Sippen= oder Nachfahrenkartei behebt, ist die unbegrenzt ausbaufähige

Neue Kartei für Samilienforschung nach System Dr.=Ing. H. Goet. Ahnenkartei, große Ausgabe RM. 15.—, kleine Ausgabe RM. 9.50 (für 7 Generationen ausreichend). Sippenkartei/Nachfahren=kartei. Ausführliche Werbeschrift kostenfrei!

Dolf und Rasse. Illustrierte Monatsschrift für deutsches Dolfstum, Rassenkunde, Rassenpflege. Begründet 1926. Zeitschrift des Reichsausschusses für Dolfsgesundheitsdienst und der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene. Schriftleiter: Prof. Dr. Bruno K. Schulk, Berlin.

"Dolf und Rasse" gibt Monat für Monat mit wissenschaftlicher Sachlichsteit in anregender Weise Bericht über alle Fragen der Rassentunde, Rassenschung und Bevölkerungspolitik. Bezugspreis vierteljährlich RM. 2.—, Einzelheft RM. —.70. Man verlange kostenloses Probeheft.

Politische Biologie

- Schriften für naturgesetzliche Politik und Wissenschaft, herausgegeben von Staatsminister a. D., Präsident des Rechnungshofes des Deutschen Reiches, Dr. Heinz Müller.
- heft 1: **Völker am Abgrund.** Don Dr. Friedrich Burgdörfer, Direktor beim Statistischen Reichsamt. 3., verbesserte Aufl. Mit 20 Abb. im Text u. einem besond. Bilderanhang mit 43 Abb. Preis in Steisumschlag RM. 3.—.
- heft 2: Die seelischen Ursachen des Geburtenrückganges. Don Dr. Th. Valentiner, Leiter des Instituts für Jugendkunde, Bremen. Preis kart. RM. 2.20.
- heft 3: Geburtenfrieg. Don Dr. Paul Danzer, in der Leitung des Reichsbundes Deutsche Samilie. 3. Aufl. Preis kart. RM. 1.50.
- Heft 4: Sittliche Entartung und Geburtenschwund. Don Dr. Ferdinand Hoffmann, Regierungsmedizinalrat. 7. Aufl. 22.—26. Tsd. Kart. RM. 2.—.
- heft 5: Kampf dem Säuglingstod. An der Wiege des Lebens der Nation. Don hans Bernsee. Mit einem Geleitwort von Reichshauptamtsleiter Erich hilgenfeldt. Mit 13 Zeichnungen. Kart. RM. 3.80.
- heft 6: Der Wille zum Kind. Don Dr. Paul Danzer. Kart. RM. 1.40.
- Heft 7: **Deutsche Mutter und deutscher Aufstieg.** Don Prof. Dr. August Mayer, Direktor der Universitätsfrauenklinik in Tübingen. Mit 9 Abb. Preis kart. RM. 1.50.
- heft 8 und 9: Die unterschiedliche Sortpflanzung. Don Thür. Staatsrat, Präsident, Professor Dr. Karl Astel und Dr. Erna Weber.
- heft 8: Die Sortpflanzung von 14000 thüring. handwerks= meistern und selbständigen handwerkern. Mit 10 Abb. Kart. RM. 3.20.
- heft 9: Die Fortpflanzung von 12000 thüring. Beamten und Angestellten. Mit 23 Abb. Kart. RM. 4.40.
- heft 10: Die Sortpflanzung der thüring. Bauern. Don Dr. med. E. Stengel v. Ruttowsti. Mit 14 Abb. Kart. RM. 4.80.
- Heft 11: 15 Millionen Begabtenausfall. Die Wirkung des Geburtensunterschusses der gehobenen Berufsgruppen. Don Staatsminister a.D. Wilshelm Hartnade. Mit 11 Schaubildern. Kart. RM. 4.—.

